Der implizite Bewußtseinsinhalt in der Phänomenologie und der analytischen Philosophie

---

Inauguraldissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

eines Dr. phil.,

-

vorgelegt dem Fachbereich 05

Philosophie und Philologie

der Johannes-Gutenberg-Universität

Mainz

-

von

Tomislav Janović

aus Zagreb, Kroatien

Idstein/Taunus 2005

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 5

Beispiele und Fragestellungen 5

Bestimmung des Gegenstands und Ausgangsposition der Untersuchung 8

Gliederung 17

1 Methodischer und thematischer Rahmen der Untersuchung: Die übergeordnete Diskussion zu Bewußtsein und Intentionalität 21

1.1 Umrisse einer nicht-reduktionistischen Wissenschaft des Geistes 21

1.2 Phänomenologie im Kontext der zeitgenössischen Philosophie 36

1.3 Der Intentionalitätsbegriff 42

2 Phänomenologische Explikation der Bewußtseinsstruktur und die Rolle des impliziten Bewußtseinsinhalts 47

2.1 Gestaltpsychologie als Phänomenologie 47

2.1.1 Gurwitschs Projekt und seine methodischen Grundlagen 47

2.1.2 Konstanzannahme und die Organisationsfrage 50

2.1.3 Gestaltkohärenz und Aussonderung 55

2.2 Phänomenologische Theorie der Intentionalität 59

2.2.1 Intentionale Akte und ihre Gegenstände 59

2.2.2 Intentionalität als noematische Identität 66

2.2.3 Das Noema als Sinn und Gegenstand 71

2.2.4 Ontologische und epistemologische Konsequenzen der zwei Noema-Konzeptionen 77

2.3 Der Innenhorizont 83

2.3.1 Das Gegebene und das Mit-Gegebene 83

2.3.2 Die motivierten (typisierten) Potentialitäten 92

2.3.3 Die Prinzipien des assoziativen Bewußtseins und die Logik der Typizität 100

2.4 Der Außenhorizont 106

2.4.1 Das thematische Feld 106

2.4.2 Das Randbewußtsein 114

2.4.3 Horizontintentionalität und Weltbegriff 118

2.5 Zusammenfassung und Bewertung des phänomenologischen Ansatzes zum impliziten Erfahrungsinhalt 127

3 Der implizite Wahrnehmungsinhalt in der analytischen Philosophie 136

3.1 Der implizite Wahrnehmungsinhalt auf der vorbegrifflichen Ebene 136

3.1.1 Dretske und die zwei Kodierungsweisen 136

3.1.2 Peacocke und die „perzeptiven Szenarien“ 144

3.1.3 „Sinnliche Eigenschaften“ und die Konstanz in der Wahrnehmung 151

3.2 Das Problem der „Präsenz“ in der Wahrnehmung 168
3.2.1 Eine phänomenologische Deutung des impliziten Wahrnehmungsinhalts 168
3.2.2 „Filling-In“ oder „finding-out“ – eine falsch gestellte Frage? 175

4 Herausforderungen einer Theorie der impliziten Überzeugungen 181

4.1 Implizite Überzeugungen: mitbewußte Inhalte prädikativer Akte 181
4.2 Implikaturen in der Kommunikation als implizite Überzeugungen 192

5 Schlußwort und Ausblick 203

6 Zitierte Literatur 210

7 Zusammenfassung 223

Einleitung

„...es ist das Wesen des Bewußtseins, daß es seine eigenen Phänomene vergißt..."
Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la Perception*

Beispiele und Fragestellungen

Stellen wir uns den folgenden, ungewöhnlichen Fall vor.[1] Ein Fenster meines Zimmers schaut auf eine Kirche, von deren Turm zu jeder Stunde die Glocken läuten. Manchmal kommt es vor, daß ich ganz plötzlich bemerke, daß die Glocken schon eine Weile läuten und ich, mir dessen unbewußt, die Anzahl der Schläge mitgezählt habe. (Es könnte zum Beispiel sein, daß mir das Zählen der Glockenschläge zur Angewohnheit und diese Angewohnheit mit der Zeit unbewußt wurde.) Nehmen wir einmal an, daß ich mir beim fünften Schlag zugleich zweier Tatsachen bewußt werde: zum einen, *daß* die Glocken läuten, und zum anderen, *daß* sie bis zu diesem Zeitpunkt bereits viermal geschlagen haben. Die Preisfrage lautet nun: Woher weiß ich die zweite Tatsache? Wie, in welchem Sinne war ich mir der ersten vier Schläge „bewußt"? Oder in Husserlscher Sprache ausgedrückt: Was heißt „vor" im Fall einer „vorprädikativen Erfahrung"?[2]

Genaugenommen war ich mir ihrer weder vollständig unbewußt noch vollständig bewußt. Einerseits wüßte ich nicht, daß es genau *vier* Schläge waren, wenn es mir vollständig unbewußt wäre. Denn das Zählen ist eine jener Aktivitäten, die ein bestimmtes Bewußtsein von vereinzelten, abgetrennten Objekten als Teil einer Reihe voraussetzen. Wenn ich mir andererseits der Anzahl der Glockenschläge im üblichen Sinn bewußt gewesen wäre, dann hätte es keinen Unterschied meines Bewußtseins vor und nach dem fünften Schlag gegeben, und genau *dieser Unterschied* wurde mir doch plötzlich bewußt.

Mein zweites Beispiel ist ein alltägliches. Stellen wir uns vor, daß ich durch das Fenster meines Zimmers die Kirche gegenüber ansehe. Teils wegen des Fensterausschnitts, teils wegen meines beschränkten Gesichtsfeldes ist nur ein Teil des Kirchengebäudes meinem Blick zugänglich, in meinem Bewußtseinsfeld unmittelbar, daß heißt sensuell oder sinnlich

---

[1] Dieses Beispiel habe ich von Sean Kelly (2002) übernommen, der es wiederum von William James entlehnt hat. Das Beispiel blieb mir in Erinnerung, weil ich eben denselben Fall persönlich erlebte.

[2] Vgl. Siewert (2003).

präsent. Der Rest des Gebäudes ist unsichtbar. Zusätzlich ist ein Teil des eigentlich sichtbaren Restes von Bäumen verdeckt. Wenn ich jetzt meine Erfahrung genau beschreiben wollte, so müsste ich zugeben, daß ich die Kirche als Objekt meiner Erfahrung *als Ganzes* erlebe und nicht nur jene Teile, die meiner Sicht direkt zugänglich sind. Es wäre auch falsch zu behaupten, daß ich die sichtbaren Teile echt („leibhaftig") erlebt hätte – irgendwie mittels Vorstellungskraft oder einer anderen mentalen Operation ergänzt um die unsichtbaren Teile. Mein Erlebnis war ein einheitliches, in dem die sichtbaren und unsichtbaren Teile ein untrennbares Ganzes ausmachen. In dieses Ganze gehen nicht nur die meinem Blick verborgenen Teile wie der Kirchturm ein, die ich leicht durch eine Augen- oder Kopfbewegung erblicken könnte, sondern auch jene Teile, die jedenfalls von meiner Position aus unsichtbar sind, wie die Rück- oder Innenseite der Kirche, oder jene „Teile", die grundsätzlich unsichtbar sind (etwa die kausalen Eigenschaften des Bauwerks oder seine Funktion). Wie kann man nun die Fülle eines typischen perzeptiven Erlebnisses mit der Spärlichkeit des Stimulus zusammenbringen?

In meinem dritten Beispiel geht es um Handlungsintentionen. Wir schauen uns ein Fußballspiel an. Der Torhüter macht einen hohen Abschlag. Die Spieler drängen sich an der Stelle, wo sie den Aufschlag des Balls erwarten. Ihr Verhalten zeigt uns an, daß sie daran glauben, der Ball werde dort gleich aufschlagen. Deswegen ist es auf eine bestimmte Art gerechtfertigt, den Spielern den besagten „Glauben" – ausdrückbar etwa durch den Satz „Der Ball wird um die Zeit *t* am Ort *O* zu Boden fallen." – zuzuschreiben, auch wenn dieser konkrete Gedanke keinem von den Spielern wortwörtlich „durch den Kopf" ging. Das Verhalten der Spieler stimmt aber auch mit einer Unzahl anderer Überzeugungen überein: zum Beispiel mit den Überzeugungen, daß der Ball ein Inneres hat, daß er nicht leichter als Luft ist, daß er nicht schwerer als zehn Kilogramm ist, daß er sich nicht in eine Prinzessin verwandeln wird, bevor er aufschlägt, und so weiter. Würden wir überprüfen, ob die Spieler dies alles tatsächlich glauben – indem wir sie zum Beispiel einfach fragen oder auf eine andere Art unsere Hypothese überprüfen[3] –, dann würden wir wahrscheinlich neben einem gewissen Kopfschütteln eine *positive* Antwort erhalten. Aber in welchem Sinn „glaubt" man alle diese Sachen? Haben diese merkwürdigen Überzeugungen denselben theoretischen Status wie jene erstgenannte? Falls nein, anhand welcher Kriterien können wir

[3] Vielleicht durch das folgende „Experiment": Wir könnten die Bedingungen so ändern, daß die Spieler gezwungen würden, ihr Verhalten gemäß den neuen Überzeugungen anzupassen – wenn wir zum Beispiel dem Torhüter einen heliumgefüllten Ball „andrehen" würden und sodann seine Verhaltensänderung beobachteten.

unterscheiden, welche Überzeugungen man „vernünftigerweise“ zuschreiben sollte und welche man „absurderweise“ unterstellen würde. Und wie könnte man eine Theorie der Glaubenszuschreibung gegen eine unendliche Entitätsvermehrung absichern? Haben wir alle neben den aktuellen („aktiven“) Überzeugungen jederzeit auch unendlich viele potentielle („passive“ oder „schweigende“), die wir *ad libitum* aktivieren können? Falls ja, wie funktioniert diese Aktivierung? Und verhält es sich mit anderen mentalen Zuständen ebenso? Können wir einen Roboter mit einem unendlichen Potential „nützlicher“ Glaubenssätze konstruieren – ein künstliches Wesen mit gesundem Menschenverstand?[4]

Mein letztes Beispiel hat mit Sprachgebrauch zu tun.[5] Betrachten wir den Satz:

(a) Er träumte, während er schlief.

Formal-logisch betrachtet, *abgesehen* von jedem Situationskontext, drückt diese Proposition dasselbe aus wie der Satz:

(a*) Er schlief, während er träumte.

Beide Sätze beschreiben denselben objektiven Sachverhalt, das heißt dieselbe zeitliche Beziehung: die Beziehung der *Koinzidenz* zweier Ereignisse. Trotzdem fällt es schwer, wenn es auch denkbar ist, sich eine Gelegenheit vorzustellen, in der wir den Satz (a*) sagen oder hören würden. Er klingt „unnatürlich“. Warum? Die Gründe können mittels eines Glaubenssatzes unseres Alltagswissens und mittels einer Sprachregel, die eine Verallgemeinerung im Sprachgebrauch ausdrückt, beschrieben werden.

(1) Der Zustand des Träumens ist abhängig vom Zustand des Schlafens, nicht umgekehrt.

(2) Wenn ein Satz die Beziehung zwischen zwei Zuständen oder Ereignissen beschreibt, dann erscheint der abhängige Begriff als erster in der Relation – an der ersten Stelle im Satz (das heißt im Hauptsatz) –, während der

[4] Vgl. dazu Dennetts (1984) unterhaltsames Beispiel, das eben diese Möglichkeit in Zweifel zieht. Der Grund des Zweifels ist das notorische „frame problem“, über das sich die Künstliche-Intelligenz-Forscher seit Jahrzenten den Kopf zerbrechen. (Vgl. Haugeland, 1987) Das seltsame Vermögen des menschliches Geistes, mit diesem „Problem“ mühelos klarzukommen, und zwar in einer Unzahl von tagtäglichen Situationen, ist längst bekannt und gründlich expliziert, allerdings in einer den zeitgenössischen Kognitionswissenschaftlern und KI-Verfechtern schwer verständlichen Sprache. Hubert Dreyfus (1982) hat sich darum verdient gemacht, die Gemeinsamkeiten zwischen der Husserlschen transzendental-phänomenologischen Horizontanalyse – der Herausarbeitung der noematischen Strukturen – einerseits und der Repräsentationstheorie des Geistes und der Versuche der KI-Forscher, das „frame problem“ zu lösen, andererseits aufzuzeigen. Seine Darstellung Husserls als „ambivalentem Vater der Kognitionswissenschaft“ ist durchaus strittig.

determinierende Zustand oder das determinierende Ereignis an zweiter Stelle (im Nebensatz) steht.

Allem Anschein nach wirken Glaubenssätze beziehungsweise Regeln wie (1) und (2) tatsächlich wie eine Begrenzung unseres alltäglichen Sprachgebrauchs. Ansonsten wäre es uns gleichgültig, ob wir den Satz (a) oder sein Gegenstück (a*) benutzen, um die genannte Proposition auszudrücken. Es ist aber ebenso offensichtlich, daß wir dieses Wissen – das Wissen um Regeln wie (2) und den Glauben an (1) – nicht bewußt anwenden, sondern vielmehr „passiv" (im phänomenologischen Sinn). Welches ist aber der mental-ontologische Status dieses immer bereitstehenden, automatisch anwendbaren Hintergrundwissens? Welchen „Inhalt" umfaßt es? Kennt es Grenzen? Und wie ist es strukturiert? Ist es auf vereinzelte Glaubenssätzen („Propositionen") verteilt, wie es das vorherige Beispiel suggeriert? Unterscheidet sich des weiteren die Kenntnis von (1) von der Beherrschung der Sprachregeln wie (2), und wenn ja, in welcher Hinsicht? Hat (2) denselben mentalistischen Status wie die grammatischen Regeln – die Regeln der Komposition komplizierter sprachlicher Strukturen aus einfacheren[6] – oder denselben Status wie die Regeln der visuellen Wahrnehmung – die Regeln der Herstellung eines dreidimensionalen Bildes aus einer zweidimensionalen Projektion auf der Retina? Gehört (1) zu den im vorherigen Beispiel angesprochenen Regeln des „gesunden Menschenverstandes"? Wie beziehen sich die Regeln der verschiedenen Anwendungsbereiche aufeinander? Gibt es vielleicht Regeln „höherer Ordnung", die für die mentale Konsistenz zuständig sind? Und schließlich: Welches ist die richtige ontologische Ebene, um alle diese Fragen zu beantworten?

Bestimmung des Gegenstands und der Ausgangsposition der Untersuchung

Es wäre vermessen, selbst die einfacheren unter den gestellten Fragen beantworten zu wollen. Der eigentliche Grund, warum ich sie aufgezählt habe, ist, die Aktualität, aber auch die Komplexität des dargestellten Phänomens hervorzuheben – um zu zeigen, wie schwer es ist, das Problem *clare et distincte* darzulegen oder gar plausible Erklärungen dafür anzubieten. Daß ich hier von *dem* Phänomen spreche, ist keinesfalls selbstverständlich; es geht um eine Annahme, die meine Ausgangsposition wesentlich mitbestimmt. Obwohl jedes der vier

[5] Das Beispiel selbst und seine Analyse stammen von Leonard Talmy (2000: 324-325).

angeführten Beispiele von einem anderen Typus mentaler Tätigkeit handelt, gehe ich davon aus, daß das Explanandum jeweils das gleiche ist.

Es ist immer ein gewisses Risiko, verschiedene Erscheinungen und Fälle unter einen gemeinsamen Oberbegriff zu stellen, wenn deren Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Gattung oder einer einheitlichen Art unklar oder zweifelhaft ist. (Schon die Tatsache, daß es so unterschiedliche Arten von intentionalen Erfahrung gibt, stimmt bedenklich.) Ich nehme allerdings dieses Risiko in Kauf, da ich so meinem Vorhaben eine günstige – wenn auch vielleicht leicht angreifbare – Startposition zu verschaffen glaube. Es gilt nun, diese Position zum Ausdruck zu bringen.

Was in allen oben geschilderten Situationen – von denen unsere Alltagserfahrung unendlich viele aufweist – zum Vorschein kommt, ist jenes Zusammenspiel von Bewußtem und Mitbewußtem, unmittelbar Erlebtem und unwissentlich („implizit") Angenommenen, das unsere sinnliche, denkende, sprachliche oder handelnde – kurz: *intentionale* – Bezogenheit auf die Welt kennzeichnet. Das Attribut „mitbewußt" kann man – allerdings nur unter Vorbehalt[7] – mit dem Attribut „vorbewußt" austauschbar anwenden[8], je nachdem, ob das Moment der *Mitwirkung* oder das Moment der *Potentialität* hervorgehoben werden soll. Die zwei Momente sind zwei Seiten derselben Medaille: Einige (welche?) potentiell bewußte Inhalte – die vor ihrer Aktualisierung („Thematisierung"[9]) dem Erlebnissubjekt als völlig unbestimmt (obschon thematisierbar!) erscheinen – bestimmen den unmittelbar präsenten Inhalt mit, wobei der mitbestimmende Moment „in" oder „neben" jenem unmittelbar gegenwärtigen verborgen bleibt, also durch seine „Unmittelbarkeit" (Husserl: „lebendige Gegenwart") ausgeblendet wird, und daher in der alltäglichen (präreflexiven) Einstellung nicht zu erkennen ist. In dieser Hinsicht ähnelt der Status des Mitbewußten in der

---

[6] Ich ignoriere hier den von Chomsky eingeführten Unterschied zwischen der Tiefen- und der Oberflächenstruktur der Sprache.

[7] Dieser außerordentlich wichtige Vorbehalt kann hier ignoriert werden. Erst zum Ende meiner Untersuchung werde ich ihn herausarbeiten und ein Kriterium für die Unterscheidung zwischen den vor- und mitbewußten Inhalten zu entwerfen versuchen.

[8] Diese terminologische Unterscheidung schulde ich Prof. Thomas Seebohm. Anhand einer phänomenologischen Analyse versucht Seebohm (1992), den Begriff des Vorbewußten von zwei anderen, häufig verwechselten Begriffen – dem Unbewußten und dem Unterbewußten (*subconscious*) – abzugrenzen. Siehe dazu auch Güzeldere (1997: 18-21) und die Fußnote 47.

[9] Thematisierung heißt (in der Fachsprache der Husserlschen Phänomenologie), einen Inhalt zum Thema eines selbständigen prädikativen Aktes zu machen. Dies vollzieht sich typischerweise als „Erfüllung": ein unbestimmter, nicht-sinnlich gegebener Inhalt wird in einen *empfindungsmäßig gegebenen* Inhalt überführt, wie zum Beispiel, wenn die momentan unsichtbare, bloß „angenommene" Seite eines physischen Gegenstandes durch Körperbewegung sichtbar gemacht wird.

phänomenologischen Theorie des Geistes jenem der dunklen Materie in der physischen Theorie des Universums: Die Existenz des Unbemerkbaren wird aufgrund seiner Wirkung auf das Merkbare abgeleitet.

Die Wirkung des Potentiellen auf das Aktuelle – des „Angenommenen" auf das „unmittelbar Erlebte" – kann, wenn nicht als regelgeleitet, dann zumindest als regelkonform bezeichnet werden: Sie entfaltet sich innerhalb eines – von Phänomenologen herausgearbeiteten – „Spielraums apriorischer Möglichkeiten" (Husserl, EU: 32). Die Grenzen dieses Möglichkeitsraums sind die allgemeinen („eidetischen") Bedingungen der Identität/Variation jedes Erfahrungsinhalts, der durch verschiedenen Erfahrungsakte jeweils als das Gleiche erlebt wird. Neben den allgemeinen gibt es aber auch die spezifischen Bedingungen der Identität/Variation intentionaler Inhalte. Diese sind durch die Regel einer impliziten *Typik* vorbestimmt. Die „typische" Erscheinungsweise des unmittelbar Erlebten im Lichte des Miterlebten hängt, einerseits, vom Grad der Kohärenz seiner inneren Struktur („Innenhorizont") und, andererseits, vom Grad der Relevanz seines Erfahrungskontextes („Außenhorizont") ab, wobei „Kohärenz" und „Relevanz" im Sinne von Gurwitsch zu verstehen sind, das heißt, als *termini technici* für zwei Arten der Beziehung zwischen den zwei fraglichen Strukturteilen intentionaler Erfahrung.

Bevor ich die Unterscheidung zwischen diesen Strukturteilen – zwischen zwei „Teilinhalten" – zu rechtfertigen versuche, möchte ich vorab einer prinzipiellen Gegenstimme entgegentreten. Man könnte nämlich durchaus verlangen, daß sich die zwei Inhaltsbegriffe als Bezeichnungen für „reale" psychologische Kategorien ausweisen, um explanatorisch brauchbar zu werden. Denn, wie überzeugend auch immer obige Beispiele wirken mögen, so bliebe für Kritiker doch fraglich, ob das durch sie aufgezeigte Phänomen ein authentisches ist. Wobei es nur dann als authentisch gelten könnte, wenn sich – den bewährten Prinzipien empirisch-wissenschaftlicher Praxis nach – bestätigen ließe, daß jedem der zwei angeblichen Typen mentalen Inhalts ein eigener oder tatsächlicher? Typus von Zustand/Vorgang[10] zugrunde liegt. Erwiese sich eine solche Bestätigung als undurchführbar, dann wäre die Annahme über den zusätzlichen (impliziten) Bewußtseinsinhalt fragwürdig: Eine Theorie des Geistes, die eine solche Annahme als

[10] Aus praktischen Gründen werde ich im Laufe dieser Arbeit statt von „Zuständen und Vorgängen" nur von „Zuständen" sprechen. In den meisten Zusammenhängen werden damit beide Kategorien abgedeckt.

gegeben hinnimmt, bliebe dem skeptischen Vorwurf ausgesetzt, sich ihr Explanandum erfunden oder (bestenfalls) auf eine willkürliche Art kategorisiert zu haben.

Zu diesem Einwand möchte ich mich so klar wie möglich äußern. Ich habe keine schlüssigen Gegenargumente angesichts einer a priori ablehnenden Haltung zur vorgeschlagenen Inhaltsanalyse anzubieten[11]. Das heißt allerdings nicht, daß das durch die vier Beispiele veranschaulichte Phänomen ein erfundenes ist – Produkt einer willkürlichen Kategorisierung oder ungerechtfertigten Anwendung nicht-verifizierbarer Termini. Erstens: Meine Verwendungsart des Gegensatzes „unmittelbar bewußt"/„mitbewußt" oder „Grundinhalt"/„ergänzender Inhalt" soll in einem *phänomenologisch-deskriptiven*, nicht in einem *ontologisch-reduktiven* Sinn verstanden werden. Das heißt: Die vorgeschlagene Analyse dient eher als angebrachtes Beschreibungsmittel denn als Äußerung zur „wahren" Beschaffenheit intentionaler Geisteszustände. Zweitens: Ich halte es für kurzsichtig, den heuristischen Wert dieses Mittels *a priori* in Frage zu stellen – ohne Berücksichtigung jener detaillierten Analysen der menschlichen Erfahrungswelt, die von Denkern wie James, Husserl oder Gurwitsch vollzogen wurden und deren theoretische Implikationen meines Erachtens bisher weder in Gänze erkannt noch gewürdigt wurden. Es ist überflüssig zu erwähnen, daß mein Verhältnis zu diesen Analysen kein dogmatisches ist: Die vorliegende Arbeit versteht sich schließlich als eine kritische Auslegung ihrer Ergebnisse und als eine komparative Überprüfung – durch Vergleich mit teils konkurrierenden, teils komplementären Ansätzen – ihrer explanatorischen Tragweite.

Inwiefern ist aber die Unterscheidung zwischen den zwei vermeintlichen Inhaltstypen *phänomenologisch* nachweisbar? Warum sollten wir annehmen, daß mitbewußte Inhalte *Erfahrungs*inhalte sind (und nicht bloß theoretische Entitäten)? Klingt unsere Annahme – in Anbetracht der sehr strittigen Evidenz, die uns die Introspektion liefern kann – nicht hoffnungslos spekulativ und hergeholt? Käme eine Theorie des Geistes ohne sie nicht besser klar? Um diese – für meine Ausgangsposition kritische – Fragen zu klären, ist es zunächst notwendig, eine folgenschwere konzeptuelle Abgrenzung vorzunehmen.

Was die mitbewußten Inhalte mit jenen unmittelbar bewußten *gemeinsam* haben, und was diese beiden Kategorien von den Inhalten physischer, physiologischer, neuronaler, informationaler, funktionaler und anderer *grundsätzlich unbewußter* Zustände trennt, ist, daß es

[11] Gleichgültig, ob diese Haltung von einer radikal-empiristischen oder von einer eliminativistischen Konzeption des Geistes herleiten mag.

sich um Inhalte *mentaler* Zustände handelt. Als Unterscheidungsmerkmal des Mentalen verstehe ich die *Fähigkeit zur perspektivistischen Erscheinungsweise*, wobei diese Fähigkeit nicht unbedingt realisiert (aktualisiert) werden muß[12], zumindest nicht auf die schlichteste, uns vertrauteste Weise – auf die Weise eines perzeptiven Vorstellungs- oder Denkzustands, dessen Inhalt dem Erlebnissubjekt als unmittelbar gegenwärtig (vorkommend) erscheint (*occurent mental state*). Es ist zunächst belanglos, wie der Status all jener *latenten* mentalen Zustände („schweigende Überzeugungen") zu erklären ist. Entscheidend ist, daß bei jedem *mentalen* Zustand – sei er aktuell oder potentiell – die Bedingung der Phänomenalität auf diese oder jene Weise erfüllt werden muß, was heißt, daß die *vollständige* Kenntnis seines Inhalts eine „innere", „qualitative", subjektbezogene Perspektive voraussetzt[13], ungeachtet der Frage, welche Gegenständlichkeit – falls überhaupt irgendeine – sich „durch" diese Perspektive präsentieren läßt. Zustände, die diese Bedingung unter keinen Umständen erfüllen können, können auch nicht als *mental* kategorisiert werden – zumindest nicht gemäß der hier vertretenen Auffassung.

Durch diese restriktive Formulierung möchte ich mein Verständnis des Mentalen gegenüber der Position einiger anderer Autoren abgrenzen – insbesondere derjenigen, die

---

[12] Dieser Ansatz steht jenem von John Searle nahe. Siehe dazu Fußnote 35.

[13] Wobei diese „Ich-Perspektive" nicht unbedingt ein aktiv involviertes „Ich" oder „Selbst" unterstellt. Was heißt, daß sie auch jenem Wesen zugeschrieben werden kann, das kein (selbst)reflexives Bewußtsein oder – wie es in der Sprache der Kognitionswissenschaft heißt – keine „metapräsentationale" Fähigkeit besitzt. Die Kombination der zwei Bedingungen – jene des Objekt-Habens („Inhalt-Repräsentierens") und jene des Erscheinung-Werdens („Erlebnisaspekts") – drückt sich durch den Begriff „Zustandsbewußtsein" (*state consciousness*) aus. Bei dieser Art des Bewußtseins

> (...) ist es nicht nur notwendig, dass ein mentaler Zustand einen bestimmten Inhalt repräsentiert, um sagen zu können, dass die Person, um deren Zustand es sich handelt, sich dieses Inhalts bewusst ist. Vielmehr muss ihr der Inhalt auf eine bestimmte Weise gegenwärtig sein. Es muss also noch etwas anderes der Fall sein, als dass es im Gehirn oder im Körper dieser Person eine Repräsentation mit diesem Inhalt gibt. (...) Man könnte meinen, dass dieses weitere Moment ein bestimmter *phänomenaler* Charakter sei. (Schröder, 2004: 220)

Der Begriff „Zustandsbewußtsein" ist in der aktuellen Literatur üblicherweise dem Begriff „transitives Bewußtsein" entgegengesetzt – einem Begriff, der eine bestimmte Eigenschaft von *Inhalten*, nicht von Zuständen, zum Vorschein bringen soll. Der letztere Bewußtseinsbegriff umfaßt nicht nur verschiedene bewußte Inhalte (im neutralsten, vortheoretischen Sinn des Wortes), sondern auch jene – entweder grundsätzlich oder vorläufig – *unbewußten*, wobei die einzige Bedingung für diese Art des Bewußtseins der „transitive" Charakter seines Inhalts ist, das heißt, daß es um das Bewußtsein um irgendeinen Gegenstand der Welt geht. (Vgl. Rosenthal 1997: 737). Wie aber die grundsätzlich unbewußten Inhalte diese Bedingung erfüllen können – wie sie etwas zu „repräsentieren" vermögen, bleibt nach wie vor unklar. Diese Unklarheit stellt bekanntlich einen der zentralen Streitpunkte der zeitgenössischen Philosophie des Geistes dar.

Wenn man – wie z.B. im Satz „Schnecken sind unbewußt" – das Attribut „bewußt" so verwendet, daß damit nicht die Eigenschaft eines Zustands, sondern *eines Wesens* bezeichnet wird, haben wir es mit einem dritten Bewußtseinsbegriff zu tun. Diese Art des Bewußtseins („*creature consciousness*") liegt dem Zustandsbewußtsein zugrunde. (Denn es gibt keine „Zustandsbewußtheit" ohne „Wesensbewußtheit".) Für den Unterschied zwischen diesen zwei Bewußtseinsbegriffen vgl. Dretske (1993).

die Existenz der sogenannten „tiefen kognitiven Strukturen“ als gegeben voraussetzen und die vereinzelten Realisierungen dieser Strukturen – vor allem die theoretisch (re-)konstruierten Wahrnehmungs- und Sprachregeln – als *mentale* Entitäten behandeln. Die vermeintlichen „Geisteszustände“, die solche Strukturen instanziieren sollen, haben mit den mitbewußten Zuständen im oben aufgezeigten Sinn nichts zu tun! Dies zu betonen, ist mir außerordentlich wichtig, weil es unter dem Einfluß von kognitivistisch ausgerichteten Autoren wie Chomsky, Fodor oder Marr üblich geworden ist, solche quasi-mentalen, grundsätzlich unbewußten („subdoxastischen“) Zustände (beziehungsweise deren Inhalte) durch die Attribute „implizit“, „verborgen“ oder „schweigend“ zu charakterisieren.[14] Mein Begriff der Implizitheit darf mit dieser Verwendungsweise nicht verwechselt werden.[15]

Dadurch möchte ich aber nicht den Eindruck erwecken, daß ich über eine eindeutige und endgültige Antwort auf die Frage des *phänomenalen Status* der mitbewußten Inhalte verfüge. Es ist nicht nur unklar, ob es eine authentische „Phänomenologie des Mitbewußten“ gibt – ob es für jemanden, der sich in einem „mitbewußten Zustand“ befinden sollte, irgendwie „ist“[16], sich in *genau dieser Art* des mentalen Zustands zu befinden. Es ist auch schleierhaft, aufgrund welcher Evidenz dieselbe Frage beantwortet werden soll. Dies liegt daran, daß die mitbewußten Inhalte – im Unterschied zu jenen einfach bewußten – ein paradoxes Merkmal aufweisen: Sobald man ihnen – zur Ergründung ihrer „inneren Natur“ – seine Aufmerksamkeit zuwendet, hören sie auf zu sein, was sie ursprünglich waren, nämlich mit- und das heißt auch *vor*bewußte Inhalte, und werden (*a fortiori*) zu bewußten Inhalten. Soll heißen: Da die phänomenale Realität mitbewußter Inhalte als solche nur *in*direkt nachweisbar zu sein scheint – man kann sie viel eher (theoretisch) ableiten als (introspektiv) aufspüren –, verlangt sie eine zusätzliche Rechtfertigung, über die (unzuverlässige) introspektive Berichterstattung hinaus.

---

[14] Vgl. etwa die typischen kognitionswissenschaftlichen Ausdrücke wie „implicit rules“, „tacit knowledge of rules“, „deep cognitive structures“ usw. Unter „expliziten kognitiven Strukturen“ oder „expliziten Repräsentationen“ – im Unterschied zu jenen „impliziten“ – versteht man üblicherweise diejenigen Strukturen, deren Inhalt mit dem repräsentierten Objekt „kovariieren“.

[15] Wobei ich mir völlig bewußt bin, daß die Trennungslinie zwischen den zwei Verwendungsweisen des Attributs „implizit“ – und damit zwischen den zwei theoretischen Entitäten, die durch dieses Attribut bezeichnet werden – in Einzelfällen bzw. in Einzelaspekten unklar und fließend erscheinen kann. Es ist eines der Nebenziele dieser Arbeit, den fraglichen Unterschied, statt ihn im voraus festzusetzen, im Laufe der Untersuchung aufzuzeigen. Heißt: der Unterschied soll als Ergebnis der vorliegenden Analysen allmählich zum Vorschein kommen, nicht aber – als deren Voraussetzung – bloß postuliert werden.

Als erste Annäherung an diese Rechtfertigung mag die folgende These genügen: Der mitbewußte Inhalt – soweit er mitbewußt ist! – ist selbständig (*simpliciter*) *nie* gegeben. Er kann nur als Teil des *gesamten* Inhalts eines intentionalen mentalen Zustands – als sein *Teil*inhalt – instanziiert werden. Dieser Ansatz hat (unter anderem) zur Folge, daß nicht alles, was in der intentionalen Erfahrung präsent ist, uns direkt zugänglich sein muß. *Erfahrungsmäßig präsent sein* ist nicht dasselbe wie *für das Erfahrungssubjekt vorhanden sein*. Dabei ist Folgendes zu betonen: Während der mitbewußte Inhalt *als propositional ausdrückbarer Teilinhalt* dem Erlebnissubjekt nicht direkt (präreflexiv) vorhanden zu sein scheint, ist ihm der *epistemische Status* dieses Inhalts – zumindest im paradigmatischen Fall äußerer Wahrnehmung – als vom unmittelbar präsenten Grundinhalt unterschiedener Erlebniszustand *unmittelbar evident*: Die Beschaffenheit der unsichtbaren, angenommenen Seite des Kirchengebäudes ist mir als unbestimmt gegeben und daher als vom Erlebnis der bestimmten, empfindungsmäßig gegebenen Vorderseite deutlich *unterschiedener Inhaltstypus*. Wenn dies nicht der Fall wäre, hätten wir keinen phänomenologisch triftigen Grund von zwei Inhaltsarten zu sprechen.

Es ist eines der Ziele dieser Arbeit zu deuten, wie der gerade geschilderte Ansatz mit den Ergebnissen phänomenologischer und gestaltpsychologischer Inhaltsanalysen zusammenhängt. Das diesbezüglich relevanteste Ergebnis kann folgendermaßen zusammengefasst werden: Es ist der gewisse „Überschuß" gegenüber ihrem „sinnlichen Inhalt"[17], welcher unseren Erlebnissen, sowohl prädikativen wie auch vorprädikativen, die charakteristische „Transparenz", den transzendenten, weltlichen Charakter verleiht. Ohne den Beitrag des einbezogenen, vom unmittelbar gegebenen Grundinhalt untrennbaren Teilinhalts wären die synthetischen Leistungen menschlichen Geistes – die Grundformen intentionaler Einheit: physiche Objekte, ihre Teile und Merkmale, Relationen und Sachverhalte, bis hin zu kategorialen Einheitsformen (Urteile, Überzeugungen, Annahmen

---

[16] Ich übernehme hier die berühmte Nagelsche Redewendung („what is it like to be..."), die den phänomenalen Aspekt eines mentalen Zustands bezeichnet und als eines der plausiblesten Kriterien der Bewußtheit fungiert. Siehe Fußnote 31 unten.

[17] Diesem Ausdruck gegenüber ist Vorsicht geboten. Es ist eben eine der nachhaltigsten kritischen Einsichten Gurwitschs gegenüber seinem Lehrer Husserl – eine Einsicht, die in der vorliegenden Arbeit eine ziemlich wichtige Rolle spielt – , daß es so etwas wie „sinnlichen Inhalt" in seiner reinen Form eigentlich nicht gibt. Dieser Einsicht liegt Gurwitschs gestalttheoretisch motivierter Interpretation der Husserlschen Intentionalitätslehre zugrunde.

und so weiter) – nicht realisierbar.[18] Um dies zu veranschaulichen, genügen die Standardbeispiele: Die momentan unsichtbare, aber miterlebte Seite eines physischen Gegenstands trägt zu seiner spezifischen Erscheinungsweise bei, genauso wie der antizipierte Ton einer Melodie oder die „amodal" präsenten Teile einer geometrischen Gestalt (eines Kanizsa-Dreiecks etwa) zur Erscheinungsweise ihrer jeweiligen Objekte beitragen. Ohne diesen spezifischen – wenn auch unbemerkten – Beitrag würden physische Gegenstände unseres Alltags nicht so erlebt wie sie normalerweise erlebt werden: Sie wären nicht dieselben *intentionalen* Objekte. (Andernfalls müsste man annehmen, mein visuelles Erleben des Kirchengebäudes als solches und mein – in allen anderen Hinsichten identisches! – visuelles Erleben der *sichtbaren Fassade* desselben Gebäudes seien ununterscheidbar. Phänomenologisch ausgedrückt: Nicht nur die sinnlichen, sondern auch die intentionalen Inhalte der zwei Erlebnisse müssten identisch sein – eine Annahme, die unsere introspektive Evidenz eindeutig widerlegt!) Dieselbe Analyse kann – mit höherer oder minderer Glaubhaftigkeit – auf die anderen kognitiven Tätigkeiten angewandt werden: auf die Beispiele der Denk-, Sprach- und Handlungsintentionalität.

Zusammenfassend: Eine der Besonderheiten menschlichen Bewußtseins drückt sich in der phänomenologischen Einsicht aus, daß seine unmittelbar gegebenen Inhalte – mentale Inhalte im reduzierten, genetisch primären Sinn – die Mitwirking einiger anderer, „ergänzender" Inhalte voraussetzten: Der ergänzende („mitbewußte") Teilinhalt – wie unbestimmt auch immer (vielleicht auch unbestimmbar) er sein mag – bestimmt die objekt-identische („weltliche") Erscheinungsweise des unmittelbar Erlebten mit. Da ich den ergänzenden Inhalt als einen besonderen Typus *mentalen* Inhalts verstehe, werde ich meiner Auffassung des Mentalen zufolge annehmen, daß die Ergänzungsmöglichkeiten jeweils *erlebte* Möglichkeiten sind, daß also dem vermeintlichen „Überschuß an Inhalt" ein gewisser *Erlebnischarakter* zukommt, wenn auch in einem ganz besonderen Sinn, der erst geklärt werden muß.[19] Kurzum: Ich werde annehmen, daß die implizite mentale Präsenz nicht nur einen kognitiven, sondern auch einen phänomenalen Aspekt aufweist.

---

[18] Es ist die Fähigkeit der Instanziierung ebendieser Einheitsformen – der spezifischen, objektivierenden Art mentalen Inhalts –, die unserem Erleben der Realität – dem Welterlebnis – zugrunde liegt.

[19] Es ist dieser Erlebnischarakter, der die impliziten Zustände/Inhalte, wie ich sie vestehe, von den impliziten Zuständen/Inhalten, wie sie in der Kognitionswissenschaft verstanden werden, wesentlich unterscheidet (siehe Fußnoten 14 und 15 oben). Dabei gibt es wohlgemerkt wichtige Ausnahmsfälle bzw. Gemeinsamkeiten. Zum Beispiel: Die von KW postulierten „impliziten Annahmen", die unseren alltäglichen Schlußfolgerungen/Entscheidungen steuern sind – im Unterschied zu den „subdoxastischen", rein theoretischen Entitäten wie Chomskysche Regeln der „tiefen Gramatik" oder Marrschen Wahrnehmungsregeln

Diese zwei nicht-trivialen, miteinander verbundenen Annahmen – die *mentale Realität* und die *intentionale Wirksamkeit* mitbewußter Inhalte – bilden den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchungen. Ihr Hauptziel ist es, die Umstände und Bedingungen zu erläutern, unter denen sich diese (Mit-)Wirkung entfaltet, und zwar mit besonderem Hinblick auf die einfache („vorprädikative ") Wahrnehmung – den (bereits für Husserl und Gurwitsch) paradigmatischen Fall intentionalen Bewußtseins. Hierzu beabsichtige ich, (1) eine phänomenologische Theorie des impliziten Inhalts kritisch zu explizieren, und (2) diese anhand einiger aktueller Ansätze der analytischen Philosophie auf die Probe zu stellen.

Die Begriffe *Vor-* und *Mitbewußtsein* werde ich abwechselnd mit dem Begriff *implizites Bewußtsein* verwenden, so daß ich in Abhängigkeit vom Kontext manchmal vom „impliziten Bewußtseins-" oder vom „impliziten Erfahrungsinhalt" („-Erlebnisinhalt") sprechen werde. Für diesen subtilen und zugleich kritischen Aspekt des Gesamtphänomens Intentionalität, der sich viel überzeugender durch Beispiele als durch Definitionen aufzeigen läßt, existiert in der rezenten Literatur eine Fülle von Bezeichnungen, die vor verschiedenen theoretischen Hintergründen entstanden sind: „Horizontintentionalität", „implizite Verweisungen", „Mit-Gegebenes", „leerer Sinnrahmen", „verborgene Potentialitäten", „kognitive Implikationen", „Hintergrundwissen", „Background", „Weltwissen", „Common-sense-Welt" „vorhandener Wissensvorrat", „frame data structure", „system of implicit beliefs", „implicated meaning", „conversational implicature", „presupposition" – um nur die gebräuchlichsten zu nennen. Diese babylonische Begriffsvielfalt ist keinesfalls dem Zufall geschuldet: Sie reflektiert sowohl die Vielfalt der Perspektiven wie auch die Komplexität des Gegenstandes selbst.

Es ist natürlich müßig zu erwähnen, daß diese Situation keine ideale Grundlage für eine systematische Untersuchung des an sich unübersichtlichen und zwischen verschiedenen – teilweise auch unvereinbaren – Denkweisen zerrissenen Themas bietet.[20] Deshalb finde ich es zweckdienlich, die verschiedenen Ansätze und Denkschulen – vor allem jene phänomenologisch-deskriptiven und jene analytisch-philosophischen – in einen Zusammenhang zu setzen, und zwar in der Hoffnung, das Problem trotz der trennenden zeitlichen, methodischen oder metaphyischen Gräben weiter erhellen zu können.

– vortheoretisch erreichbar („thematisierbar") und daher, als mentalistische *realia*, legitime Kandidaten für den Status eines impliziten Erfahrungsinhalts im Sinne dieser Arbeit.

[20] Schon seit James' und Husserls Zeit zieht dieses Thema die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler verschiedener thematischer und methodischer Ausrichtungen auf sich – von Psychologen, Phänomenologen und *philosophers of mind* bis hin zu Linguisten, Anthropologen und Verfechtern des Künstliche-Intelligenz-Projektes.

Bei solch einem Vorhaben drohen (mindestens) zwei Gefahren. Die eine ist eine noch größere Begriffsverwirrung. Die andere ist, daß die Untersuchung in eine historisch-philosophische Erörterung mündet oder sich in einen Beitrag zur komparatistischen Ideengeschichte verwandelt. Um der ersten Gefahr zu entgehen, müssen so klar wie nur möglich die methodischen Voraussetzungen und der inhaltliche Rahmen der Debatte bestimmt werden. Das ist im Wesentlichen der Zweck des ersten Kapitels dieser Arbeit. Hingegen ist es nicht möglich, mit einer vorab festgelegten Taktik oder gar einem gewagten Manöver die zweite Gefahr zu bannen. Die Umsetzung des Beabsichtigten und Angekündigten im Folgenden muß hierbei für sich sprechen; es ist am Leser, das Ergebnis zu beurteilen.

Gliederung

Wie gerade angekündigt, ist der Zweck des ersten, einführenden Kapitels dieser Arbeit die Einbettung meines Vorhabens in einen breiteren theoretischen und methodischen Rahmen: in die übergeordnete zeitgenössische Diskussion zum Thema Bewußtsein und Intentionalität. Im besonderen möchte ich das postbehavioristische Projekt der Naturalisierung des Geistes kritisch beurteilen und die Umrisse einer nicht-reduktionistischen Wissenschaft des Geistes entwerfen. Den aktuellen Stand der Diskussion werde ich am Beispiel der Unterscheidung zwischen zwei Typen bewußter Zustände erörtern: dem „phänomenalen" und dem „Zugriffsbewußtsein" (*phenomenal versus access consciousness*), wie sie von Ned Block dargestellt und erarbeitet wurden. Im Anschluß lege ich mein Verständnis der Phänomenologie im zeitgenössischen philosophischen Kontext dar. Es ergeben sich eine Reihe von Problemen und Fragestellungen, die man als gemeinsames Erbe aus der Husserlschen Phänomenologie und der analytischen Philosophie bezeichnen kann. Ich werde diese Gemeinsamkeiten, zusammen mit den Autoren und Werken, die für mein Projekt besonders relevant sind, in ihren wesentlichen Zügen darstellen. Das wichtigste gemeinsame Forschungsgebiet der beiden philosophischen Traditionen ist zweifelsohne die Intentionalitätsfrage. Sie ist das Thema des letzten Abschnitts dieses Kapitels. Insbesondere lege ich dar, wie dieses Phänomen in seinen wichtigsten Aspekten verstanden wird, und wie ich dazu stehe.

Das Thema des zweiten, umfangreichsten Kapitels der Arbeit ist die kritische Darstellung der Theorie der impliziten Erfahrungsinhalte im Kontext der allgemeinen phänomenologischen Intentionalitäts-konzeption. Streng genommen, gibt es keine

einheitliche und konsistente phänomenologische Theorie der Intentionalität, und noch weniger eine phänomenologische Theorie der impliziten Aspekte der Intentionalität. Es gibt unterschiedliche Ansätze verschiedener Autoren, deren Gemeinsamkeit darin besteht, daß sie sich auf verschiedene Teile und Phasen von Husserls Lehre berufen. So ist das, was ich die „phänomenologische Theorie der impliziten Erfahrungsinhalte" nenne, eigentlich eine Art Destillat dieser unterschiedlichen Konzepte, dessen Grundlage Gurwitschs gestalttheoretische Umdeutung von Husserls Intentionalitätslehre bildet.

Die ersten beiden Abschnitte des zweiten Kapitels sind eine Art „Geländeerkundung" für den dritten und vierten Abschnitt. Im ersten Abschnitt untersuche ich die methodologischen Voraussetzungen von Gurwitschs gestalttheoretischer Neuformulierung des Husserlschen Projektes, und zwar unter kritischer Berücksichtigung der sogenannten *Konstanzannahme*. (Die Aktualität dieser Kritik wird sich im dritten Kapitel, bei der Erörterung des nichtkonzeptuellen Wahrnehmungsinhalts, erweisen.) Im zweiten Abschnitt lege ich die phänomenologische Theorie der Intentionalität als noetisch-noematische Korrelation dar und verteidige Gurwitschs Interpretation des Noema-Begriffs gegen die derzeit – vor allem im angelsächsischen Sprachraum – dominierende Føllesdal-Fregesche Auslegung.

Im dritten und vierten Abschnitt expliziere ich Husserls Horizontlehre aus der Perspektive von Gurwitschs Feldtheorie des Bewußtseins. Es liegt mir dabei besonders viel an der Klärung des phänomenologischen Begriffs des „Mit-Gegebenen" („Mit-Bewußten"), der mit meinem Begriff des „impliziten Erfahrungsinhalts" im großen und ganzen übereinstimmt. Hierbei wird sich Gurwitschs dreifache Strukturgliederung des Bewußtseinsfeldes – das Kopräsenz-Kohärenz-Relevanz-Schema – als sehr nützlich erweisen. Ich werde dieses Schema um die phänomenologischen Begriffe *Potentialität* und *Typik* erweitern – Schlüsselbegriffe zum Verständnis der Stabilität menschlicher Alltagserfahrung beziehungsweise der in ihr konstituierten „Welt". Es wird sich ergeben, daß diese Stabilität aus jenen Motivationsbeziehungen zwischen dem unmittelbar gegebenen Erfahrungsinhalt und seinen impliziten, mitgegebenen Inhalten hervorgeht, die „mehr als bloß kontingent, aber weniger als logisch oder notwendig sind" (Mulligan, 1995: 198). Es wird sich weiterhin erweisen, daß es keinen einheitlichen Ansatz gibt, der diese besondere Beziehungsart erklären könnte. Möglichkeiten hierzu sehen einige Phänomenologen (zum Beispiel Holenstein, 1972) in der systematischen Explikation verschiedenartiger Prozesse der

„assoziativen Synthese“, mit denen sich Husserl intensiv in seinen späteren Schriften *(Ideen II*, *Analysen zur passiven Synthesis* und *Erfahrung und Urteil*) beschäftigte.

Der vierte Abschnitt ist der kritischen Betrachtung von Gurwitschs Relevanzbegriff gewidmet – der Beziehung zwischen dem Thema und dem implizit gegebenen thematischen Feld beziehungsweise zwischen dem Thema und der Randschicht des Bewußtseinsfeldes. Wie sich herausstellen wird, ist die Relevanz lediglich ein struktureller Ersatzbegriff für all jene unterstellten Gesetzmäßigkeiten, die die intentionale Wirksamkeit verschiedener Formen vorbewußten (impliziten) „Wissens“ bestimmen und noch auf ihre Entdeckung warten.

Der Zweck des dritten Kapitels ist der Vergleich des phänomenologischen Begriffs des impliziten Erfahrungsinhalts mit einigen Ansätzen der zeitgenössischen analytischen Philosophie – insbesondere mit den Ansätzen von Dretske („analoge Kodierung“), Peacocke („nichtkonzeptueller Szenario-Inhalt“) und Dennett (das „Filling-In“-Phänomen). Dretske und Peacocke setzen sich – auf sehr unterschiedliche Weise – mit dem Problem der Beschreibung der „sensorischen“ Erfahrungsebene auseinander und kommen zu dem Schluß, daß es eine solche Erfahrungsebene – zumindest in ihrer reinen Form – nicht gibt. Es ist vielmehr die Art und Weise, wie sie zu diesem Schluß kommen als der Schluß selbst, die für den weiteren Verlauf meiner Analyse von Nutzen sein wird. Das Fazit dieser Analyse ist, daß die angenommenen sensorischen Eigenschaften – die Farbe (der Klang, der Geruch, der Geschmack), die Größe, die Bewegungsrichtung und -geschwindigkeit, die Position im Raum, die Entfernung eines Eigenschaftszusammenhangs von anderen und weitere wechselseitige räumliche Relationen – erfahrungsgemäß immer *gemeinsam* gegeben sind. Welche Eigenschaften mit welchen „zusammenkommen“, hängt davon ab, nach welchem „Szenario“ das momentane Wahrnehmungsfeld strukturiert ist. Daß diese Strukturierung als typifiziert erscheint, wird anhand mehrerer Beispiele gezeigt.

Im nächsten Abschnitt werde ich eine Interpretation des impliziten Inhalts der vorprädikativen Erfahrung vorschlagen, die ich im Nachgang begründen werde. Die Vorzüge dieser Interpretation, die sich wesentlich auf Gurwitschs dreifache Gliederung des Bewußtseinsfeldes stützt, kommen zum Ausdruck bei der Behandlung des Problems der sogenannten „perzeptiven Präsenz“. Dieses Problem veranschauliche ich an Dennetts Beispiel des „Filling-In“-Phänomens. Die Diskussion des Problems ergibt, daß die Sinnlich/Nichtsinnlich-Unterscheidung einen sehr begrenzten theoretischen Wert hat.

Im abschließenden Kapitel werde ich die Möglichkeiten einer Theorie des impliziten Erfahrungsinhalts erörtern. Dabei nehme ich die folgende Arbeitshypothese voraus: Der mitbewußte (implizite) Inhalt jedes intentionalen Erlebnisses läßt sich in diskrete, unreduzierbare und bedeutungstragende Strukturteile extrahieren, die in einer propositionalen Form dargestellt und analysiert werden können. Im Anschluß werde ich am Beispiel linguistischer Intentionalität die spezifische Rolle impliziter Überzeugungen („Implikaturen") erhellen, und zwar einerseits bezüglich der expliziten Überzeugungen und andererseit bezüglich ihres Gesamtkontextes – des intentionalen und nichtintentionalen Hintergrunds. Abschließend werde ich die wichtigsten Kriterien der impliziten Überzeugungen zusammenfassend diskutieren und ihre aktive Rolle im Unterschied zum passiven Einfluß des Gesamtkontextes – des „vorintentionalen Hintergrunds" (Searle) – erklären.

1 Methodischer und thematischer Rahmen der Untersuchung: Die übergeordnete Diskussion zu Bewußtsein und Intentionalität

1.1 Umrisse einer nicht-reduktionistischen Wissenschaft des Geistes

Der Untergang des Behaviorismus gegen Ende der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts ging einher mit der Rückwendung einer ganzen Reihe wissenschaftlicher Disziplinen zur alltäglichen menschlichen Erfahrung als primärer Erkenntnisquelle: von der Psychologie und Anthropologie bis zur Linguistik und Künstlichen-Intelligenz-Forschung – jener Disziplinen nämlich, die sich auf genau dieser Grundlage zu einem vielversprechenden intellektuellen Projekt namens *Kognitionswissenschaft* vereinigen sollten. Man könnte bemerken – um eine derzeit populäre Metapher zu ironisieren[21]: Der Geist war in die Maschine zurückgekehrt.

Es steht außer Zweifel, daß diese Entwicklung weit eher als Scheitern *einer bestimmten Art* des wissenschaftlichen Naturalismus zu verstehen ist – und als eine relativ unwichtige Episode in der Kulturgeschichte der abendländischen Neuzeit – denn als Erfolg der Geisteswissenschaften[22] in ihrem Bestreben nach einem eigenständigen Gegenstandsbereich und der ihm inhärenten Methodologie. Das heißt: Das behavioristische

[21] Der Autor dieser Metapher ist der Oxforder Sprachphilosoph Gilbert Ryle. Nachdem er sich in seiner Jugend kurzfristig für Husserls phänomenologisches Projekt begeistert hatte, wurde er, vor allem unter dem Einfluß des späten Wittgenstein, zur treibenden Kraft des logischen (analytischen) Behaviorismus. Sein Meisterwerk *The Concept of Mind* (1949), geschrieben ohne eine einzige Fußnote oder Literaturangabe, gilt noch heute als die verheerendste Kritik der dualistischen Auslegung des Leib-Seele-Problems. Die zwei tragenden Metaphern dieses Buches – „Geist in der Maschine" und „kartesianisches Theater" – wurden von Ryles prominentestem Schüler Daniel Dennett übernommen und gegen die verbliebenen „philosophischen Popanzen" – vor allem gegen die Nichtreduzierbarkeit des phänomenalen Bewußtseins und die Realität des Selbst („*the central meaner*") – angewandt. Im Unterschied aber zu Ryle, der sich ausschließlich auf sprachliche Argumente stützte, bedient sich der Wissenschaftsbewunderer Dennett ausgiebig empirischer (neurologischer und evolutionsbiologischer) Argumente. Dieser Unterschied veranschaulicht sehr treffend die methodische Wandlung der analytischen Philosophie in den letzten 50 Jahren.

[22] Die Geisteswissenschaften, wie zum Beispiel Dilthey oder Husserl sie verstehen, sollten mit der Wissenschaft des Geistes nicht verwechselt werden – mit einer eher entworfenen und ersehnten als aktuell existierenden „*science of the mind*", wie sie im englischen Sprachraum manchmal genannt wird (vgl. Flanagan, 1984/91, 1992 oder Chalmers, 1995). Ich werde diese Benennung übernehmen, um jenen interdisziplinären und integrierenden Forschungsansatz zu bezeichnen, dessen methodische Grundlagen, wie ich im Laufe dieses Kapitels zu zeigen versuche, mit jenen der Kognitionswissenschaft nicht identisch sind. Ich bin mir dabei der Unzulänglichkeit des Neologismus „Wissenschaft des Geistes" bewußt. Aus komplizierten sprachgeschichtlichen Gründen kann der englische Begriff „mind" nicht angemessen ins Deutsche übersetzt werden, nämlich so, daß die semantischen Unterscheidungen (die im Englischen zum Ausdruck kommen) bezüglich verwandter Wörter erhalten blieben: zum Latinismus „*spirit*" oder zum aus dem Altgermanischen stammenden

Erklärungsparadigma versagte nicht so sehr aus ontologischen wie aus methodologischen Gründen; nicht wegen seiner – keinesfalls spezifischen – metaphysischen Einstellung zur „letztendlichen Natur" mentaler Entitäten, sondern wegen einer naiven, ja falschen Art, diese Einstellung in ein sinnvolles und durchführbares Forschungsprogramm umzuwandeln. Den Gegenstand der wissenschaftlichen Psychologie auf beobachtbares Verhalten zu beschränken – aufgrund der dogmatischen Überzeugung, daß innerhalb der mentalen „black box", zwischen „Stimulus" und „Reaktion", nichts, oder zumindest nichts wissenschaftlich Relevantes geschieht –, hieß, das zu erklärende Phänomen völlig zu verfälschen.[23]

Bevor ich mich den postbehavioristischen Erklärungsansprüchen in der Wissenschaft des Geistes zuwende, ist eine allgemeine Anmerkung zum Thema wissenschaftliche Erklärung notwendig. Trotz der plausiblen Vorschläge alternativer, nicht-reduktiver Erklärungskonzepte[24] stellt für die Mehrheit der zeitgenössischen Autoren – oder zumindest für die überwältigende Mehrheit derjenigen, die eine Variante des Naturalismus vertreten[25] – der reduktive Ansatz das Ideal wissenschaftlicher Erklärung dar. Etwas zu erklären, heißt nicht nur, es zu deuten, sondern vor allem, etwas *wegzudeuten*, was in der Tat heißt, das Phänomen einer höheren ontologischen beziehungsweise Beschreibungsebene zu eliminieren.[26] Die Verbreitung dieser metatheoretischen Einstellung ist vor allem den erheblichen Erfolgen des Reduktionismus in der Physik, Chemie und Biologie innerhalb der

---

„*ghost*". Dasselbe Problem taucht bekanntlich auch bei der Übersetzung des Ausdrucks „philosophy of mind" auf.

[23] Der Versuch der Eliminierung des Bewußtseinsbegriffes aus der „wissenschaftlichen Psychologie" verzeichnete zu dieser Zeit Fortschritte. Eines der unterhaltsameren Beispiele der Naivität dieser Versuche ist die folgende Definition des Bewußtseins, die Karl Lashley (1923: 240; zitiert nach Güzeldere, 1997: 16) dem „strengen Behaviorismus" in den Mund legte: „Consciousness is the particular laryngeal gesture we have come to use to stand for the rest."

[24] Vgl. Achinstein (2005).

[25] Der Naturalismus beinhaltet zwei Aspekte: einen ontologischen und einen methodologischen. Vom ontologischen Standpunkt setzt der Naturalismus die Existenz fundamentaler naturwissenschaftlicher Entitäten voraus und vom methodologischen ein System theoretischer Methoden, die im Einklang mit den Methoden bestimmter naturwissenschaftlicher Disziplinen zu neuen Erkenntnissen über ihre Entitäten führen. Vgl. dazu Kitchers (1992) Analyse dieser zwei metatheoretischen Einstellungen und seine Erläuterung des Verhältnisses zwischen Naturalismus und den verwandten Begriffen „Physikalismus" und „Materialismus". Zum Naturalismusbegriff im phänomenologischen Kontext vgl. Roy et. al. (1999: 43-49).

[26] „But of course there has to be some ‚leaving out' – otherwise we wouldn't have begun to explain. Leaving something out is not a feature of failed explanations, but of successful explanations." (Dennett, 1991: 454) Zur Reduktionsfrage mit besonderem Hinblick auf das Leib-Seele-Problem vgl. Searle (1992: 111-126). Searle unterscheidet zwischen fünf Reduktionstypen und zeigt (Dennett zuwider), warum im Fall bewußter Zustände die stärkste, ontologische Art der Reduktion nicht durchführbar ist.

letzten 150 Jahre zuzuschreiben. (Dieser Aufzählung könnten auch weitere Beispiele, wie das der Ökonomie, hinzugefügt werden.)

Wie steht es dann mit der Anwendung der reduktionistischen Methodologie auf den Gegenstandsbereich einer Wissenschaft des Geistes? Es ist üblich geworden, die wichtigsten Errungenschaften eines solchen Forschungsprogramms in der postbehavioristischen Ära mit dem Aufstieg der kognitivistischen (komputationistischen) Modellbildung in Zusammenhang zu bringen. Dies hat einen klaren Grund: Wenn man den menschlichen Geist als umweltorientiertes „kognitives System" versteht und seine typischen Erscheinungsformen mit der Realisation jeweiliger kognitiv-biologischer Funktionen und mentaler Fähigkeiten identifiziert, erscheint dieser Zugang im Hinblick auf das Naturalisierungsprojekt unvergleichbar aussichtsreicher als die „obsoleten", sich auf unzuverlässige introspektive Techniken stützenden Erlebnisbeschreibungen à la James oder Husserl. Wie aus einer ganzen Reihe anderer wissenschaftlicher Disziplinen bekannt ist, genügt es, den kausalen Mechanismus zu spezifizieren, der zur Manifestation eines bestimmten Vermögens beziehungsweise zur Ausführung einer bestimmten Funktion führt, um diese selbst zu erklären. Der enorme Fortschritt in der Neurowissenschaft, die ebensolche Mechanismen zu identifizieren vermag, zusammen mit der raschen Entwicklung neuer Disziplinen wie der Evolutionspsychologie im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, gibt berechtigten Anlaß zu der Hoffnung, in absehbarer Zukunft alle, oder doch die wichtigsten mentalen Funktionen und Fähigkeiten auf reduktive Weise erklären zu können.

Ausgehend von der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Reduktion – einer genauen Spezifikation neurophysiologischer Mechanismen für eine gegebene Funktion – steht die Methode der *mittelbaren Reduktion* zur Verfügung: die Beschreibung gegebener Funktionen oder Fähigkeiten in Termini einer höheren Deskriptionsebene. Grundsätzlich ist eine solche Reduktion unter der Voraussetzung möglich, daß erstens ein entsprechender (höherstufiger) Mechanismus vorhanden ist und zweitens gute Gründe vorliegen, eine weitere Reduzierbarkeit eines solchen Mechanismus auf einen elementareren Mechanismus für möglich zu halten; was in der Tat heißt, an einen Fortschritt der Forschung in dieser Sache zu glauben. Im Falle vieler Funktionen und Vermögen des menschlichen Geistes steht eine solche Zwischenebene tatsächlich zur Verfügung. Es handelt sich um die Beschreibungsebene, deren Grundbegriffe „Repräsentation(en)" und „Komputation(en)" sind. Zudem benutzt man Begriffe wie „Information", „Informationsverarbeitung" oder,

seit neuestem, „mentales Modul“. Alle diese Termini gehören zum etablierten theoretischen Vokabular der reduktiv ausgerichteten Kognitionswissenschaft.

Ohne die Gültigkeit kognitivistisch-funktionalistischer Erklärungsansprüche bewerten noch die Aussichten ihrer weiteren Reduktion auf neurophysiologische Mechanismen einschätzen zu wollen, möchte ich nun auf eine prinzipielle und ebenso oft andiskutierte wie ignorierte Schwierigkeit aufmerksam machen, die das postbehavioristische Projekt der Naturalisierung des Geistes in Frage stellt.[27]

Von einem (sehr generell genommenen) nicht-reduktionistischen Standpunkt aus gesehen, lassen sich phänomenale Zustände mit der Ausführung einer kognitiv-biologischen Funktion *nicht gleichsetzen* – selbst dann nicht, wenn eine solche Funktion beziehungsweise ein neurophysiologischer Mechanismus vorhanden zu sein scheint. Die Unterscheidungsmerkmale phänomenaler Zustände – ihre unmittelbar erlebte Präsenz, ihre intrinsische Erlebnisqualität, ihre Gestaltstruktur, ihre Gerichtetheit (ihr intentionaler Charakter) – sind reale Tatsachen des Bewußtseins, deren Realität keine besondere Begründung erfordert – auch der hartnäckigste Physikalist ist mit ihnen unmittelbar vertraut. Angesichts ihres eigenartigen und zugleich manifesten Charakters sind diese Zustände keine guten Kandidaten für eine Erklärung-durch-Eliminierung. Dies zu verkennen, hieße, das eigentliche Explanandum der Wissenschaft des Geistes erneut zu verfehlen und damit auf die Position eines naiven Assoziationismus – entweder in seiner klassisch-empiristischen oder in seiner behavioristischen Ausprägung – zurückzufallen.

Diese antireduktionistische Einstellung ist nicht nur unter den wissenschaftskritisch gestimmten Philosophen und anderen von der wissenschaftlichen Praxis weit entfernten Autoren verbreitet. Sie wird auch von denjenigen vertreten, die an der empirischen Forschung beteiligt oder über ihre Ergebnisse gut informiert sind. Ich lasse zwei von ihnen selbst zu Wort kommen:

> The irony is that the return of the mind to psychology attending the demise of behaviorism and the rise of cognitivism did not mark the return of consciousness to the science of the mind. Mind without consciousness. How is that possible? (Flanagan, 1992; zitiert nach Roy et al., 1999: 7)

---

[27] In der Literatur findet man zahlreiche, oft sehr unterschiedliche Formulierungen dieser Schwierigkeit. Zu einschlägigen Formulierungen zählen Kripkes (1971), Nagels (1974) und Jacksons (1982). Manche Autoren setzen die besagte Schwierigkeit gleich mit dem sogenannten „Argument der Erklärungslücke“ (*explanatory gap argument*), das Levine (1983) auf der Grundlage von Kripkes (1971) modallogischem Argument gegen die Identität mentaler und physischer Zustände formulierte. Eine Übersicht verschiedener Standpunkte und Argumente dazu findet man zum Beispiel in Chalmers (1995) und Roy et al. (1995: 2-18).

> Experience is the most central and manifest aspect of our mental lives, and indeed is perhaps the key explanandum in the science of the mind. Because of this status as an explanandum, experience cannot be discarded like the vital spirit when a new theory comes along. Rather, it is the central fact that any theory of consciousness must explain. A theory that denies the phenomenon „solves" the problem by ducking the question. (Chalmers, 1995: 206)

Man könnte hierzu folgendes einwenden. Es genügt nicht, lediglich anzuführen, was oder wie das zu erklärende Phänomen *nicht* ist, und auf Grundlage dieser negativen Feststellung zu einem allgemeinen Schluß über die Nichtreduzierbarkeit des jeweiligen Phänomens zu gelangen. Es ist auch unbefriedigend, jenen Aspekt oder jene Aspekte des Phänomens zu nennen, welche der theoretischen Reduktion widerstehen.[28] Ein Gegner des Reduktionismus – eines ansonsten üblichen und erfolgreichen theoretischen Verfahrens – hat hingegen die Pflicht, nicht nur die angebliche Autonomie der von ihm bevorzugten ontologischen Ebene zu rechtfertigen, sondern auch eine alternative, nicht-reduktive Erklärung des jeweiligen Phänomens vorzuschlagen. Falls keine vorhanden ist, sollten wenigstens die epistemischen und methodologischen Konsequenzen der Autonomie-These expliziert werden. Soll heißen: ein alternatives, nicht-reduktionistisches Forschungsprogramm entworfen und gerechtfertig werden. Ist dieses nicht durchführbar, ist man auf ewig verurteilt, in einem „pragmatischen und methodologischen Limbus" stehen zu bleiben (Varela, 1996).

Hinsichtlich dieser *positiven* Herausforderung des nicht-reduktionistischen Ansatzes besteht unter seinen Verfechtern – einer auch sonst sehr heterogenen Gemeinschaft – kein Konsens. Nichtsdestotrotz hat der „Bewußtseinsboom" – die Explosion empirischer und konzeptueller Bewußtseinsforschung gegen Ende der achtziger und in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts – viele Philosophen dazu veranlaßt, ihre Standpunkte und Intuitionen gegenüber dem Schlüsselbegriff der Debatte – dem Bewußtseinsbegriff – zu überdenken und klarer zu artikulieren. Dies hat wiederum zu einem besseren Verständnis dieses Begriffes geführt und dadurch zu einer Herauskristallisierung der wichtigsten theoretischen Positionen hinsichtlich des Gegenstands und der Herangehensweise einer künftigen Wissenschaft des Geistes. Es ist interessant, wenn auch nicht überraschend, daß diese metatheoretische Debatte meist von denjenigen vorangetrieben wurde, die jede

---

[28] Wie Chalmers es im zitierten Absatz tut, wenn er alle Attribute der Bewußtseinszustände auf ein einziges reduziert, das er lakonisch „Erfahrung" (*experience*) nennt und zum „key explanandum in the science of the mind" erklärt. In diesem Zusammenhang ist „Erfahrung" mit „phänomenalem Bewußtsein" (oder „P-Bewußtsein") gleichbedeutend.

wissenschaftliche Nützlichkeit des Bewußtseinsbegriffes bestritten: etwa von Vertretern des eliminativen Materialismus. Dies ist ein wichtiger Punkt, der einen kurzen Exkurs verdient.

Der hauptsächliche Einwand des eliminativen Materialismus gegen die Idee einer autonomen, nicht-reduktionistischen Wissenschaft des Geistes lautet: Mentalistische Termini wie „Bewußtsein", „Erfahrung", „Erlebnis", „phänomenaler Inhalt" – zuletzt auch „Geist" – sind ungeeignet für einen theoretischen Diskurs, der auf wissenschaftliche Erklärung festgelegt ist. Was diese Termini bezeichnen, ähnele viel mehr einem „Mischmasch von heterogenen Elementen" (Wilkes, 1988: 33) – wie etwa die künstlich gebildete Kategorie *aller Wörter, deren vierter Buchstabe „g" ist* – als einer Gattung, deren Instanzen eine gemeinsame kausale Herkunft teilen. Ebenso können für Patricia Churchland (1988: 285) Phänomene, die man intuitiv in die Kategorie *erfahren werden* einordnet, zu einer willkürlichen, keinesfalls wissenschaftlich fundierten Klassifizierung führen. Typische Beispiele solcher Klassifizierung sind vortheoretische Kategorien wie *Feuer* oder *Schmutz* – Kategorien, die Entitäten verschiedener Beschreibungsebenen und mit unterschiedlichem kausalem Hintergrund umfassen. Die Schlußfolgerung, welche aus dieser Begriffsanalyse zu ziehen ist – und welche die Vertreter des eliminativen Materialismus zusammen mit anderen Bewußtseinsskeptiker (vgl. Rey, 1988: 5-6) für unvermeidlich halten –, kann man folgendermaßen zusammenfassen: Da es zu willkürlichen Kategorisierungen keine wissenschaftliche Theorie geben könne, würde das Projekt der Naturalisierung des Geistes am schnellsten fortschreiten, wenn ihre Verfechter auf den ganzen mentalistischen Wortschatz verzichteten und die diesen Begriffen immanente Untersuchungsebene ignorierten. Die ontologische Ebene, auf die man sich eher fokussieren sollte, sei diejenige, welche in empirisch (experimentell) verifizierbaren Termini beschrieben werden könne – in Begriffen, die mit den Prinzipien naturgesetzlicher Klassifizierungen verträglich seien. Damit ist die *subpersonale*, das heißt vornehmlich neuronale Ebene gemeint.

Wie angedeutet, übten solche Kritiken, zusammen mit dem raschen Fortschritt der Neurowissenschaften und der Verbreitung des neuen, konnektionistischen Typus der kognitiven Modellbildung, einen wichtigen Einfluß auf den Verlauf der philosophischen Bewußtseinsdebatte in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aus. Daß man den zentralen Aspekt des menschlichen Innenlebens – genau jenen Aspekt, den die Metapher „Innerlichkeit" umreißt – anpacken kann, ohne sich der unwissenschaftlichen Art der Theoriebildung verdächtig zu machen, zeigt die Begriffsanalyse des amerikanischen Philosophen Ned Block (1990, 1992, 1995/97). Das Fazit seiner Analyse ist die Festlegung

einer Trennungslinie zwischen zwei Typen bewußter Zustände: dem „phänomenalen“ und dem „Zugriffsbewußtsein“[29] (*phenomenal consciousness* vs. *access consciousness*). Obwohl Blocks Kriterien für diese – bereits etablierte, aber vor ihm nie vollständig explizierte – Unterscheidung nicht allgemein akzeptiert wurden, scheint es dem Autor – gemessen an der Anzahl kritischer Reaktionen und alternativer Vorschläge zu seinem Ansatz[30] – gelungen zu sein, einen der wichtigsten Streitpunkte der Debatte über die richtige Auffassung des Geistes zu treffen. Da diese Debatte den methodologischen Rahmen der vorliegenden Arbeit mitbestimmt, verdient Blocks Begriffsanalyse eine nähere Explikation.

Unter „phänomenalem Bewußtsein“ (oder „P-Bewußtsein“) versteht Block jenes Merkmal mentaler Zustände, das mit dem intimsten, qualitativ spezifischen, unreduzierbar subjektiven Aspekt unserer Erfahrungen zusammenhängt. Es ist diejenige Eigenschaft, die ein bestimmtes Erlebnis zu *diesem* Erlebnis macht.[31] Zum richtigen Verständnis dieser scheinbar mystischen Eigenschaft erweisen sich Beispiele als viel geeigneter denn Definitionen. Und an guten Beispielen mangelt es nicht, da sich jeder Philosoph, der sich mit diesem Thema befaßt, welche einfallen läßt. Hier sind einige: das tiefe Grün eines Waldteichs, der herbe Duft des frischgekochten Darjeeling-Tees, die dramatische Kraft der ersten Akkorde der Prager Symphonie, der stechende Schmerz eines Zungenbisses, die Bitterkeit eines Schamgefühls. Es ist vielmehr die Unzulänglichkeit solcher Berichte als ihre Genauigkeit, die Blocks Idee auf den Punkt bringt. Die Gesamtheit ebensolcher, sprachlich nicht erfaßbarer Erlebniseigenschaften macht einen P-bewußten Zustand aus: „A state is P-conscious if it has experiental properties. The totality of the experiental properties of a state are ‚what it is like‘ to have it.“ (1995/97: 230) Dies ist keine einwandfreie (nichtzirkuläre) Definition, wie Block selbst zugibt, aber eine trotzdem zweckdienliche, weil sie auf die rein phänomenalen, das heißt auch *nichtkognitiven* Aspekte unserer Erfahrungen – um die es hier eigentlich geht – hinweist.

Es ist der Zwillingsbegriff des *Zugriffbewußtseins* (Z-Bewußtseins), der den kognitiven, (re-)präsentierenden Aspekt eines mentalen Zustands zum Ausdruck bringt, *ungeachtet dessen*,

---

[29] „Zugriffsbewußtsein“ ist eine Verkürzung für denjenigen mentalen Zustand, der einen Inhalt für den Zugriff der höheren mentalen Prozesse bereit hält. Das heißt, daß der Inhalt zum Objekt eines Denkprozesses oder eines sprachlichen Berichts werden kann.

[30] Vgl. zum Beispiel Flanagan (1992: 129-152), Davies (1995), Chalmers (1997), Burge (1997).

[31] Vgl. Nagels (1979: 166) generelles Kriterium für die Zuschreibung bewußter Zustände: „an organism has conscious mental states if and only if there is something that it is like to *be* that organism – something it is like *for* the organism.“

wie dieser Zustand dem Subjekt selbst erscheinen mag (falls er ihm überhaupt irgendwie erscheint!). Der Begriff erlaubt es uns mit anderen Worten, die informationstragende und -verarbeitende Funktion eines mentalen Zustands ins Visier zu nehmen – die kausale Rolle, welche die Repräsentation seines Informationsgehalts im Kontext *anderer solcher Repräsentationen* spielt. Blocks (1995/97: 382) verkürzte Definition lautet: „A state is A-conscious if it is poised for free use in reasoning and for direct ‚rational' control of action and speech." Einem anderen analytischen Philosophen, Stephen Stich (1978: 499), verdanken wir jene Metapher, die den so definierten Status eines Z-bewußten Inhalts treffend vermittelt: Dieser Inhalt ist „inferentiell promiskuitiv" (*inferentially promiscious*), weil er verschiedene Rollen in verschiedenen informationsverarbeitenden Kontexten einnehmen kann. Konkret: als Prämisse eines Denkprozesses (einer „stillschweigenden Schlußfolgerung"), als Anhaltspunkt für eine Handlung oder als propositionaler (semantischer) Inhalt eines Sprachaktes.[32] Zugreifbarkeit des Z-bewußten Zustands heißt also, daß sein Inhalt den höheren mentalen Funktionen „zur Verfügung steht", wobei dieses „Zur-Verfügung-Stehen" (*to be poised*) der umstrittenste und interpretationsbedürftigste Teil von Blocks Theorie ist.[33]

Paradigmatischer Fall von P-Bewußtsein ist die rein sensorische Erfahrung: die pure Empfindung oder die schlichte (nicht kognitive) Wahrnehmung; für das Z-Bewußtsein hingegen das Sprechen, Denken, Entscheiden, Glauben, Erwarten, Wünschen, Fürchten, Bereuen und alle anderen mentalen Zustände, die man in der philosophischen Fachsprache als „propositionale Einstellungen" bezeichnet – Zustände, deren Inhalt durch „daß-Sätze" ausgedrückt werden kann und die im Sinne dieses gemeinsamen Strukturmerkmals „promiskuitiv" sind.

Daß sich die zwei Zustandstypen nicht gegenseitig ausschließen, liegt auf der Hand. Weil repräsentierende mentale Zustände in typischen Fällen einen phänomenalen Aspekt aufweisen – es „ist" irgendwie für das Subjekt (es „fühlt" sich irgendwie „an"), auf diese

---

[32] Die Verfügbarkeit für einen verbalen Bericht als Kriterium der Bewußtheit wurde ursprünglich von Fodor vorgeschlagen (1983: 56).

[33] Eine – nicht sehr hilfreiche – nähere Bestimmung dieses metaphorischen Ausdrucks lautet: „[to be] intermediate between actual use (...) and mere availability for use". Blocks Beispiel (1995/97: 384) leuchtet eher ein:

> You may have learned in elementary school that the sun is 93 million miles from the earth, and a representation of this fact is therefore available for use if re-activated, but that level of access doesn't make it either P-conscious or A-conscious. And if we required actual use, then there could not be a brief episode of A-consciousness which could be wiped out by death, as could happen with P-consciousness.

oder jene Weise „propositional eingestellt“ zu sein –, können (müssen aber nicht!) Fälle von Z-Bewußtsein zugleich Fälle von P-Bewußtsein sein. Und umgekehrt: Viele (nicht aber alle!) unserer visuellen, akustischen, taktilen oder sonstigen sensorischen Erfahrungen sind *mehr* als rein subjektive, „eigennützige“ Geschehnisse; ihnen kommt eine darstellende – entweder rein kognitive oder praktische – Aufgabe zu. Wie bereits betont, ist dieses Darstellungsvermögen der Z-bewußten Zustände auf die universale (propositionale) Repräsentationsform des Denkens und Sprechens zurückzuführen. Der rein phänomenale Aspekt der Erfahrung hängt dagegen mit der – um auf eine bekannte philosophische Metapher zurückzugreifen – „Privatsprache“ der Sinneseindrücke zusammen.

Um herauszufinden, ob Blocks Begriffsanalyse ein wirklicher Unterschied zugrunde liegt, müssen die Bedingungen erläutert werden, unter welchen die beiden mutmaßlichen Zustandstypen voneinander unabhängig sind. So sind die Beispiele des gleichzeitigen Auftretens von P- und Z-Bewußtsein weniger interessant als Fälle der Anwesenheit einer der beiden Bewußtseinsformen *bei Abwesenheit* der anderen. Von diesen Beispielen – P-Bewußtsein ohne Z-Bewußtsein und Z-Bewußtsein ohne P-Bewußtsein – gibt es zwei Arten: konzeptuelle (fiktionale) und empirische. Die konzeptuellen dienen – gemäß der bewährten Tradition der analytischen Philosophie – zur Erforschung philosophisch interessanter Implikationen tatsachenwidriger Situationen. Zum Beispiel: welcher Zustand der Abwesenheit von P-Bewußtsein („*zombyhood*“) vorstellbar ist und welcher nicht. Die empirischen Beispiele fußen dagegen auf langjährigen Untersuchungen ungewöhnlicher und seltener mentaler Phänomene oder neurophysiologischer Beeinträchtigungen, wie zum Beispiel: kognitiv effizienter P-unbewußter Zustände (etwa „Auto-Pilotierung“ – „unbewußtes“ Fahren), subliminarer Perzeption, perzeptiver Achtlosigkeit (*inattentional blindness*), des impliziten Gedächtnisses, der Blindsicht, der Prosopagnosie (Unfähigkeit zur Gesichtserkennung), des Freudschen Unbewußten und mancher anderer. Die konzeptuellen und empirischen Beispiele zusammengenommen, lassen sich zum Zweck einer um so klareren Abgrenzung der Zustände von P-Bewußtsein und Z-Bewußtsein nutzen, aber auch zur Abgrenzung dieser beiden von einem dritten Zustandstypus – von einem unbewußten Zustand, den manche Autoren gleichwohl als *mentalen* Zustand zu qualifizieren geneigt sind.[34] Dabei geht es Block (aber auch den anderen Teilnehmern der Debatte) darum, daß

[34] Dies bezieht sich insbesondere auf diejenigen, die in der Diskussion über kognitionswissenschaftliche Erklärungsmodelle eine „starke“ Form des Kognitivismus vertreten. Vgl. dazu Searles kritische Bemerkung (1995: 346):

die interessantesten Fälle – die Fälle der Abweichung des P- vom Z-Bewußtsein – so interpretiert werden, daß sie nicht als „trivial consequence[s] of an idiosyncratic set of definitions" (1995/97: 384) erscheinen, sondern zum besseren Verständnis der zwei Bewußtseinsarten dienen – oder zur eventuellen Korrektur ihrer Definitionen.

Zwei Schlußfolgerungen, relevant für das Verständnis meines eigenen Vorhabens, lassen sich aus Blocks Analyse ziehen. Der eine Schluß ist konkreter und betrifft einen bis jetzt unerwähnten Aspekt der bewußten Erfahrung – ihren intentionalen Charakter; der zweite ist generell und hat mit einem Zugang zum Mentalen zu tun, den neben Block auch manche anderen analytischen Philosophen und Kognitionswissenschaftler vertreten.

Erste Schlußfolgerung: Obwohl heuristisch wertvoll, ist Blocks Analyse mangelhaft, weil sie den wesentlichen Aspekt der bewußten Erfahrung – ihren intentionalen Charakter – mißdeutet. In dieser Hinsicht ist sie auch symptomatisch. Da ich den Begriff der Intentionalität und mein Verständnis desselben bald darlegen werde, möchte ich mich hier damit begnügen, zu sagen, was Intentionalität meiner Meinung nach *nicht* ist. Zunächst ist Intentionalität keine Art von Repräsentationsbeziehung in dem Sinne, in dem Block (wie auch viele andere analytische Philosophen) diesen Begriff versteht. Bei der Klärung des Unterschieds zwischen den beiden Bewußtseinsarten betont Block, daß die Eigenschaften, welche das P-Bewußtsein zum P-Bewußtsein machen, keine kognitiven, intentionalen und funktionalen Eigenschaften sind. Diese drei Eigenschaftstypen hält er nämlich für drei unterschiedliche Aspekte des Z-Bewußtseins. Obwohl er intentionale Eigenschaften nur *en passant* erwähnt, als „properties in virtue of which a representation or state is about something" (1995/97: 381), kann man der Folge seines Texts entnehmen, daß für ihn die Möglichkeit der begrifflichen Repräsentation notwendige (wenn auch vielleicht nicht hinreichende) Bedingung der Intentionalität ist („Intentional representation is representation under concepts.", 1995/97: 408). Nach meinem Verständnis kann (Block zuwider) intentionales Bewußtsein *nichtbegriffliches* (*non-conceptual*) Bewußtsein sein; kann aber nicht (wiederum contra Block) P-unbewußt bleiben – der Inhalt muß zumindest *erfahrbar* sein, um

---

> [M]any of the discussions in cognitive science move from the claim that there are processes that are mental in the sense of causing conscious phenomena (the processes in the brain that produce visual experiences, for example) to the claim that those processes are mental processes in the sense of having mental content, information, inference, and so on. The non-conscious processes in the brain that cause visual experiences are certainly mental in one sense, but they have no mental content at all and thus in that sense are not mental processes.

intentional zu werden.[35] Daß heißt, daß Intentionalität – im Gegensatz zu den beiden anderen Aspekten des Z-Bewußtseins (Kognitivität und Funktionalität) – notwendigerweise das P-Bewußtsein nach sich zieht. Demnach sind die mutmaßlichen Beispiele des Z-Bewußtseins bei abwesendem P-Bewußtsein entweder Beispiele eines P-*mitbewußten* Zustands[36] oder Beispiele eines *nichtintentionalen* Zustands. Es kann, mit anderen Worten, keine echten „Zombies" geben, die sich intentional auf die Welt beziehen. Zugespitzt formuliert: Man kann die Intentionalität von Phänomenalität (vom P-Bewußtsein) nicht trennen, um ihre Erklärung den kognitivistischen Modellen zu überlassen. Damit sich diese Interpretation des Verhältnisses zwischen Bewußtsein und Intentionalität als stichhaltig beweisen kann, muß ihr ein ziemlich robuster Intentionalitätsbegriff zugrunde liegen – ein Begriff, der auch verschiedene Typen der *impliziten* (*„vorthematischen"*) – aber doch mit-erlebten (P-mitbewußten!) – Intentionalität in sich birgt. Es ist eben eine der Hauptaufgaben der vorliegenden Arbeit nachzuweisen, daß ein solcher Begriff der phänomenologischen Denktradition innewohnt.

Zweite Schlußfolgerung: Einer der Zwecke von Blocks Analyse war zu zeigen, wie die Klärung des Verhältnisses zwischen den beiden Bewußtseinstypen zur übergeordneten philosophischen Debatte beitragen kann, insbesondere zur Auflösung des jahrzehntelangen Streits über das richtige Verständnis des menschlichen Geistes und der Methodologie seiner wissenschaftlichen Untersuchung:

> The interest in the A/P distinction arises from the battle between two different conceptions of the mind, the biological and the computational. The computational approach supposes that all of the mind (including consciousness) can be captured with notions of information processing, computation and function in a system. According to this view (often called functionalism by philosophers), the level of abstraction for understanding the mind is one that allows multiple

[35] In diesem Punkt schließe ich mich denjenigen Philosophen an, die irgendeine Variante von Searles (1989, 1990, 1994, 1995) „Verbindungsprinzip" (*connection principle*) befürworten. Nach diesem Prinzip ist jeder Fall der intrinsischen (nicht abgeleiteten) Intentionalität ein Fall entweder *bewußter* oder *potentiell bewußter* Intentionalität, wobei das theoretische Gewicht von Searles Konzeption auf seinen Begriff der *perspektivistischen Erscheinung* (*aspectual shape*) fällt. Das heißt: Nur diejenigen Zustände, die unter einem bestimmten Aspekt erscheinen oder erscheinen können, dürfen zu echt intentionalen Zuständen gezählt werden. Es ist allerdings unklar, wie die *potentielle* perspektivistische Erscheinung interpretiert werden soll: als P- oder als Z-potentielle-Bewußtheit. Da ich auf diese verwickelte Frage, die eine interessante Debatte auslöste (vgl. Rosenthal, 1990), hier nicht eingehen kann, begnüge ich mich damit, auf jene Interpretationsrichtung hinzuweisen, die mit der P-Bewußtseins-Interpretation verträglich ist. Vgl. dazu Davies (1995: 373-381, besonders den Paragraphen „Aspectual Shape and the Connection Principle"). Die „Unzertrennlichkeit-These" (*inseparability thesis*) von Horgan und Tienson (2002) – die These, daß Intentionalität und Phänomenalität in gewisser Hinsicht unzertrennlich sind – und Loars (2003) Begriff *phänomenale Intentionalität* sind neuere Versuche, eine Variante des Searleschen Ansatzes zu verteidigen. Ob diese Versuche als erfolgreich beurteilt werden können, hängt wesentlich davon ab, wie die Beziehung zwischen Bewußtheit und Phänomenalität interpretiert wird.

[36] Wie in dieser Arbeit ausführlich gedeutet wird, hängt der Begriff des Mitbewußtseins mit dem phänomenologischen Horizontbegriff zusammen.

> realizations, just as one computer can be realized electrically or hydraulically. Their bet is that the different realizations don't matter to the mind, generally, and to consciousness specifically. The biological approach bets that the realization does matter. If P=A, the information processing side is right. But if the biological nature of experience is crucial, then realizations *do* matter, and we can expect that P and A will diverge. (Block, 1995/97: 382)

Ich gehe davon aus, ohne dafür Argumente anzuführen, daß sich das P- mit dem Z-Bewußtsein – also mit informationsverarbeitenden Prozessen – nicht gleichsetzen läßt, was heißt, daß der biologische („Hardware-") Zugang zum Geist die Oberhand gewinnt. Ich nehme mit anderen Worten an, daß dem P-Bewußtsein ein wesentliches Merkmal innewohnt – man kann es „intrinsische Erfahrungsqualität", „Erlebnisgehalt", „phänomenaler Inhalt" oder wie auch immer nennen –, das durch funktionalistische oder Computer-Modelle nicht erklärbar ist. Darüber hinaus sehe ich dieses Merkmal als unerläßlichen Bestandteil intentionaler Zustände. Welche Folgen hat dieser Ansatz für die Wahl einer passenden Strategie zur Untersuchung der angeführten Phänomene?

Eine Antwort könnte darin liegen, durch Anwendung empirischer Forschungstechniken die kausalen – biologischen und neurophysiologischen – Bedingungen des P-Bewußtseins zu erläutern, wobei die Erklärung der typischen Aspekte des Z-Bewußtseins den kognitivistischen Modellen des Geistes überlassen werden könnte. Eine andere Antwort wäre, die Beschreibungsebene, auf welcher sich das P-Bewußtseins offenbart, als eigenständige, des wissenschaftlichen Interesses für sich werte Ebene hinzunehmen. Da ein Erlebnisinhalt typischerweise zum *intentionalen Inhalt* wird und da Intentionalität wie ich sie verstehe sowohl erlebte wie auch mit-erlebte (implizite) Komponenten aufweist, wäre die Herausarbeitung und systematische Darstellung dieser Fälle eine Aufgabe *par excellence* für diejenigen Forscher, die die zweite Antwort bevorzugen würden.

Die erste Antwort entspricht einem reduktionistischen Forschungsprogramm in der Wissenschaft des Geistes. Die zweite einem nicht-reduktionistischen oder – um eine positive Bezeichnung zu nehmen – „autonomistischen". Es sollte hinzugefügt werden, daß – einer sonst verbreiteten Meinung zuwider – die beiden Antworten sich gegenseitig nicht ausschließen. Darüber hinaus sind sie nicht nur miteinander verträglich, sondern könnten einander sogar ergänzen – wie zum Beispiel das Projekt „Neurophänomenologie" von Francisco Varela (1996) und seinen Mitarbeitern oder Flanagans (1992) Projekt einer

„Vereinheitlichten Theorie des Bewußtseins“[37] beweisen. (Aber keinesfalls Dennetts „Heterophänomenologie“, die – trotz der trügerischen Bezeichnung – eher einem *anti*phänomenologischen Programm entspricht!)

Wie soll aber das Forschungsprogramm einer nicht-reduktionistischen Wissenschaft des Geistes formuliert werden? Diesbezüglich gehen die Wege ihrer Verfechter auseinander. Einige Autoren haben ja Schwierigkeiten, dieses klar zu formulieren. Der oben zitierte David Chalmers gehört dagegen zu denjenigen, die glauben, daß es im Explanandum aller Theorien vom Geiste notwendig ein gewisses Residuum („extra ingredient“) gebe, welches sich nicht nur den funktionalistischen und kognitivistischen, sondern auch kausalen Erklärungen entzieht, und zwar ungeachtet all der experimentellen und theoretischen Erfolge der Neurowissenschaft und anderer beteiligter Disziplinen. Der Grund hierfür sei die bereits angesprochene „Erklärungslücke“ zwischen einer mentalen/biologischen Funktion beziehungsweise dem ihr zugrundeliegenden kausalen Mechanismus auf der einen und dem bewußten Erleben (dem P-Bewußtsein) auf der anderen Seite. Diese Erklärungslücke, die sich zwischen zwei Beschreibungsebenen öffnet, trennt das von Chalmers genannte „einfache“ von dem „schwierigen Problem des Bewußtseins“. Unter schwierigem Problem versteht er eine reduktive Erklärung des P-Bewußtseins; die Bezeichnung „einfach“ – die hier bloß als Redensart hinzunehmen ist, welche die Schwierigkeit des schwierigen Problems hervorhebt – umfaßt alle anderen mit der bewußten Erfahrung zusammenhängenden Probleme: jene Probleme, die entweder komputationistisch oder neurophysiologisch erklärbar seien.[38] Chalmers begnügt sich allerdings nicht damit, kluge konzeptuelle Argumente für die prinzipielle Unmöglichkeit einer epistemischen Brücke anzuführen, welche die Kluft zwischen der kausalen und der phänomenalen Realitätsebene überwinden würde. Er versucht (1995, 1996), eine metaphysische Theorie zu gestalten – eine Art von Eigenschaftsdualismus –, welche die antireduktive Auffassung des Geistes endgültig rechtfertigen sollte („Given that reductive explanation fails, nonreductive explanation is the natural choice.“). Die Verfeinerung dieser Theorie, insbesondere die Herausarbeitung der

---

[37] Flanagan erklärt sich als „committed to an overall strategy of drawing the phenomenological, the psychological, and the neuroscientific analyses of consciousness together.“ (S. 153)

[38] Zum Beispiel: Diskriminierung, Kategorisierung und Reaktionsvermögen, verbale Berichtbarkeit der inneren Zustände, Integrierung verschiedener sinnlich erfaßte Informationen (vgl. die bahnbrechende Theorie von David Marr, 1982), metakognitive Fähigkeiten, Aufmerksamkeitsfokus, absichtliche Kontrolle des Verhaltens, Unterschied zwischen Wach- und Schlafzustand usw.

sogenannten „psychophysischen Prinzipien“[39] entspricht der Chalmerschen Vision eines philosophischen Beitrags zur interdisziplinären Wissenschaft des Geistes.

Andere Nichtreduktionisten unter den analytisch orientierten Philosophen – von Flanagan (1992) „New Mysterians“ genannt – haben ähnliche Visionen. Frank Jackson (1982, 1986), Colin McGinn (1989), Thomas Nagel (1974/79, 1986) und William Seager (1991), unter anderen, teilen, wenn nicht Chalmersche Argumente, so doch sein Bekenntnis zur prinzipiellen Unlösbarkeit des schwierigen Bewußtseinsproblems durch klassische theoretische Mittel, das heißt im Rahmen eines monistischen (objektivistischen) Weltbildes. John Searle (1992), einer der meistzitierten Autoren, steht dieser Gruppe nahe, vor allem in seiner skeptischen Einstellung hinsichtlich der reduktiven Art der Naturalisierung des Geistes. Searle – ähnlich wie Chalmers und McGinn – sieht eine enge Verbindung zwischen Intentionalität und Phänomenalität, zwischen „*ofness*“ und „*likeness*“ (McGinn), zwischen einem objektiven Inhalt und seiner spezifischen, subjektiv gefärbten Erlebnisweise. Den Zusammenhang zwischen dieser These und dem nicht-reduktiven Standpunkt faßt Collin McGinn (1990: 30) treffend zusammen:

> Intentionality has a first-person aspect and this seems impossible to capture in the naturalistic terms favored by causal theories and their ilk. If consciousness is a mystery, then so must its content be.

Ich möchte nun folgendes feststellen: Die Theorien und Intuitionen über den ontologischen und epistemischen Status des Bewußtseins und der phänomenalen Zustände – unabhängig davon, wie gut begründet oder verbreitet sie sein mögen – ziehen keinerlei Verpflichtungen nach sich hinsichtlich der Definition des Explanandums einer Wissenschaft des Geistes und der Auswahl der entsprechenden Erklärungstrategie. Wie eine quasidualistische Theorie à la Chalmers mit kognitivistischen und neurowissenschaftlichen explanatorischen Strategien verträglich ist, so ist auch der physikalistische (materialistische) Standpunkt verträglich mit dem Interesse für die phänomenalen Manifestationen der physischen Zustände. Oder anders ausgedrückt: Selbst wenn ein neurophysiologischer Mechanismus für einen bestimmten phänomenalen Zustand oder für mehrere solcher

---

[39] Die psychophysischen Prinzipien sind Prinzipien, die zwei unreduzible Grundeigenschaften der Materie verbinden: „Eigenschaften der physischen Prozesse“ und „Eigenschaften der Erfahrung“:

> We can think of these principles as encapsulating the way in which experience arises from the physical. Ultimately, these principles should tell us what sort of physical systems will have associated experiences, and for the systems that do, they should tell us what sort of physical properties are relevant to the emergence of experience, and just what sort of experience we should expect any given physical system to yield. (Chalmers, 1995: 211)

Zustände vorhanden wäre, bedeutete dies noch nicht, daß diese Zustände und ihre komplexen wechselseitigen Verhältnisse eines eigenständigen wissenschaftlichen Interesses unwert wären, vorausgesetzt, daß dieses Interesse theoretisch begründet ist. Die typischen *ontologischen* Gründe, die man hierfür anbringen könnte, gehen aus den klassischen Formulierungen eines nicht-reduktiven und zugleich materialistischen Standpunktes zum Leib-Seele-Problem hervor (wie beispielsweise Kims Supervenienz-Theorie oder Davidsons anomaler Monismus). Solche Gründe für nicht hinreichend zu halten (vorausgesetzt, daß sie gültig sind), wäre meines Erachtens genauso absurd, als wenn sich ein hartnäckiger Physikalist finanziell unverantwortlich benehmen würde aus seiner festen Überzeugung heraus, daß es keine autonomen Gesetze der Ökonomie geben könne.

Damit möchte ich nicht sagen, daß der aktuelle Wissensstand zur Bewußtseinsdebatte oder zum Leib-Seele-Problem gar keinen Einfluß auf den Entwurf des Forschungsprogramms einer nicht-reduktionistischen Wissenschaft des Geistes hat oder haben sollte. (Schließlich, was in einem Wissensgebiet passiert, kann nicht – soll vielleicht auch nicht! – ohne Wirkung für andere Wissensgebiete sein, zumal nicht, wenn es sich um denselben Untersuchungsgegenstand handelt.) Was ich sagen möchte, ist, daß die Reduktionsfrage in der Wissenschaft des Geistes keinen epistemischen Vorrang vor anderen, angeblich zweitrangigen Fragen hat. Im Gegenteil: Ohne eine vorhergehende – intersubjektiv begründbare – Identifizierung der Entitäten der phänomenalen, das heißt *zu reduzierenden* Ebene und die Beschreibung ihrer intrinsischen Strukturen kann die Reduktionsfrage nicht sinnvoll gestellt werden. Diese Identifizierung und Beschreibung sehe ich als Aufgabe *par excellence* für jene Theorien, die sich als „phänomenologisch" verstehen.

Manche zeitgenössischen Autoren, die sich selbst als „Phänomenologen" oder als „phänomenologisch gesinnt" bezeichnen würden, sind darauf festgelegt, hinsichtlich metaphysischer Fragen neutral zu bleiben – oder es ist zumindest über ihre Stellung diesbezüglich aus ihren Schriften kaum etwas zu erfahren. Andere dagegen nicht. Wenn sich aber diese Autoren in ihren ontologischen Standpunkten oder Intuitionen auch unterscheiden, teilen sie die These der *methodischen Autonomie* der den phänomenalen Zuständen eigentümlichen Untersuchungsebene und das Interesse für die Vielfalt ihrer Erscheinungsformen (wie unterschiedlich die kognitiven Motive dieses Interesses auch sein mögen). Eben durch dieses spezifische Interesse unterscheiden sie sich von anderen Verfechtern einer autonomen Wissenschaft des Geistes. Um aber potentielle Mißverständnisse im Bezug auf den Begriff „Phänomenologie" auszuräumen, möchte in nun

verdeutlichen, was ich unter dieser Bezeichnung verstehe und welche methodischen Verpflichtungen dieses Verständnis nach sich zieht.

1.2 Phänomenologie im Kontext der zeitgenössischen Philosophie

Wie angekündigt, versuche ich in dieser Arbeit auf eine ganz und gar undogmatische Weise, den Spuren jener Denker zu folgen, die sich selbst als Phänomenologen bezeichneten – vor allem Husserl und Gurwitsch – oder die begründeterweise so bezeichnet werden. Diese Bezeichnung ist allerdings vieldeutig und führt häufig eher in die Irre, als daß sie zur Klärung eines Sachverhalts beiträgt.

Das Wort „Phänomenologie" – auf dessen komplizierte Entwicklungsgeschichte ich hier nicht eingehen kann – kommt im zeitgenössischen Gebrauch in mindestens dreierlei Bedeutung vor: (1) als Bezeichnung für den von Husserl und seinen Mitarbeitern begründeten deskriptiven Zugang zu phänomenalen Gegebenheiten („Inhalte") und ihren intentionalen Bedeutungen („Sinne"), der sich unter Berücksichtigung spezifischer methodischer Richtlinien als philosophische Schule etablierte; (2) für jegliche deskriptive Analyse der Erfahrung und ihrer Inhalte vom Standpunkt des Erfahrungssubjektes her; und (3) für Erfahrungsinhalte selbst, wie zum Beispiel in den Begriffen „child phenomenology", „streamlike phenomenology" (Flanagan, 1992: 155) oder „nonstandard phenomenologies" (ibidem, 166).

Während die dritte Gebrauchsweise des Begriffs „Phänomenologie", die man vor allem bei angelsächsischen Autoren antrifft, harmlos und leicht von den ersten beiden abzugrenzen ist, führt die Vermengung der ersten und zweiten Gebrauchsweise oft zu Verwirrung und Mißverständnissen. Eines der häufigsten Mißverständnisse ist die Gleichsetzung der von Husserl und vielen seiner Zeitgenossen praktizierten deskriptiven Methode der Bewußtseinsanalyse mit reiner Selbstbeobachtung.[40] Ein anderes ist die

[40] Diese Gleichsetzung ist nicht einmal gerechtfertigt im Fall von Brentanos „deskriptiver Psychologie" – eines Zugangs, der jenen Husserls wesentlich beeinflußte. Einer der bekannteren neuen Fälle dieser Fehldeutung ist der von Daniel Dennett. Bei dem Versuch, sein Projekt der Naturalisierung des Geistes so scharf wie möglich von allen Arten des naiven Kartesianismus abzugrenzen, gab ihm Dennett einen sehr assoziativen Namen: „Heterophänomenologie". Derselben, einer empirischen und wissenschaftlich fundierten „Methode der phänomenologischen Beschreibung des Bewußtseins", stellt Dennett die „Autophänomenologie" entgegen – die Position eines naiven Betrachters im „kartesianischen Theater", der beobachtet und fleißig protokolliert, was sich in seinem eigenen Geist abspielt. Diesen Zugang schreibt Dennett der „Tradition Brentanos und Husserls" zu und schlägt vor, ihn gegen einen neutralen Ansatz aus der Lage der *third person* auszutauschen. Denn im Gegensatz zu „seiner nahen und verdienten Verwandten", der Autophänomenologie, sei einzig die Heterophänomenologie in der Lage, eine vollständige und objektive Beschreibung des Explanandums der Wissenschaft des Geistes zu leisten. Dennetts naive Auffassung der

Interpretation der Husserlschen Theorie des Geistes als eine Art von Repräsentationismus – als ob wir uns der intentionalen Objekte nicht direkt bewußt wären, sondern „vermittels" einer vermittelnden Entität („mentale Repräsentation").[41]

Die Verwirrungen basieren auf zwei voneinander abhängigen Gründen: (1) darauf, daß es keine einheitliche und konsistente („kanonische") Version der ursprünglichen phänomenologischen Doktrin gibt – Husserl hatte schließlich nicht nur große Schwierigkeiten mit der Ausformulierung seiner Ideen, sondern änderte sie auch im Lauf seines Lebens oft und grundlegend – ; und (2) auf dem ambivalenten Verhältnis vieler seiner Schüler wie auch mancher zeitgenössischer Autoren gegenüber Husserls ursprünglicher Lehre, oder präziser: auf ihrer Neigung, einige Teile dieser Lehre anzunehmen und andere zu verwerfen. Je nachdem, welcher Teil übernommen beziehungsweise welcher Phase von Husserls Werk ein größeres Gewicht beigemessen wurde, haben sich eigene, stark voneinander abweichende phänomenologische Richtungen und Schulen gebildet.

So wurde es zum Beispiel üblich, zwischen der unter Heideggers Einfluß entstandenen „existentialistischen" Variante der Phänomenologie und jener methodologisch strengeren zu unterscheiden, die sich vor allem mit den psychologischen, logischen, semantischen und wissenschaftstheoretischen Aspekten der Husserlschen Intentionalitätslehre beschäftigt. Ich möchte an dieser Stelle, ohne auf Einzelheiten dieser Teilung einzugehen, folgenden wichtigen Umstand betonen: Dank der letzteren Variante, deren Entstehung und frühe Entwicklung wesentlich mit der Person und dem Wirken von Aron Gurwitsch (zuerst in Europa, später in den USA) verbunden sind, hat die Phänomenologie den Anschluß an die aktuellen wissenschaftlichen Strömungen herstellen können. Sie legte dadurch den Ruch einer wissenschaftsfeindlichen Doktrin am Rande des Obskurantismus ab und behauptet

---

Phänomenologie hat einige Reaktionen provoziert. Vgl. dazu Marbach (1994), Thompson (2000), Varela (1996), Roy et al. (1999: 22-23). Für Husserls Einstellung zur Selbstbeobachtung vgl. *Ideen* I: §79.

[41] Die Ehre für diese falsche Interpretation „gebührt" vor allem Hubert Dreyfus (1982). Indem er Føllesdals-Fregesche Interpretation des Begriffs „Noema" als vermittelnder Entität folgte, schrieb er dem frühen Husserl einen Repräsentationismus des Fodorschen Typs zu und dem späten Husserl eine „computational theory of representation". Der Dreyfusschen Fodorisierung Husserls kam eine weitere attraktive (und genauso umstrittene) Begriffsparallelität entgegen: die zwischen Husserls Epoché und Fodors „methodologischem Solipsismus". Zum Verständnis des Husserlschen Repräsentationsbegriffs, seines Begriffs der „Surrogatvorstellungen" und für Dreyfus' Fodorisierung von Husserl vgl. Holenstein (1985: 252-254 und 1988). Für eine hervorragende Klarstellung von Husserls vermeintlichem Repräsentationismus vgl. auch Thompson (2000: 204-205). Thompson weist auf den wesentlichen Unterschied zwischen der Repräsentation als mentalem Objekt und der Repräsentation als unbewußtem Prozeß des Aufspürens von Objekten in der Welt hin. Er glaubt (und ich stimme ihm zu), daß diese zweite Auffassung von Repräsentation für die Phänomenologie akzeptabel ist.

sich als respektable wissenschaftlich-philosophische Unternehmung. Wenn einzelne Aspekte der Husserlschen Lehre das Interesse einer breiteren philosophischen oder wissenschaftlichen Gemeinschaft (und das heißt insbesondere außerhalb Kontinentaleuropas) gewinnen konnten, dann ist das im wesentlichen der Verdienst jener Verfechter dieser Lehre, die ihre Rolle nicht apologetisch begriffen – im Sinne einer Systematisierung und „korrekten" Interpretation der „ursprünglichen Doktrin" –, sondern reformatorisch, das heißt im Sinne einer Erweiterung und Ergänzung der interessantesten Husserlschen Ideen und ihrer Anwendung in einem neuen Problemkontext. Das heißt (aus meiner Perspektive): in Bezug auf diejenigen Probleme und Fragestellungen, die man als gemeinsames Erbe der Husserlschen Phänomenologie und der analytischen Philosophie bezeichnen kann.

Ich möchte nun die wichtigsten unter diesen nennen: das Verhältnis zwischen Intentionalität und Bewußtsein, Zeiterlebnis, Raumerlebnis und Referenzrahmen, das Verhältnis zwischen Empfindung und Wahrnehmung, phänomenaler und intentionaler Inhalt, das Unbewußte, schweigendes Wissen (*tacit knowledge*), nichtkonzeptueller Erfahrungsinhalt, perzeptive Täuschungen, Struktur und Status des impliziten Hintergrundwissens, *Frame Problem*, die Repräsentationstheorie des Geistes, Komputationismus („*Chinese Room Argument*"), die Beziehung zwischen sprachlicher und vorsprachlicher Erfahrung, die Beziehung zwischen der Struktur der Gedanken und der Struktur der Sprache, Urteile und Propositionen, logisches Kalkül, Logik der Teil-Ganzes-Relation (logische Mereologie), Modallogik (Semantik möglicher Welten), der Status der mathematischen und logischen Begriffe, Intuitionismus, das Wahrheitsproblem, Induktion und der Status des empirischen Wissens, ontologischer und epistemologischer Fundationismus, das Verhältnis zwischen naturwissenschaftlichem und Common-sense-Wissen, wissenschaftstheoretische Axiomatik.

Aufgrund erheblicher methodischer und terminologischer Unterschiede ist dieses gemeinsame Territorium jedoch nicht leicht zu erkennen, und es erscheint noch weitaus schwerer, es zur Grundlage eines fruchtbaren Gedankenaustauschs zwischen den beiden Denktraditionen zu machen. Dies trifft besonders heute zu, da die meisten Untersuchungen innerhalb im voraus definierter Problembereiche und nach exakten methodischen Leitlinien durchgeführt werden und es immer schwieriger wird – selbst innerhalb des eigenen Forschungsbereiches –, die Übersicht über den rasch wachsenden und sich ständig ändernden Wissensfundus zu behalten. Unter solchen Umständen kann es nicht überraschen, daß auch die originellsten und relevantesten Ansätze der phänomenologisch

ausgerichteten Autoren den heutigen Verfechtern eines anderen Stils des Philosophierens meistens uninteressant und anachronistisch erscheinen. Aufgrund der komplexen philosophisch-geistesgeschichtlichen Verwicklungen und der undurchsichtigen Formulierungen, die man gewöhnlich mit „kontinentalen" Autoren assoziiert, werden die philosophischen Leistungen der phänomenologischen Bewegung entweder den Ideenhistorikern oder den „Spezialisten" überlassen.

Nichtsdestotrotz gibt es immer mehr Philosophen, die – einige schon seit Jahrzehnten – kontinuierlich darum bemüht sind, die beiden Denktraditionen, die deskriptiv-phänomenologische und die analytisch-philosophische, aufeinander zu beziehen. Es mag wohl sein, daß viele – ja vielleicht die meisten – dieser Versuche bis jetzt keine spektakulären, das heißt in der Hauptströmung der wissenschaftlichen Gemeinde sichtbaren Auswirkungen gezeigt haben, und werden darum als Randerscheinungen angesehen. Damit ist aber der Wert einzelner dieser Beiträge nicht in Frage gestellt; etwa derjenigen, die originelle Ansätze zum Intentionalitätsproblem darbieten.

In diesem Zusammenhang muß ein selbstverständliches, obwohl oft übersehenes Faktum der Ideengeschichte hervorgehoben werden: Die phänomenologisch geprägten Beiträge zu aktuellen Debatten innerhalb der *philosophy of mind* und der Kognitionswissenschaften hätten nicht zustande kommen können ohne die jeweiligen philosophisch-interpretativen Vorarbeiten. Man denke an all jene mühsamen, terrainvorbereitenden Husserl-Interpretationen, die sich seit Jahrzehnten – ja schon seit Husserls Lebzeiten – unermüdlich sammeln. Dies gilt ungeachtet der treffenden Bemerkung von Hubert L. Dreyfus (1983: 1) über die auffallende Diskrepanz zwischen der beträchtlichen Anzahl solcher Arbeiten und ihrer relativ geringen Resonanz außerhalb eines Kreises von Spezialisten. Laut Dreyfus ist diese Diskrepanz vor allem darauf zurückzuführen, daß „eine ganze Armee von Husserlexegeten" durch eine relativ lange Periode nicht imstande gewesen sei, „eine deutliche Erklärung in nicht-Husserlschen Begriffen" dafür hervorzubringen, „was die [phänomenologische] Reduktion ist, was sie zum Vorschein bringt und warum man sie laut Husserl durchführen muß, um Philosophie zu betreiben".

Heute, da eine Menge solcher Interpretationen vorliegen,[42] gelten diejenigen phänomenologischen Bemühungen als die fruchtbarsten, die anstatt der möglichst treuen Husserl-Auslegung einen eigenen Beitrag zum besseren Verständnis und zur Erklärung menschlicher mentaler Leistungen zu bieten haben. Mit anderen Worten zeigt sich die Aufgabe der Reaktualisierung der relevantesten Husserlschen oder von Husserl inspirierten Bewußtseinsanalysen im Rahmen der laufenden philosophisch-wissenschaftlichen Debatten als der lebendigste und aussichtsreichste Teil des phänomenologischen Forschungsprogramms. Dieses Vorhaben prägt – implizit oder explizit – auch jene Werke, die mir im Hinblick auf mein Hauptthema relevant erscheinen.[43]

Die Autoren, denen ich in der vorliegenden Arbeit besondere Aufmerksamkeit schenke und deren Untersuchungen die übergeordnete Diskussion zu meinem Vorhaben ausmachen, kann man in sechs Gruppen einteilen:

(1) klassische Phänomenologie: Husserl, Gurwitsch, Merleau-Ponty, Schütz;

(2) Interpretationen der klassischen Phänomenologie (besonders Husserls und Gurwitschs): Bell, Bernet, Christensen, Cobb-Stevens, Dreyfus, Drummond, Føllesdal, Held, Holenstein, Kelly, Lohmar, McIntyre, Melle, Mohanty, Mulligan, Seebohm, Barry Smith, David Woodruff Smith, Sokolowski, Wiegand;

(3) Beziehungen zwischen der klassischen Phänomenologie einerseits und der zeitgenössischen Philosophie und der Kognitionswissenschaft andererseits: Dreyfus, Dummett, Hintikka, Holenstein, Kelly, Thompson;

(4) zeitgenössische Nachfolger der Husserlschen Phänomenologie (in einem breiteren Sinn): Marbach, Petitot, Varela, Wiegand, Zahavi;

(5) Autoren, die eine „phänomenologische" Methode in nicht-Husserlschem Sinn anwenden: Crane, Flanagan, Nagel, Searle, Barry Smith, Talmy;

---

[42] Dreyfus' Schriften, ebenso wie die seiner Vorgänger (vor allem Føllesdals – und anderer Mitarbeiter aus der „Kalifornischen Schule"), stellen einen bahnbrechenden Beitrag in diesem philosophischen Genre dar. Dies gilt ungeachtet der Spannungen zwischen den Berkeley-Phänomenologen und den orthodoxeren und meines Erachtens viel plausibleren Husserl-Interpretationen (besonders in Bezug auf den Noema-Begriff).

[43] Einer der ersten, der sich solch eine Einstellung zu eigen machte, war Aron Gurwitsch. Seine Analysen sind – jedoch nicht nur deshalb – der Ausgangspunkt meiner Beweisführung im ersten Teil dieser Arbeit.

(6) nichtphänomenologische Philosophen oder Psychologen: Block, Dennett, Dretske, Gibson, Peacocke, Sperber, Wilson.

Unter diesen Autoren findet sich mancher aus dem Kreis der Befürworter des Projekts der „Naturalisierung der Phänomenologie", insbesondere aus dem Umfeld der Forschungsgruppe „Phénoménologie et Cognition" in Paris. Die Ergebnisse dieses Projekts wurden 1999 in einem umfangreichen Sammelband unter dem Titel *Naturalizing Phenomenology: Issues in Contemporary Phenomenology and Cognitive Science* veröffentlicht. Dieser Sammelband enthält 21 Artikel und knüpft thematisch und methodologisch an die zwei bekannten (Vorgänger-) Aufsatzsammlungen an: die 1982 von Dreyfus und Hall herausgegebene *Husserl, Intentionality and Cognitive Science* und Dreyfus' *Phenomenology and Cognitive Science* von 1992. Die Naturalisierung der Phänomenologie Husserls warf eine ganze Reihe komplizierter Fragen und Bedenken auf, zu denen die Autoren des besagten Sammelbandes keinesfalls einen gemeinsamen Standpunkt einnehmen: Dies ist auch der Grund, warum ich sie in verschiedene Gruppen eingeteilt habe. Es ist überflüssig, zu erwähnen, daß eine solche Einteilung notwendigerweise unzureichend ist und daß sie nicht nur davon abhängt, welche Werke man betrachtet, sondern auch davon, wie man die allgemeine Haltung des jeweiligen Autors gegenüber Husserls Vermächtnis einschätzt – und das umfaßt auch die Haltung gegenüber dem Problem der vieldeutigen Auslegung des Ausdrucks „Phänomenologie". Aber auch ohne Berücksichtigung dessen bin ich der Meinung, daß fast alle Autoren von (2) bis (5) einen wichtigen Beitrag zur Integration der Phänomenologie in die aktuellen philosophischen Unternehmungen geleistet haben.

In diesem Zusammenhang sollte am Ende aber eines klargestellt werden: Die überwiegende Mehrheit der angeführten Autoren verwirft Husserls transzendental-idealistische Kehrtwendung der Phänomenologie, die aus seiner kontroversen Postulierung eines transzendentalen Egos als subjektivem Korrelat des transzendentalen Bewußtseins hervorgeht.[44] Diese Arbeit ist da keine Ausnahme. Schließlich steht ihrem Autor – unter

---

[44] Gurwitschs Einstellung zum transzendentalen Idealismus ist etwas ambivalent, insbesondere wegen seiner bahnbrechenden Ablehnung von Husserls Konzept des transzendentalen Ego. Eine der Textstellen, wo diese Ambivalenz zum Ausdruck kommt ist jene aus seiner Einleitung zum Sammelband *Studies in Phenomenology and Psychology*:

> [P]henomenological idealism must not be taken for the expression of a theses or position advanced by means of arguments, defended by refutation and counter-arguments. *Phenomenological idealism must rather be seen as the formulation of a vast and all-encompassing program of research*, highly ramified but concrete throughout. If it is called a philosophical tenet, it is one which cannot be substantiated by the means of argumentative dialectics. (Gurwitsch, 1966: xvii)

Husserls gedanklicher Nachkommenschaft – die phänomenologische Psychologie am nächsten.

1.3 Der Intentionalitätsbegriff

Die eigenartige Beziehung zwischen dem Geist und seinem Gegenstand, fachterminologisch „Intentionalität" gennant, stellt eines der umfassendsten und kompliziertesten Themen der theoretischen Philosophie dar. Sie ist zugleich das zentrale Thema der phänomenologischen und einer der beliebten Streitpunkte der analytischen Philosophie des Geistes. Es ist deswegen keine Überraschung, daß heute keine einheitliche und schlüssige Definition der Intentionalität vorliegt, über die ein minimaler Konsens bestünde. Trotz seiner verführerischen Kürze ist Brentanos bekannte Definition aus der *Psychologie vom empirischen Standpunkt* von 1879, in der er einen Begriff aus der mittelalterlichen Philosophie („intentionale Inexistenz") zum ontologischen Kriterium der Abgrenzung zweier grundlegender Daseinsebenen (der psychischen und der physischen) machte, zu unpräzise und kann heute kaum als fruchtbare Grundlage für weitere Untersuchungen dienen. Solche Ausdrücke wie „Beziehung auf einen Inhalt" und „Richtung auf ein Objekt", wie es bei Brentano heißt, stecken nur einen sehr weitgefaßten Rahmen der zeitgenössischen Debatte über diese seltsame Relationsart ab.

Obwohl Husserl als derjenige gilt, der die zentrale Bedeutung der Intentionalität für die Philosophie als ganzes anerkannte, war er auch der erste, der den Ansatz, der man heute „Intentionalismus" (Crane, 2001: 8) nennt, ablehnte – den Ansatz nämlich, daß *alle* mentalen Phänomene intentionale Phänomene sind. Die Mehrzahl der zeitgenössischen Philosophen, unter ihnen der Autor selbst, würden in diesem Punkt eher Husserl als Brentano zustimmen.

Dem Intentionalitätsphänomen kann man sich auf verschiedene Arten nähern: durch die Analyse von Sprechakten (hinsichtlich der Nichtübereinstimmung „intensionaler" und „extensionaler" Kontexte), durch die Analyse logischer Aussagen (hinsichtlich ihrer Wahrheitsbedingungen in möglichen Welten), durch die Untersuchung der „Erfüllungs-bedingungen" (Searle, 1983) intentionaler Zustände, durch die Herausarbeitung ihrer externen (Umwelt- oder Evolutions-) Determinanten, durch die Spezifizierung formaler (syntaktischer oder funktionaler) Bedingungen der verschiedenen kognitiven Fähigkeiten „informationsverarbeitender Systeme" und so weiter. Mein Zugang unterscheidet sich von allen diesen Ansätzen, die (vielleicht mit Ausnahme Searles) entweder mit einem abgeleiteten oder mit einem nichtauthentischen Intentionalitätsbegriff operieren. Dieser Zugang kann als

strukturanalytisch bezeichnet werden. Das Zweck einer solchen Analyse ist dasjenige aufzuzeigen und möglichst neutral zu beschreiben, was in der intentionalen Erfahrung gegeben (präsentiert) ist, wie es gegeben (präsentiert) ist. Ihr Ziel ist, die strukturelle Gemeinsamkeiten („Invarianten") bestimmter Erfahrungsarten, herauszuarbeiten.

Hierbei werde ich der Beziehung von intentionalem und phänomenalem Inhalt besondere Beachtung schenken, das heißt der Beziehung zwischen dem phänomenalen (im Sinne der oben erwähnten Definition Blocks) und dem intentionalen Bewußtsein. Wie bereits betont, halte ich diese Beziehung für notwendig. Denn jeder intentionale Inhalt muß zumindest einige, wenn auch nur indirekte phänomenale Manifestationen haben; Inhalte ohne jegliche phänomenalen Manifestationen können folgerichtig nicht intentional (noch mental) sein.[45]

Der Ansatz der Analyse von Bewußtseinsinhalten kann als phänomenologisch im breiteren Sinn bezeichnet werden. Er ist natürlich auch für die Phänomenologie im engeren (Husserlschen) Sinn charakteristisch, allerdings unter einem Vorbehalt: Die Husserlsche Art der Analyse intentionaler Inhalte ist angesichts des Grundprinzips seiner philosophischen Methode – des Prinzips der phänomenologischen Reduktion – notwendig eingeschränkt. Eine phänomenologische Analyse der intentionalen Inhalte hat nämlich kein Interesse an ihren „externen" (kausalen) Bedingungen. Oder präziser formuliert: Es geht dabei vielmehr um eine strukturelle Analyse intentionaler Erfahrungen, ihrer Inhalte beziehungsweise ihrer Objekte, *ohne jegliche Rücksicht* auf ihren möglichen Bezug zur (ontologisch unabhängigen) außermentalen Realität.

Das Verhältnis zwischen den Begriffen „intentionales Objekt" und „intentionaler Inhalt" hat in der Vergangenheit viele Debatten befeuert. Vereinfacht ausgedrückt, ist das „intentionale Objekt" durch den Begriff der Gerichtetheit und der „intentionale Inhalt" durch den Begriff der perspektivistischen Erscheinung (*aspectual shape*) bestimmt (Crane, 2001: 29). (Die beiden Schlüsselbegriffe werden unten definiert.) Diese traditionelle Auffassung des Verhältnisses zwischen Objekt und Inhalt wird Brentanos Schüler Twardowski zugeschrieben. Der Ausdruck „intentionales Objekt" oder „intentionaler Gegenstand" wurde in der Phänomenologie im nichtsubstantiellen, das heißt sehr allgemeinen Sinn verwendet, so daß er sich auf irgendeinen transtemporal identischen Bewußtseinsinhalt bezieht, und nicht zwingend auf ein konkretes Objekt. In diesem Sinne

[45] Vgl. Fußnote 35 oben.

steht die phänomenologische Idee von Objekten der grammatischen nahe: Transitive Verben haben Objekte, aber man geht nicht davon aus, daß alle diese Objekte etwas Gemeinsames, eine „innere Beschaffenheit" haben, die sie verbindet.[46] Diese Konzept entspricht genau Gurwitschs Verwendung des Begriffs „Thema".

Obwohl der Begriff irreführend sein mag, werde ich in meiner Arbeit vom mentalen oder intentionalen oder Erfahrungs-*Akt* sprechen, da dieser Ausdruck im traditionellen Sprachgebrauch der phänomenologischen Philosophie gut etabliert ist. Es muß allerdings betont werden, daß die ursprüngliche Bedeutung dieses Begriffs in der deskriptiven Psychologie des 19. Jahrhunderts, die aus der „aktiven" Rolle des Geistes gegenüber der Wirklichkeit (im Gegensatz zu jener rezeptiven oder „passiven") hervorging, von ihrer heutigen, eher neutralen Bedeutung zu unterscheiden ist. In der zeitgenössischen Prägung, in der auch ich den Begriff verwende, bezeichnet der intentionale Akt jeden mentalen Zustand, der durch das Objekt, das er „aufweist" oder auf das er „gerichtet" ist, individuiert und daher von anderen Zuständen unterschieden werden kann.

Mentale Akte haben einen merkwürdigen Doppelcharakter: sie bringen ein Objekt zum Vorschein aber sind für sich genommen keine intentionale, sondern bloß phänomenale Angelegenheiten. Neben ihrer intentionalen Gerichtetheit – Objektbezogenheit – ist das wichtigste Merkmal aller mentalen Akte ihre „Immanenz" oder unmittelbare Präsenz, was auf dasselbe wie die Inkorrigibilität ihrer Erscheinung hinausläuft (Kelly, 2002). Im Unterschied zu dem, was in ihm oder durch ihn intendiert wird – dem intentionalen Objekt – präsentiert sich ein mentaler Akt an sich nicht perspektivistisch, durch Seiten, Aspekte oder „Abschattungen": In ihm ist nichts außer dem, was unmittelbar erlebt wird. Daher kann die Fähigkeit, etwas zu mißrepräsentieren, nur eine Fähigkeit des mentalen Aktes *als* intentionalen, das heißt objektivierenden Aktes sein.

---

[46] Vgl. Crane (2000: 15, 17):

> T[he] substantial conception of an object – the conception of a kind of object having a certain nature – can be contrasted with another kind of conception, which we would call the *schematic* idea of an object. This is the kind of idea we find in phrases like 'object of attention'. Another example of a schematic idea of an object is the grammatical idea. (...) The idea of an intentional object is a phenomenological idea, not a grammatical one. It is an idea which emerges in the process of reflecting on what mental life is like. The connection between the ideas is this: there is a perfectly legitimate use of the word 'object' according to which to be an object of this kind is not *ipso facto* to be an entity of any kind, where an entity is something that has a nature.

In der phänomenologischen Tradition ist der paradigmatische Fall eines mentalen Aktes die einfache, das heißt nicht-propositionale („vorprädikative") Wahrnehmung; und die Wahrnehmungsintentionalität ein paradigmatischer Fall intentionaler Beziehungsart.

Die Intentionalitätsbeziehung hat zwei „Pole" oder *relata*: „Subjekt" und „Objekt", den „Ausgangspunkt" und das „Ziel" der intendierenden oder sinngebenden Tätigkeit des Geistes. Einige Autoren, insbesondere jene durch Freges Analyse von sprachlichen Aussagen inspirierten, fügen dieser Struktur eine vermittelnde Entität hinzu, die manchmal als „Sinn", „Erscheinungs-" oder „Auffassungsweise" bezeichnet wird. Diesen Standpunkt, dem ich Gurwitschs nicht-repräsentationalistische Fassung der Intentionalität als *noetisch-noematische Korrelation* entgegensetzen werde, halte ich für falsch[47]: Die intentionale Beziehung ist nicht dasselbe wie die *Repräsentation* im Sinne, in dem diser Ausdruck in der zeitgenössischen Philosophie des Geistes und der Kognitionswissenschaft verstanden wird. Genausowenig kann man Intentionalität mit dem Begriff der Intention im Sinne einer Absicht gleichsetzen, obwohl Absichte propositionalen Einstellungen sind – also intentionale Akte *par excellence*.

Was die zwei Polen oder relata angeht, mögen vorläufig die folgenden Anmerkungen genügen. Ausgehend von Gurwitschs nicht-egologischer Auffassung der Intentionalität, nehme ich das Subjekt des intentionalen Aktes im allerneutralsten Sinn dieses Wortes – als Ausgangspunkt der Intentionalitätsrelation oder, gemäß Mohantys (1994) Interpretation von Gurwitschs Theorie des Bewußtseinsfeldes, als jenen (nichtkausalen!) Faktor, der für die „Organisationsverschiebungen innerhalb des Bewußtseinsfeldes" verantwortlich ist. Desgleichen – ebenfalls Gurwitsch folgend – nehme ich das Objekt der intentionalen Beziehung in allneutralsten und weitmöglichsten Sinn: als der objektive Korrelat des intentionalen Aktes, als genau das, was durch den intentionalen Akt intendiert wird, sei es ein Objekt in alltäglichen – ein physischer Gegenstand etwa – oder in einem eher philosophischen Sinn – etwa eine Menge, ein Sachverhalt, eine Beziehung, eine Eigenschaft oder ein Objekt abstrakter Art (Satz, mathematisches Theorem und ähnliches).

Die orthodoxe Auffassung nach ist jeder intentionale Zustand außer durch seinen Modus (die Gegebenheitsweise oder die mentale Stellungnahme) durch seinen *propositionalen Inhalt* gekennzeichnet, was heißt, daß jeder intentionale Zustand eine Art von

propositionalem Zustand ist, sich in einer sprachlich artikulierbarer Form ausdrücken läßt. Der Ansatz über den „nichtkonzeptuellen Inhalt“ hingegen, den ich von zeitgenössischen analytischen Philosophen (vor allem von Evans und Peacocke) übernehme und im dritten Kapitel zu verteidigen und zu erweitern versuche, ist der propositionalen Auffassung entgegengesetzt. Propositionale Inhalt ist dadurch eine Art von impliziten rein sinnlicher Inhalt.

Im Lichte dieser vorgreifenden, notwendig konzisen und unzulänglichen Vorbemerkungen zur intentionalen Beziehung möchte ich nun ihre wichtigsten Aspekte folgendermassen zusammenfassen:[48]

(1) objektiver Umwelt- oder Wirklichkeitsbezug (*aboutness*): die Fähigkeit des Erfahrungsaktes, dank einer richtigen *kausalen Beziehung zur außermentalen Wirklichkeit* auf sein transzendentes Korrelat zu verweisen – auf irgendetwas Weltliches (Objekt, Eigenschaft oder Sachverhalt);

(2) Mißrepräsentation (*misrepresentation*): die Fähigkeit des Erfahrungsaktes, die Wirklichkeit falsch darzustellen – auf ein nichtexistentes Objekt zu verweisen, auf ein falsches Objekt oder auf das richtige Objekt in einer falschen Weise;

(3) perspektivische Erscheinung (*aspectual shape*[49]): die Fähigkeit des Erfahrungsaktes, sein Objekt immer auf *eine bestimmte Weise* darzustellen, aus einer bestimmten Perspektive, mit bestimmten phänomenalen Merkmalen;

(4) Gerichtetheit (*directedness*): die Fähigkeit des Erfahrungsaktes, auf ein *bestimmtes* Objekt (eine Eigenschaft oder einen Sachverhalt) ausgerichtet zu sein.

Die reduktionistischen (kausalen) Theorien der Intentionalität sind typischerweise an der Erklärung der beiden ersten Aspekte interessiert, die phänomenologischen an den beiden letzten, wobei diese beiden letzten – die perspektivistische Präsentationsweise und die Identitätserfahrung – wesentlich zusammenhängen. Eine phänomenologische Theorie der Intentionalität ist nicht in der Lage, den im ontologischen Sinn verstanden außermentalen Bezugspunkt des mentalen Aktes zu erklären; das ist auch nicht ihr Anliegen.

---

[47] Für eine überzeugende Kritik dieses Standpunktes siehe Crane (2001: 13-18). Crane stützt sich hierbei auf Searle (1983: 117), der die Existenz von irgendwelchen „shadowy intermediaries“ zwischen dem Bewußtseinsakt und seinem Objekt entschieden ablehnt.

[48] Vgl. Dretske (1995: 28-34).

[49] Das ist Searles Ausdruck, der sich in der zeitgenössischen Philosphie eingebürgert hat.

2 Phänomenologische Explikation der Bewußtseinsstruktur und die Rolle des impliziten Bewußtseinsinhalts

2.1 Gestaltpsychologie als Phänomenologie

2.1.1 Gurwitschs Projekt und seine methodischen Grundlagen

Aron Gurwitsch, den Husserl selbst als einen der wenigen seiner Schüler pries, die sein philosophisches Vermächtnis fortgesetzt haben[50], konzentrierte sich auf diejenigen Aspekte der Husserlschen Lehre, deren Relevanz in einem breiteren und zeitgemäßen theoretischen Zusammenhang am ehesten zum Vorschein kommen könnte. Die Hauptaufgabe, die sich Gurwitsch als Phänomenologe auferlegte, war, die Grundbegriffe der – sowohl psychologischen wie auch transzendentalen (konstitutiven) – Phänomenologie aus dem Kontext der seinerzeit aktuellen geistigen Strömungen zu erklären. Er war eigentlich der erste, der klar und überzeugend zu zeigen vermochte, wie die phänomenologische Methode, an die Bewußtseinsphänomene heranzugehen, nicht nur im Gegensatz – und das heißt auch in Kontinuität – zu den traditionellen Fragestellungen, etwa eines Descartes, Hume oder Kant, zu verstehen ist, sondern wie sie auch an die Theorien der Autoren des 20. Jahrhunderts wie James, Piaget oder Koffka Anschluß findet.

Aus dieser fruchtbaren Verschmelzung phänomenologischer Analysen Husserls mit kompatiblen philosophisch-psychologischen Ansätzen – vor allem intentionalistischen, funktionalistischen und gestalttheoretischen – erwuchs Gurwitschs Beitrag zum Problem der Bewußtseinsorganisation: seine Feldtheorie des Bewußtseins. Die diesbezüglich relevantesten Ausführungen zeichnen sich durch die deutliche Darlegung einer äußerst komplexen Problematik und durch eine – für die phänomenologische Schreibweise nicht unbedingt typische – argumentative Strenge aus.

Gurwitsch (BF: 2) definiert das Bewußtseinsfeld als „die Gesamtheit der kopräsenten Gegebenheiten". Der Begriff der Kopräsenz, dem die phänomenologische Lehre der Zeit-

[50] Vgl. Husserls Briefe an Gurwitsch vom 15. April 1932 und 3. August 1936 aus ihrem Briefwechsel (Husserliana Dokumente, Bd. IV, 1994, S. 104 und 112; zitiert nach Möckel, 1998: 228).

und Raumkonstitution[51] zugrunde liegt, soll streng *deskriptiv* verstanden werden: Er bezieht sich auf diejenigen phänomenalen Gegebenheiten, die simultan erfahren werden, ungeachtet der Art, wie sie „objektiv" – in objektiver Zeit – gegeben sind. Das Hauptinteresse von Gurwitschs Analysen des Bewußtseinsfeldes gilt der Herausarbeitung und der genauen Beschreibung der formalen Prinzipien, nach denen die Gegebenheiten organisiert, das heißt aufeinander bezogen sind. Er nennt diese Aufgabe die „Klärung des Zusammenhangsphänomens von der Zusammenhangserfahrung her" (S. 5). Er spricht aber auch von den „formalen Invarianten aller Bewußtseinsfelder" (S. 47), den „formalen Strukturinvarianten der Erfahrung" (S. 323) oder – im eher kantischen Sinne – vom „Apriori des Bewußtseins" als der „Bedingung der Möglichkeit der Bewußtseinsakte als solche[n]" (S. 161-162).

Die methodische Grundlage der ausführlichen Erörterungen Gurwitschs zum Organisationsproblem ist die These vom immanenten Charakter der Organisationsformen der Erfahrung (BF: §5). Obwohl er sich vornehmlich auf die Probleme der einfachen Sinneswahrnehmung als Musterfall der intentionalen Welterfahrung konzentriert, scheint Gurwitsch geneigt zu sein, diese These gleichermaßen auf die höheren kognitiven Leistungen anzuwenden. Sie sollte also unabhängig von dem jeweiligen Erfahrungstypus beziehungsweise Erfahrungsinhalt zutreffen. Was besagt diese These?

Es zeigt sich, daß, wenn man zum Beispiel der assoziationistischen Erkenntnistheorie des englischen Empirismus die Bewußtseinskonzeption von William James entgegensetzt, beide Auffassungen trotz ihrer wesentlichen Unterschiede von derselben „Nullhypothese" ausgehen: der „ursprüngliche" (immanente) Zustand des Bewußtseins sei ein Chaos zerstreuter Gegebenheiten (Sinnesdaten, Sinnesempfindungen). Jede Organisiertheit dieser Daten – sei es in Form der „Assoziation" isolierter, atomhafter „Ideen" wie bei Locke und Hume oder in Form der Differenziertheit und Gliederung des Bewußtseinsstroms wie bei James – bedürfe einer *besonderen Erklärung*. Ein chaotischer Zustand hingegen bedürfe keiner

[51] Diese Theorie erläutert die zeitliche bzw. räumliche Struktur aller unserer Erlebnisse. In Kürze: Während die phänomenale Zeitlichkeit auf die völlig „passiven" Prozesse der „retentionalen" bzw. „protentionalen" Modifikation der primären Erlebnisse („Urimpressionen") zurückzuführen ist, hängt die Raumkonstitution von dem wahrnehmenden Körper und seinen Bewegungen („Kinästhesen") ab.

speziellen Erklärung, wie dies etwa aus dem Erklärungsmodell physischer Wissenschaften hervorgeht.[52]

Gurwitsch lehnt eine solche Ausgangshypothese ab. Sein Einwand ist schlicht und läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Was nicht von Anfang an organisiert „in" das Bewußtsein „eingetreten ist", kann auch später nicht als organisiert erfahren werden. Denn anderenfalls müßte man andere, noch grundlegendere Organisationsprinzipien oder Kräfte als „Anhaltspunkte" ins Spiel bringen, um zu erklären, wie die organisierende Tätigkeit des Bewußtseins gelenkt wird und wie sie überhaupt an die richtigen Elemente („Sinnesdaten" etwa) anknüpft. Und selbst dann bliebe unklar, wie ein solcher Orientierungsfaktor dauernd, unter ständig wechselnden Erfahrungsumständen, aktiv bleiben könnte. Denn,

> [e]s muß angenommen werden, daß bei jeder neuen Gelegenheit die organisierende Aktivität erneut funktioniert und erneut an einer Masse von Sinnesdaten ansetzt, die nicht minder formlos ist als bei früheren Gelegenheiten. Entbehren die Sinnesdaten von sich aus der Organisation, so können sie auch keine Spur ihnen früher auferlegter Organisationsformen bewahren. Wenn es nichts gibt, woran sich die organisierende Aktivität beim erstmaligen Auftreten einer bestimmten Organisationsform orientieren kann, so fehlen die erforderlichen Anhalts- und Orientierungspunkte auch bei allen späteren Gelegenheiten. Wie sich unter diesen Umständen eine Organisationsform wiederholt ergeben und stabilisieren kann, ist kaum zu erkennen. (BF: 45)

Und sein Schluß:

> Da alle Versuche scheitern, Organisation durch spezielle, d.h. dem Bewußtseinsstrom in seiner ursprünglichen Form äußere Faktoren zu erklären, bleibt nur noch die Anerkennung der Organisiertheit als eines autochtonen Zuges des Erlebnisstroms und des Erlebnisfeldes in seiner Ursprünglichkeit. (BF: 45)

Um dieses Argument richtig zu verstehen, muß zunächst an Gurwitschs methodischen Ausgangspunkt erinnert werden. Der deskriptiven Vorgehensweise konsequent folgend, versucht er alle „äußeren", nicht im Bewußtseinsstrom vorzufindenden Entitäten und Faktoren außer Betracht zu lassen. Damit will er keinesfalls unterstellen, daß solche Faktoren und Entitäten keine Rolle im Wahrnehmungsprozeß spielen oder – was noch absurder wäre – daß sie überhaupt nicht existieren. Sich auf die Einsichten der Gestalttheoretiker stützend, gibt Gurwitsch ausdrücklich zu (S. 44), daß die Organisationsfrage „sowohl die phänomenalen Gegebenheiten als auch die physiologischen Prozesse" betrifft.[53] Vom phänomenologischen Standpunkt her sind allerdings nur die ersten, also die Bewußtseinsvorkommnisse in ihren statischen und dynamischen Aspekten

---

[52] In diesem Zusammenhang zieht Gurwitsch (BF: 64) das Beispiel der kinetischen Theorie der Gase heran.

[53] Vgl. dazu auch die Bemerkung 75, S. 46, und die Bemerkung 32, S. 56, des BF.

relevant; das heißt, wie die jeweiligen Erlebnisse (Wahrnehmungen) erlebt (wahrgenommen) und wie sie miteinander verknüpft werden. Dahinter steht die Hoffnung, daß dieser, ausschließlich auf die phänomenalen Inhalte ausgerichtete Zugang die universale Organisationsform der Erfahrung enthüllen könne.

In Hinblick auf die geschilderten methodischen Grundlagen möchte ich zunächst auf den entscheidenden Streitpunkt aufmerksam machen: Ob und wie kann man ein solches Programm konsequent durchführen? Konkreter, ob und wie kann man die dem Bewußtsein „in seiner ursprünglichen Form" immanenten Vorkommnisse genau identifizieren beziehungsweise von den „von anderen Quellen" herrührenden Faktoren klar unterscheiden? Diese Fragestellung bestimmt – wie ich bald zeigen werde – die polemische Position Gurwitschs gegenüber all jenen von ihm ausführlich kommentierten und kritisierten Autoren (Husserl inklusive), denen er eine „dualistische" Auffassung und mit dieser Auffassung zusammenhängende „Konstanzannahme" vorwirft.[54]

2.1.2 Konstanzannahme und die Organisationsfrage

Jede introspektive Analyse unseres Wahrnehmungsfeldes zeigt eine sinnvoll gegliederte Vielheit von zusammengesetzten Gegebenheiten. Wenn man diesen phänomenologischen Befund systematisch zu rechtfertigen versucht, ist man schnell mit zwei Problemen konfrontiert. Das erste heißt, die elementarsten, die nicht weiter zurückführbaren Gegebenheiten zu identifizieren und diesen Schritt empirisch zu begründen. Das andere ist, zu zeigen, wie – das heißt unter Einfluß welcher Faktoren und in welchem Stadium des Wahrnehmungsverlaufes – die „Zusammensetzung" stattfindet. Diese Fragen stellen die schwerste Herausforderung jeder Wahrnehmungstheorie dar. Ihre plausible Beantwortung wäre aber auch der entscheidende Schritt zur Deutung der – phänomenologisch ausgedrückt – konstitutiven Leistungen des Bewußtseins.

Ein Vergleich der von Helmholtz und Fechner inaugurierten kausalen Wahrnehmungstheorien mit den deskriptiv-orientierten bringt bezüglich der zwei genannten Probleme einen wichtigen Vorteil der letzteren zum Vorschein. Generell gesehen setzen alle traditionellen kausalen Theorien zwei Klassen von Entitäten voraus: *Sinnesdaten*, die Bausteine jeder perzeptiven Organisation, einerseits und die aus diesen hervorgehenden

[54] Die folgende Darstellung stützt sich hauptsächlich auf die §§ 8-13, 25 und 40 der BF, aber auch auf einige Aufsätze Gurwitschs, die später unter dem gemeinsamen Titel *Studies in Phenomenology and Psychology* gesammelt wurden (bes. 1936/66: 4-22; 1955/66: 101-106; 1929/66: 250-267).

Organisationsformen andererseits. Infolge einer solchen Aufteilung entsteht eine Spaltung innerhalb des Wahrnehmungsprozesses, und zwar insofern, als die durch die externen Stimuli produzierten „Empfindungen" und die aufgrund dieser entstandenen „Wahrnehmungen" zwei deutlich getrennte Vorgänge darstellen. Denn da die Empfindungen durch die ihnen vorausgegangenen physikalisch-physiologischen Ereignisse kausal völlig determiniert sind, sollten sie während des ganzen Wahrnehmungsprozesses unverändert (konstant) bleiben. Man müßte dann neue Entitäten und Faktoren einführen, um dem Ausgang des Prozesses, das heißt dem Auftritt komplexer, sinngeladener, von den „ursprünglich" gegebenen Empfindungsteilen ganz verschiedene Phänomene, seine Rechtfertigung zu geben.

Erst wenn man von der kausalen Erklärung absieht, meint Gurwitsch, ist man imstande, alle in der Sinneserfahrung gegebenen Entitäten theoretisch gleichmäßig zu behandeln. Das bedeutet, daß die Sinnesdaten oder Elementarempfindungen keinen privilegierten Status mehr haben können, der ihnen – aufgrund ihrer angeblich vorhergehenden Position in der kausalen Kette – in den kausalen oder atomistischen Wahrnehmungstheorien zuerkannt wird. Die Empfindungen und alle aus ihnen resultierenden Gegebenheiten „höherer Ordnung" machen theoretisch gleichwertige Erfahrungsinhalte aus, die sich unserem Bewußtsein parallel darbieten.[55]

Man könnte mit dieser Ausführung noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß es Empfindungen im üblichen Sinn – als Wahrnehmungsatome verstanden – überhaupt nicht gäbe, und zwar, weil keine Umstände denkbar sind, unter denen sie in ihrer reinen, nicht durch den Einfluß anderer („interner") Faktoren bereits verarbeiteten Form auftreten können. Was unserem Bewußtsein unmittelbar begegnet, wären dann die homogenen, immer schon organisierten Sinnesgegebenheiten, die man üblicherweise „Perzepte" oder „Gestalten" nennt. Dieser Ansatz ist in der Tat die letzte Konsequenz, zu der einige Gestaltpsychologen aufgrund ihrer Interpretation der Ergebnisse zahlreicher Experimente gelangen. In ihrem streng deskriptiven Zugang erkennt Gurwitsch „eine keimhafte phänomenologische Reduktion" (BF: 138) und braucht damit keinen besseren Grund, um die wichtigsten Errungenschaften der gestaltpsychologischen Lehre in die eigene Theorie der Bewußtseinsorganisation einzugliedern.

Die wiedergewonnene „Homogenität“ des Phänomens ist also für Gurwitsch ein gewichtiger Vorteil der deskriptiven Herangehensweise und des von ihm geforderten Verzichtes auf die Konstanzannahme.[56] Seine Auffassung schließt aber noch einen kritischen Punkt ein, der nicht nur seine unversöhnliche Einstellung gegenüber den Anhängern der Sinnesdaten-Ontologie noch klarer werden läßt, sondern der auch zum Anlaß einer umstrittenen Kritik der ihm naheliegenden (phänomenologischen) Theorien wurde. Es geht darum, daß im Lichte von Gurwitschs Auffassung der Organisationsfrage jede Berufung auf die in der unmittelbaren Erfahrung nicht nachweisbaren Faktoren überflüssig, ja ungerechtfertigt erscheint.

Auf den ersten Blick stimmt dieser Ansatz mit der Hauptintention des deskriptiven Zugangs überein. Wenn in der Beschreibung des Wahrnehmungsfeldes nur eine Klasse von Entitäten zugelassen wird, nämlich die unmittelbar wahrgenommenen (egal ob sie als „komplexe Empfindungen“ oder als „Wahrnehmungen“ bezeichnet werden), müssen folgerichtig alle hinter der Kulisse der Erfahrung angeblich mitwirkenden Prozesse gleichmäßig ausgeschlossen werden. Dies betrifft dann nicht nur die äußeren Wahrnehmungsbedingungen – die umweltdeterminierten Reizungen der Sinnesorgane –, sondern auch die inneren – zum Beispiel die durch den Einfluß der früheren Erfahrung gestalteten perzeptiven Urteile (oder kantschen Schemata oder was auch immer).[57]

---

[55] „*Allen Aspekten der Wahrnehmung muß der gleiche Status zuerkannt werden. Alle müssen als Gegebenheiten und Fakten echter Sinneserfahrung gelten.* Zu diesen Aspekten gehören die charakteristischen Eigenheiten von Gruppen und Ganzheiten (...)“ (BF: 79)

[56] „Wenn aber das Wahrgenommene in Abhängigkeit von beiden, nämlich äußeren und inneren Bedingungen, variiert wird, so verändert es sich als Ganzes und als homogene Entität. Durch die Aufgabe der Konstanzannahme ist die Homogenität des Wahrgenommenen, was die Herkunft seiner Komponenten anlangt, wiederhergestellt.“ (BF: 81)

[57] Wenn jemand – ein Psychologe etwa, der innerhalb der „natürlichen Einstellung“ verbleibt – die in der bewußten Erfahrung nicht gegebenen, aber an der Wahrnehmung vermutlich beteiligten kausalen Prozesse doch thematisieren will, muß er diese Prozesse in ihrer Zusammenwirkung, *als Ganzheit* betrachten. Dieser für die Berliner Gestaltpsychologen charakteristische Ansatz kann in der folgenden Gleichung ausgedrückt werden:

$$P = F(x_e, x_i),$$

die besagt, daß jede Wahrnehmung („Perzeption“) P funktional von zwei Faktoren abhängig ist: „externen“ und „internen“, deren jeweilige kausale Rollen allerdings *weder trennbar,* d.h. erfahrungsmäßig unterscheidbar sind, noch ist ihre jeweilige kausale (das heißt objektiv-zeitliche) Reihenfolge feststellbar, beispielsweise in dem Sinne, daß – wie in kausalen Theorien angenommen – die internen Faktoren erst nachträglich einsetzen, nachdem die Sinnesorgane das „Rohmaterial“ (Elementarempfindungen) besorgt haben (BF: 60 und 78). Den Unterschied zu der atomistisch-kausalen Auffassung ist aus der entsprechenden Gleichung

$$P = F_1(x_e) + F_2(x_i)$$

In allen deskriptiven Wahrnehmungstheorien aber, mit denen sich Gurwitsch in mehreren seiner Schriften auseinandersetzt – mit Ausnahme von Wertheimer, Koffka, Köhler und anderen Berliner Wahrnehmungspsychologen –, spielen die inneren, außersinnlichen Faktoren eine wichtige Rolle. Bei Meinong etwa und anderen Theoretikern der Grazer Schule kommen diese Faktoren im Prozeß der „Produktion" zum Ausdruck, und zwar im Sinne einer kognitiven Aktivität, die einfache Empfindungen („inferiora") in wahrgenommene Gegenstände „höherer Ordnung" („superiora") – wie zum Beispiel Mengen – verwandelt. Husserls Lehrer Stumpf führt den „Verschmelzungsbegriff" ein, um einige Tonphänomene zu deuten, die, als bloße Sinnesdatenkomplexe genommen, unerklärlich waren. Desgleichen ist die ganze Schematheorie Piagets mit „funktionalen", das heißt theoretischen (nicht-deskriptiven) Begriffen beladen, die für den Erwerb unserer jeweiligen kognitiven Fähigkeiten, Erfahrung umzustrukturieren und zu reorganisieren, genetische Erklärungen liefern. Nicht zuletzt schließt auch Husserls auf den „hyle-morphe"-Dualismus gegründete Intentionalitätslehre Elemente einer außersinnlichen Aktivität ein.[58]

Gibt es nun hinreichende Gründe, allen diesen Theorien Inkonsistenz wegen ihrer „dualistischen Auffassung" vorzuwerfen? Gurwitsch, der an seiner streng deskriptiven Herangehensweise konsequent festhalten will, bejaht diese Frage. Immer, wenn das Konstanzprinzip – entweder stillschweigend oder ausdrücklich – angenommen wird, scheint es unvermeidlich, auf die außersinnlichen Faktoren zuzugreifen, um den „Überschuß" an phänomenalem Inhalt zu erklären. Ist aber das Gegenteil der Fall? Muß man notwendigerweise die unerwünschte Hypothese in die Theorie hineinlassen, sobald man sich auf die nicht „unmittelbar gegebenen" Prozesse und Aktivitäten („Produktionen", „Verschmelzungen", „unbewußte Empfindungen", „Assimilationen" oder ähnliches) beruft?

Dies allerdings ist weniger eindeutig. Erstens ist die Grenze zwischen den deskriptiven und den theoretischen („Funktions-") Begriffen[59] in den Wissenschaften der „natürlichen Einstellung" genauso unscharf wie die Grenze zwischen der phänomenologischen Deskription (Analyse des Bewußtseinsfeldes samt der Herausarbeitung ihrer

---

ersichtlich, wo die Wahrnehmung als Summe der zwei getrennten und nicht gleichzeitig auftretenden Faktoren verstanden wird (vgl. Gurwitsch BF: §12 und 1936/66: 22-23).

[58] Für eine sehr einleuchtende Darstellung der Entwicklungsgeschichte gestaltpsychologischer Ideen und ihrer Auswirkung auf verschiedene philosophische Strömungen und empirische Untersuchungsfelder vgl. Barry Smiths „Gestalt Theory: An Essay in Philosophy" (1988).

[59] Gurwitsch (1936/66: 12-13) folgt Koffka in der strengen Trennung zwischen „Deskriptions-" und „Funktionsbegriffen".

Gesetzmäßigkeiten) einerseits und einer genetischen Erklärung dieser Gesetzmäßigkeiten (transzendentale Rekonstruktion der synthetischen Aktivität des Bewußtseins) andererseits.

Zweitens erweist sich die introspektive Analyse der Wahrnehmung weder als die einzige noch unbedingt als die beste Methode, um festzustellen und theorieneutral zu beschreiben, was „wirklich" wahrgenommen („unmittelbar gegeben") wird. (Dies gilt unabhängig davon, wie aufmerksam man die Zustände und Ereignisse des eigenen Bewußtseinsfeldes zu beobachten vermag.) Es ist beispielsweise ein Gemeinplatz der zeitgenössischen kognitiven Psychologie, daß die unterbewußten („unterschwelligen") Kognitionen eine viel wichtigere Rolle in unserem mentalen Leben spielen, als manche Phänomenologen bereit waren anzunehmen.[60] Es wäre deswegen ungerechtfertigt, die „assoziativen" und anderen „passiven" mentalen Vorgänge wegen ihrer angeblich „außersinnlichen" Herkunft aus der Wahrnehmungstheorie auszuschließen.

Im Falle Husserls sind beide erwähnten Bemerkungen mitzuberücksichtigen. Holenstein (1972: Kap. 14), der Husserls Beziehung zur gestalttheoretischen Lehre ausführlich erörtert, beschuldigt Husserl zwar einer Variante der Konstanzannahme,[61]

---

[60] Vgl. dazu Polanyis einflußreiches Buch *The Tacit Dimension* (1966/85), in dem er den Ansatz zu begründen versucht, daß es kognitiven Situationen gibt, in denen wir „mehr wissen, als wir zu sagen wissen". Aus dem Überangebot von neueren Beiträgen zu diesem Thema ist die Aufsatzreihe *Implicit Cognition* (hrsg. von G. Underwood, 1996) hervorzuheben. In einem ihrer Aufsätze („Cognition With and Without Awareness") wird das folgende einfache Experiment bezeichnet, das im Rahmen einer BBC-Sendung durchgeführt wurde:

> We asked viewers to make a judgement about the emotion expressed in a still photograph of a woman's face. More than 35.000 viewers telephoned one of two numbers to indicate that they had seen the face as being happy or sad. What they had not been told was that half of the BBC TV regions had been presented with a smiling version of the same face subliminally just before the neutral face. Viewers in the other regions received no subliminal stimuli. The subliminal smiling face was presented for just 20 ms, and was superimposed over one frame of a film about two infants playing with an adult. (...)Viewers exposed to the smiling face tended to make more ‚sad' judgements than those seeing no frames prior to the judgement. The presence of a subliminal stimulus had a contrast effect upon the perception of the neutral face – having been exposed to a subliminal version of a smiling face the viewers tended now to see her as being sad. (Underwood & Bright 1996: 5-6)

Der Ansatz der unterbewußten Bewußtseinsfaktoren hat eine reiche Geschichte, die mit den Anfängen des modernen Denkens eng verflochten ist. Diese Geschichte kann zumindest bis zur Leibnizschen Theorie der „petites perceptions" zurückverfolgt werden – einer Theorie über die „unapperzipierten Perzeptionen" (siehe Abschnitt 2.4.1 unten), die unter anderem auch Freuds Psychoanalyse beeinflußt haben soll (Schütz, 1982: 40-41). Es ist allerdings theoretisch vorteilhaft, das Freudsche Unbewußte von dem *kognitiven Unbewußten* der zeitgenössischen Kognitionswissenschaft zu unterscheiden (Güzeldere, 1997: 18-21). Obwohl beide Kategorien des mentalen Inhalts unterbewußt sind, kann die erstere – obwohl nur unter besonderen Umständen – ins Bewußtsein gerufen werden. Die typischen kognitiv-unbewußten Prozesse – von den Helmholtzschen „perzeptiven Schlüssen" bis zu Regeln der „tiefen Grammatik" – sind dagegen introspektiv grundsätzlich undurschichtig. Für eine Kritik des kognitiv Unbewußten, die für meine Konzeption des impliziten Inhalts aufschlußreich ist, vgl. Searle (1992: Kap. 9). (Dazu s. auch Fußnoten 14,15 und 18 oben.)

[61] Holenstein (1972: 283-284; 292-293) unterscheidet zwischen der „empiristischen" und der „intellektualistischen" Variante der Konstanzannahme. Die erste und meist unterstellte Variante postuliert eine schlichte, konstant kausale Beziehung zwischen Reizen und Empfindungen (gleiche Reize – gleiche

erkennt aber zugleich in seiner genetischen Betrachtungsweise seinen großen Vorteil gegenüber dem „statischen“ und „nativistischen“ Zugang der Gestaltpsychologen. Die Gestaltqualitäten, obgleich als einheitliche und homogene Phänomene erlebt, stellen keinen ontologischen Boden dar. Es muß die Frage auch *ihrer* phänomenalen Konstitution gestellt werden – die Frage, mit der sich Husserl in den *Analysen zur passiven Synthesis* und in einigen nicht veröffentlichten, aber von Holenstein (1972: §60) nachgeschlagenen Manuskripten auseinandersetzt. Dort entwirft er seine Konzeption einer autochthonen Zwischenebene unserer synthetischen Aktivität, einer Ebene nämlich, die weder dem aktiv-ichlichen (also dem beobachtenden Bewußtsein zugänglichen) noch dem passiv-physiologischen Bereich angehört und deren Gesetze „assoziativ-motivationeller“ Natur sind.[62] Ähnliche relativierende Hinweise finden sich auch in einigen anderen Kommentaren[63] zu Gurwitschs Husserl-Kritik.

2.1.3 Gestaltkohärenz und Aussonderung

Wie ist es überhaupt möglich, daß wir im Bewußtseinsfeld aufgefundene Inhalte als sinnvolle Ganzheiten wahrnehmen? Wie „konstituieren“ sich die Objekte unserer alltäglichen Erfahrung, die wir als transtemporal identische und real existierende Dinge erleben? Gurwitschs Erklärung dieser – in vielerlei Hinsichten grundlegenden – Leistung unseres Geistes stützt sich wesentlich auf die Hauptprinzipien der gestalttheoretischen Lehre. Die Schlüsselfunktion kommt dabei dem Prinzip der Gestaltkohärenz zu.

Empfindungen). Die zweite, „intellektualistische“ Variante geht davon aus, daß die Empfindungen als Sinnesdatenkomplexe ihre qualitative Beschaffenheit behalten, unabhängig von den verschiedenen, „diskret ineinander überspringenden“ *Wahrnehmungsauffassungen* (bei Husserl: „noetische Akte“), die den Empfindungen auferlegt und angesichts derer verschiedene intentionale Objekte gesehen werden. Diese zweite, „phänomenologische“ Variante der Konstanzannahme ist eigentlich diejenige, die Gurwitsch – zu Recht! – der Husserlschen Ganze-Teile-Lehre zuschreibt. Die „dualistische“ Auffassung, die Husserl mit anderen Nachfolgern der Brentano-Schule teilte (Stumpf, Meinong u.a.), führt Holenstein auf „Brentanos Dualismus von psychischen Akten und (objektiv vorgegebenen) physischen Inhalten“ zurück.

[62] „Husserls ganze Lehre der passiven Synthesis besteht gerade im Nachweis einer nicht intentionalen Akten entspringenden Konstitution von gestalthaften Bewußtseinseinheiten.“ (Holenstein 1972: 282) Vgl. Abschnitt 1.3.3 oben.

[63] Seebohm (1984), der das Problem der Konstanzannahme in Husserls Wahrnehmungstheorie in Zusammenhang mit zwei anderen umstrittenen Ansätzen Husserls betrachtet – seiner „egologischen“ Bewußtseinskonzeption und dem Intersubjektivitätsproblem –, relativiert Gurwitschs Kritik im Lichte einer originellen Auslegung der *Kartesianischen Meditationen*. Mulligan (1995: 186-191) übernimmt Holensteins Unterscheidung zwischen der „empiristischen“ und „intellektualistischen“ Auffassung der Konstanzannahme und versucht, Husserls Behauptung aus der LU V, daß diese Hypothese irrelevant für seine phänomenologischen Analysen sei, zu rechtfertigen.

Den Gestaltbegriff selbst übernimmt Gurwitsch unverändert von den Berliner Gestaltpsychologen. Es geht um den grundlegenden Funktionsbegriff, durch welchen die Gesetzmäßigkeiten der in Deskriptionsbegriffen beschriebenen Erfahrungsebene herausgearbeitet werden. Eine von mehreren seiner Definitionen dieses Begriffes lautet:

> Unter Gestalt ist ein einheitliches Ganzes zu verstehen, das mehr oder weniger Details in sich schließt, wegen seiner ihm eigenen Gliederung und Strukturiertheit Kohärenz und Festigkeit aufweist und sich so aus dem Felde als organisierte und geschlossene Einheit heraushebt. (BF: 97)

Hierzu kann man zweierlei bemerken. Erstens: Damit die gesamte Gestaltkonzeption nicht in den aus der Konstanzannahme hervorgegangenen Dualismus stürzt, müssen die betreffenden Details oder Elemente streng *korrelativ*, das heißt immer im Zusammenhang mit den ihnen zugehörigen und aus ihnen zusammengebauten Ganzheiten betrachtet werden. Die Relation zwischen zwei Ebenen, der Ebene der Teile und der Ebene des Ganzen, stellt also eine funktionale Beziehung dar: Jedem Teil kommt eine Funktion innerhalb der Ganzheit zu, die für jenes absolut bestimmend ist. Das heißt anders gesagt, daß jedes Element nur innerhalb der kohärenten Gesamtstruktur, die es zusammen mit anderen Elementen ausmacht, existieren kann. Isoliert genommen, seiner funktionalen Rolle innerhalb eines bestimmten Ganzen entbehrend, ist das Wahrnehmungselement ein theoretisches Gespenst.[64]

Zweitens: Im Bezug auf die zitierte Definition ist das Moment der „Heraushebung" zu betonen. Die Gestalt, als die organisierte Einheit von „funktional bedeutsamen Teilen" (vgl. §16 des BF), wird zusätzlich durch die Fähigkeit bestimmt, sich aus dem Rest des Wahrnehmungsfeldes herausheben zu können. Das bedeutet nichts anderes, als daß sich die jeweiligen Glieder des Wahrnehmungsfeldes zusammen und gleichzeitig aus einem zuvor unbestimmten Hintergrund aussondern lassen. Dieses „Hervorspringen" einer Gruppe von Elementen, die für das wahrnehmende Bewußtsein simultan erscheinen, „kopräsent" sind, weist auf einen unbewußten (passiven) synthetisierenden Prozeß hin, in dem Gurwitsch die „primitivste Organisationsform" (BF: 26, 87) des mentalen Lebens erkennt.[65]

Es drängt sich nun die Frage auf, wie es dazu kommt, daß einige Elemente mehr „Affinität" zueinander haben als andere, das heißt, sich simultan von dem Hintergrund

---

[64] Vgl. dazu auch §17a und §20 des BF; Abschnitt III in Gurwitsch, 1936/66; S. 432-434 in Gurwitsch, 1959; und S.189-192 in Gurwitsch, 1929/66. Vgl. auch Wiegand (2001: 251).

[65] Edgar Rubin, auf dessen Untersuchungen sich sowohl Gurwitsch wie auch die Berliner Gestaltpsychologen häufig berufen, tat sich Anfang der 1920er Jahre besonders hervor durch die Entdeckung und systematische Darlegung verschiedenster Formen des Figur-Hintergrund-Phänomens.

abheben und in homogenen und beständigen Gestalten organisieren. Eine solche Beschaffenheit kann gewiß nicht als selbstverständlich angenommen werden. Denn

> the retinal image is nothing but an array of varying intensities and frequencies of light, the rays coming from different parts of the same object have no more affinity for one another than those coming from two different objects. (...) The realization that the perception of separate objects was not achieved solely by the „picture" focused on the retina was one of the Gestaltists' most important contribution. (Rock & Palmer 1990)

Wie schon hervorgehoben, führt Gurwitsch die sonderbare Neigung bestimmter Glieder des Wahrnehmungsfeldes zu seinen *jeweiligen* Mit-Gliedern auf kein außersinnliches Organisationsprinzip zurück; sie sei vielmehr ein „autochthoner Zug des Erlebnisstromes". Aus dieser Auffassung ergab sich die schon vorgezeichnete Aufgabe der phänomenologischen Analyse, nämlich die Organisationsinvarianten zu erkennen und möglichst neutral zu beschreiben – eine Aufgabe also, die sich mit den methodischen Grundlinien der Gestaltpsychologie fast perfekt deckte. Was an diesem Vorhaben aus Gurwitschs Sicht – als authentisch phänomenologischer Beitrag – noch übrig bliebe, wäre, die herausgestellten und durch zahlreiche Experimente bestätigten Grundgesetzmäßigkeiten der Gestaltorganisation phänomenologisch zu umschreiben und in eine allumfassende Theorie der „Konstitution" von Erfahrungsgegenständen zu integrieren. Gurwitsch erhoffte sich, dadurch einige Schwächen der Husserlschen Originallehre von der Wahrnehmungs-intentionalität überwinden zu können.

Wie gelang es ihm, diese Aufgabe zu bewältigen? Es muß zunächst folgendes festgestellt werden: Was Gurwitsch im Hinblick auf die mit den untersten Schichten der Dingkonstitution zusammenhängenden Gestaltgesetzmäßigkeiten zu sagen hat, ist überwiegend vage, ja enttäuschend. Vor allem ist es merkwürdig, daß die Wertheimschen Prinzipien der Gruppierung der Sinnesgegebenheiten, obgleich von ihm (1936/66 und in §21 des BF) ausführlich dargestellt und kommentiert, letztlich keinen Platz in seiner eigenen Intentionalitätstheorie finden. Er versucht hingegen, die vier ursprünglichen Gestaltgesetze[66] einem gemeinsamen einheitsstiftenden Organisationsprinzip zu unterwerfen, das für die Konstitution des „Themas" – jedes möglichen Bewußtseinsobjektes im Sinne einer homogenen und beständigen Ganzheit – verantwortlich sein soll. Dieses unter dem Titel der „Gestaltkohärenz" eingeführte Prinzip erscheint aber zu allgemein und leuchtet kaum ein:

---

[66] Sie entsprechen den vier Prinzipien der Gruppierung von Teilen. Diese sind: (1) Nähe, (2) Ähnlichkeit, (3) Geschlossenheit und (4) gute Fortsetzung. Neuere Untersuchungen haben die Gültigkeit dieser Gestaltgesetze vollständig bestätigt und durch zwei neuerfundene Prinzipien ergänzt: das Gesetz der gemeinsamen Region und das Verbundenheitsgesetz (Rock & Palmer, 1990).

> *Die Einheit des Themas ist durch und durch Einheit durch Gestaltkohärenz.* (...) Gestaltkohärenz bezeichnet einen Organisationstyp oder eine Organisations- und Strukturdimension, in derer Rahmen sowohl spezifische als auch individuelle Varianten möglich sind. (...) Alle Varianten sind aber nichts anderes als Abwandlungen und Besonderheiten der einzigen Grundstruktur, nämlich des ausgewogenen Miteinanders von Komponenten in gegenseitiger Abhängigkeit. (BF: 114)

Es ist außerdem nicht ganz klar, wie der besagte Organisationstypus mit dem obenerwähnten Aussonderungsgesetz (Figur/Hintergrund-Phänomen) zusammenhängt. Da Gurwitsch letzteres als „die primitivste Form der Organisation" bezeichnet, scheint es logisch, daß die zwei Prinzipien gleichzusetzen sind, etwa in dem Sinne, daß die Aussonderung von Elementen nur ein dynamischer Aspekt jener funktionalen Sonderbeziehung ist, die zwischen bestimmten Komponenten eines Wahrnehmungsfeldes besteht. Ob diese Interpretation mit Gurwitschs Absichten übereinstimmt, ist schwer zu beurteilen. In einer der diesbezüglich eindeutigsten Passagen wird das Verhältnis zwischen Gestaltkohärenz und Aussonderung folgendermaßen erklärt:

> Die Aussonderung des Themas aus dem Felde beruht darauf, daß die Beziehung zwischen den Komponenten des Themas von anderer Art und Dimension ist als die Beziehung zwischen diesen Komponenten und den Gegebenheiten des Feldes. Anders ausgedrückt: „Aussonderung" bedeutet, daß die Gegebenheiten des Feldes keinen Anteil an der Interdependenz und wechselseitigen Qualifikation zwischen den Komponenten der sich heraushebenden Gestalt haben. Gestaltkohärenz ist eine *Bedingung der Aussonderung* in dem Sinne, daß die sich heraushebenden Bestände diejenigen sind, zwischen denen die Beziehung der Gestaltkohärenz besteht, und daß sich diese Bestände von jenen absondern, mit denen sie eine solche Beziehung nicht eingehen. *Die Aussonderung oder Abhebung folgt der Organisationsstruktur.* (BF: 113, meine Hervorhebung)

Eines zumindest geht daraus eindeutig hervor: Die dem Bewußtsein immanente Organisationsstruktur allein sei der entscheidende Umstand, ja die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß wir jeweilige Teile des Wahrnehmungsfeldes als vom Rest des Feldes abgehobene Ganzheiten erleben.

Gurwitsch ist sich übrigens darüber im klaren, daß solch eine „Erklärung" bei weitem nicht ausreichend sein kann. Man findet wohl bei ihm mehrere Textstellen[67], in denen er auf den *genetischen* Aspekt der Gestaltkonstitution eingeht, um einzuräumen, daß „der Umstand, daß eine (...) Diskriminierung bereits *vollzogen worden war*, nicht ohne Einfluß auf den gegenwärtigen Prozeß" sei (S. 87, meine Hervorhebung).

Solche Erwägungen schlagen natürlich ein ganz neues Kapitel des Konstitutionsproblems auf. Die Fragen, die dadurch zum Vorschein kommen, drehen sich

---

[67] Das sind allerdings meistens Kommentare zu Ansätzen jener Autoren, wie zum Beispiel Piaget (§6 des BF) oder Husserl (§13, insbes. Fußnote 31), die auf die *genetischen* Aspekte der Konstitution viel mehr Wert legen als Gurwitsch selbst.

um die Rolle der Erfahrung im Aussonderungsprozeß mit Rücksicht auf das Problem der ersten Aussonderung und deren phylogenetische wie ontogenetische Bedingungen – sicherlich drängende Fragen, die aber den Rahmen einer phänomenologischen Theorie à la Gurwitsch überschreiten. Wie schon angekündigt, ist auch hierzu zu ergänzen, daß der genetische Aspekt der Konstitution auch jene einheitsbildenden Faktoren einschließt, die nicht-kausaler Natur sind und darum zum Thema – ja zum Thema *par excellence* – einer phänomenologischen Untersuchung werden sollten. Diese „vorkonstituierenden" – zeitlichen und assoziativen – Faktoren, die zum Erlebnis der Gestaltkohärenz wesentlich beitragen, werden aber von Gurwitsch, wenn überhaupt, nur nebenbei in Erwägung gezogen.

Vor den genetischen Fragestellungen möchte ich nun einer anderen Frage den Vorrang geben; der Frage nämlich, wie überhaupt ein rein formales Organisationsprinzip wie Gestaltkohärenz für die Konstitution jedes beliebigen Objektes unserer Erfahrung verantwortlich sein kann. Die Beantwortung dieser Frage setzt eine plausible Interpretation der Intentionalitätslehre Gurwitschs voraus, seiner äußerst interessanten und in mehreren Hinsichten aktuellen Auffassung des Husserlschen Noema-Begriffes. Denn erst im Rahmen einer neuen Deutung des Intentionalitätsphänomens kann der von Gurwitsch umgedeutete und ziemlich Begriff der Gestaltkohärenz seine theoretische Rechtfertigung gewinnen.

2.2 Phänomenologische Theorie der Intentionalität

2.2.1 Intentionale Akte und ihre Gegenstände

Als Hauptziel einer phänomenologischen Bewußtseinstheorie führte ich, ganz allgemein, die Herausarbeitung der formalen Organisationsprinzipien der Erfahrung unter besonderer Berücksichtigung des Intentionalitätsproblems an. Diesem Ziel folgend, entwickelten Husserl und seine Schüler eine Reihe von Begriffen, Unterscheidungen und Termini, die zum Standardvokabular der phänomenologischen Analysen wurden. Als eine der wichtigsten Unterscheidungen gilt diejenige zwischen dem intentionalen Akt und dem intentionalen Gegenstand, zwischen „Noesis" und „Noema".

Ein „Akt" („Erlebnis", „Noesis") stellt ein real existierendes („reelles") psychisches Ereignis dar. Er differenziert und individuiert sich vorerst durch seine zeitliche Bestimmung,

durch seine Stellung im *continuum* des inneren Zeitverlaufs.[68] Als intentionale Entitäten jedoch unterscheiden sich Akte in zwei weiteren Hinsichten: ihrem Objekt beziehungsweise ihrem Typus nach, wobei der Typus die Gegebenheitsweise des Objektes ausdrückt.[69] Es versteht sich, daß derselbe intentionale Gegenstand zum Objekt verschiedener Akttypen werden kann und verschiedene Gegenstände zu Objekten von Akten desselben Typus. Intentionale Gegenstände (im allgemeinsten Sinne des Wortes) kann man sich als feste Punkte vorstellen, die inmitten eines Flusses des immanenten Bewußtseinsstroms als Anker dienen. Die mentalen Vorgänge bleiben normalerweise, wenn wir unsere alltäglichen (nicht-reflexiven) Tätigkeiten vollziehen, hinter ihren intentionalen Korrelaten verborgen: Wir leben „in" den Akten.[70] Die Akte, und damit auch ihre Objekte, gehen stets ineinander über, etwa wenn bei einem normalen Wahrnehmungsverlauf die verschiedenen Gegenstände oder die verschiedenen Teile oder Seiten eines einzigen Gegenstandes nacheinander in unser Bewußtseinsfeld treten. Manchmal benutzt man den Terminus „Mannigfaltigkeit", um diesen nicht-diskreten und dynamischen Charakter der Erfahrung auszudrücken. Idealisierend, für theoretische Zwecke, spricht man von Einzel-Noesen und Einzel-Noemata; erfahrungsgemäß haben wir aber nur mit Mannigfaltigkeiten zu tun: mit Reihenfolgen von nicht-diskreten und nicht-strukturierten mentalen Zuständen und

---

[68] Dieses Kriterium ist nicht unbedenklich. Erstens bedeutet es, daß ein intentionales Erlebnis (beliebiger Dauer) eine unbestimmte, ja theoretisch unendliche, Anzahl von Akten enthalten kann. Zweitens ist die Vorstellung von den rein zeitlichen, also unabhängig von ihren jeweiligen intentionalen Inhalten, bestimmbaren Akten eine *contradictio in adjecto*. Sie widerspricht nämlich der phänomenologischen Grundbestimmung der Intentionalität als noetisch-noematischer Korrelation. Daher könnte behauptet werden, daß das Zeiterlebnis eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung der Individuierung von Bewußtseinsakten ist. Denn,

> [d]ie Unterscheidung der Dauer eines und „desselben" Aktes von der Sukzession verschiedener Akte beruht darauf, daß es sich im ersten Fall um ein identisches Noema handelt, hingegen nicht im zweiten Fall. Dieser Umstand und er allein gibt uns das Recht, von „demselben" Akt und von verschiedenen Phasen „desselben" Aktes zu sprechen. Da jeder Akt sich in der Zeit entwickelt, indem er verschiedene Phasen durchläuft, kann es Identität nur hinsichtlich eines identischen Noema geben. (...) Die wesentlich zeitliche Natur der Bewußtseinsakte erweist sich somit nicht nur als mit der Unzeitlichkeit der Noemata (...) verträglich, sondern auch als auf diese Unzeitlichkeit korrelativ bezogen (BF: 280-281)

Dazu vgl. auch Gurwitsch (1960/66: 155; 1966: xvii; 1985: 6-9) und Drummond (1979: 20). Das in Frage stehende Problem fällt mit dem komplizierten Problem der Konstitution der mentalen Akte und anderen immanenten Erfahrungseinheiten („hyletische Daten", Zeiterlebnisse u.ä.) zusammen. Das letztgenannte Problem wurde in der Husserl-Literatur ausführlich erörtert: z.B. von Mohanty (1971: 82-95) oder Sokolowski (1970: insbes. 139-143), und neulich von Rinofner-Kreidl (2000: 431-436), und wird hier außer acht gelassen.

[69] In der Tat ist die Gegebenheitsweise ein phänomenologisch viel raffinierterer Begriff als der Akttypus. Sie impliziert unter anderem auch den Grad der Aufmerksamkeit, mit der das Objekt intendiert wird. Diese Finesse kann jedoch einstweilen übergangen werden.

[70] „Wenn ich ‚in den Akten' meiner Geistestätigkeiten ‚lebe', bin ich bloß auf die durch jene Tätigkeiten zu vollbringenden Sachverhalte gerichtet, nicht auf die Tätigkeiten selbst." (Schütz, 1982: 117) Vgl. auch Husserl (*Ideen I*: §§77-78).

Ereignissen, die sich noch nicht als Einzelakte beziehungsweise als Einzelobjekte individuiert haben. Der wichtigste Punkt ist, daß die Mannigfaltigkeiten der Bewußtseinsvorgänge auf verschiedene Weisen „synthetisiert" werden können. Man spricht auch von den verschiedenen Formen oder Stufen der „Einheit in der Mannigfaltigkeit".[71]

Stellen wir uns beispielsweise vor, daß ich während einer Seefahrt im Nebel in der Ferne einen unbestimmbaren, grauen Umriß erblicke, der mal in weißes, mal in rotes oder grünes Licht getaucht scheint. Stellen wir uns weiterhin vor, daß ich keine Ahnung habe, um was für ein Objekt es sich handelt (ich habe kein nautisches Wissen); ich weiß nicht einmal, ob ich es überhaupt mit einem physischen Gegenstand zu tun habe oder mit einer Illusion.

In diesem Fall habe ich es mit einem visuellen „Phantom" zu tun, einer Art Einheit-in-der-Mannigfaltigkeit von visuellen Eindrücken, die nur räumliche, aber keine kausalen Eigenschaften aufweist. Das Phantom sei eine Vorstufe der Konstitution der Alltagswelt, wie Husserl[72] mit Hilfe mehrerer – nicht immer überzeugender – Beispiele zu zeigen versucht. Diese rudimentäre und seltsame Form[73] der Identität geht normalerweise in eine höhere, aus der alltäglichen Erfahrung uns viel vertrautere Konstitutionsstufe über – in diejenige des materiellen Dinges: Nachdem sich der Nebel gelichtet hat, entpuppt sich der mysteriöse Umriß als Segelboot (mit Steuerbord-, Backbord- und Hecklicht). Das Segelboot stellt hier das vollentwickelte materielle Ding dar – eine phänomenale Struktur also, die nicht nur räumlicher Natur ist, wie das Phantom, sondern auch kausale Kräfte beherbergt. Die kausalen Eigenschaften bestimmen das materielle Ding wesentlich mit, denn unser Interesse gilt fast immer seinem Verhalten: der Art und Weise, wie das Ding seine Umwelt beeinflußt und sich von dieser beeinflussen läßt. Im engen Zusammenhang mit den kausalen sind es die funktionalen Eigenschaften, die eine weitere Identitätssynthese voraussetzen: das Segelboot wird zugleich als Gebrauchsgegenstand, als „Gegenstand unter dem Aspekt seiner Instrumentalität wahrgenommen" (BF: 189).

Die kausalen und funktionalen Eigenschaften verleihen dem Identitätstypus *materielles Ding* einen objektiven Charakter, was es von einem Dingphantom wesentlich unterscheidet.

---

[71] Sokolowski (1974: Kapitel 4) gibt eine einleuchtende Darstellung dieser Formen.

[72] *Ideen II*: §§ 10 und 15b; DR: 341-346; APS: 23.

[73] Sie ist seltsam, weil wir uns sehr selten, unter sehr ungewöhnlichen Umständen, in der Situation befinden, „das Ding außerhalb des Dingzusammenhanges [zu] nehmen" (*Ideen II*, S. 40); oder, anders gesagt, daß das Ding (für uns) mit einer seiner Abschattungen zusammenfällt (vgl. Gurwitsch, 1959: 421-422 und BF: 193).

Es soll aber nicht übersehen werden, daß auch das Phantom eine gewisse „Objektivität" besitzt. Dies ergibt sich aus der phänomenalen Tatsache, daß auch bei ihm, zumindest theoretisch, verschiedene *Seiten* identifiziert werden können, samt der unzähligen *Aspekte*, bezüglich derer sich jede Seite präsentieren läßt (abhängig von der jeweiligen Raumstelle, dem Blickwinkel und so weiter).[74] Seiten und Aspekte können dann als „objektiv" bezeichnet werden, wenn ihre phänomenale Identität zwar mit den räumlichen Bedingungen variiert, unter denen sie wahrgenommen (gesehen, gehört, gefühlt) werden, nicht aber mit dem momentanen Zustand des Mediums oder des Subjektes. Diese letzte Anmerkung hebe ich hervor, damit die Seiten und Aspekte eines Wahrnehmungsdinges von jener noch elementareren Einheitsform unterschieden werden können: der der *Abschattung*.[75]

Daß sich ein Wahrnehmungsobjekt, das Segel unseres Bootes etwa, unter ständig ändernden Bedingungen präsentiert, ist eine völlig erfahrungstreue – deshalb auch triviale – Feststellung. Dennoch dürfen wir uns eine (praktisch kaum denkbare) Situation vorstellen, in der die räumlichen Bedingungen unserer Wahrnehmung fixiert werden, so daß die Position des Objektes in meinem Gesichtsfeld unverändert bleibt. In diesem Fall ändern sich nur diejenigen Abschattungen, „durch" welche sich das Ding darbietet. Bald „ist" das Segel heller (bei strahlender Sonne) bald dunkler (nachdem eine Wolke die Sonne bedeckt hat oder ich eine Sonnenbrille angezogen habe), und ein nächstes Mal ist es wieder anders, etwa wenn ich mich (auch bei unveränderten Beleuchtungsbedingungen) in einem besonderen psychischen Zustand befinde (etwa seekrank bin).[76]

---

[74] Beispiel: Stellen wir uns einen gleißenden, viereckigen Fleck auf dem Boden vor, den ein Sonnenstrahl erzeugt, der durch die engen Schlitze eines Rolladens einfällt. Abhängig von unserem Betrachtungswinkel ändert sich die Form des Fleckes, das heißt, er zeigt uns seine unterschiedlichen Aspekte.

Husserl (*Ideen II*: 37-38): „Auch Phantome (im angegebenen Sinn purer räumlicher Gegebenheit ohne jede Auffassungsschicht der Materialität) können sich bewegende, deformierende, sich qualitativ nach Farbe, Glanz, Klang etc. verändernde Phantome sein." Vgl. dazu auch Holenstein (1972: 81-82).

Neben Seiten und Aspekten kann man innerhalb eines Wahrnehmungdinges auch seine *Apparenz* unterscheiden: die Gesamtheit aller wahrnehmbaren Seiten (Sokolowski, 1974: §33). Gurwitsch hatte offensichtlich ein anderes Phantomkonzept vor Augen, das weder mehrere Seiten noch Aspekte zuläßt (s. BF: 170). In der Tat lehnt er den Unterschied zwischen dem Phantom und dem materiellen Ding ab. Dies liegt an seiner Kritik der „dualistischen" (intellektualistischen) Auffassung von Wahrnehmung bzw. an seiner Relativierung des Unterschiedes zwischen den „unmittelbar" und „mittelbar" präsenten Eigenschaften des Wahrnehmungsobjektes. Dazu s. Drummond (1992: 156-160).

[75] Der Ausdruck stammt aus dem Bereich der Farbenwahrnehmung, wurde aber von Husserl *pars pro toto* für die Erklärung aller intentionalen Erfahrungen benutzt. (LU VI: §14, §37; *Ideen I*: §§41-42). Man findet bei ihm auch die Ausdrücke „Sehding", „sinnliches Schema" (*Ideen II*: 37, 41) und „Bild" (EU: 88-89), die ungefähr gleichbedeutend sind. Vgl. auch Mulligan (1995: 192) und Sokolowski (1974: §34).

[76] Hier wird natürlich unterstellt, daß wir imstande sind, die kontext- und subjektbedingte Erscheinung eines Dinges (etwa eines in der Suppe eingesunkenen Löffels) von ihrem „wirklichen" Aussehen zu

Abschattung ist also eine aus dem Wahrnehmungsfeld herausspringende Gesamtheit phänomenaler Eigenschaften, die einer Doppelfunktion dient: (1) präsentiert sie einen Aspekt[77] eines transzendenten Gegenstandes, und zwar unter momentanen kontextuellen, sowohl objektiven (räumlichen) wie auch subjektiven (innen-psychischen), Bedingungen; *und* (2) „verweist" sie auf andere solche Aspekte, die sinnlich „unerfüllt" sind oder sich überhaupt nicht „erfüllen" lassen – auf den Gegenstand in seiner Ganzheit.[78] Wie dies genau passieren sollte, lasse ich vorläufig offen. Fürs erste reicht es anzumerken, daß die Abschattung in ihren gerade beschriebenen Rollen als einer der Kernbegriffe der phänomenologischen Intentionalitätslehre auftritt. Diesbezüglich müssen einige potentielle Mißverständnisse ausgeräumt werden.

Es wäre zunächst irreführend, die Abschattungen als eine Art von diskreten Einheiten, „mentalen Atomen", zu verstehen, *al pari* den Sinnesdaten, Empfindungen, Ideen (im Lockeschen Sinne), Repräsentationen und ähnlichen Begriffen, die im Rahmen einer assoziationistischen, von Gurwitsch (und Husserl) kritisierten Auffassung des menschlichen Geistes erscheinen. Man begegnet allerdings bei Gurwitsch nicht wenigen Textstellen, die eine solche Interpretation anscheinend rechtfertigen, zumal wenn der jeweilige Kontext mißachtet wird. Gurwitsch ist auch manchmal nachlässig in seinen Formulierungen, so daß unter „Abschattung" einmal der Aspekt des Gegenstandes gemeint ist, das andere Mal das sinnliche Erleben dieses Aspektes. Ich werde annehmen – und diese Annahme kommt meines Erachtens dem am nächsten, was Gurwitsch mit diesem Begriff eigentlich vorhatte –, daß sich „Abschattung" auf jede zur Einheit synthetisierte Mannigfaltigkeit von Eigenschaftserlebnissen bezieht, die als Teil eines transzendenten Ganzen fungiert. Anders ausgedrückt geht es um jene Einheit, die sich phänomenologisch als *Einzel-Noema* bezeichnen läßt und die wiederum auf der noetischen Beschreibungsebene dem intentionalen *Einzelakt* entsprechen sollte. In diesem Zusammenhang verbleibt noch eine mit der dynamischen Natur der Erfahrung verbundene Unklarheit.

---

unterscheiden, was weiterhin voraussetzt, daß wir über ein implizites Kriterium der „normalen" bzw. „optimalen" Erscheinung des Dinges (etwa seiner Farbe oder seiner Form) verfügen. Vgl. DR: §36.

[77] Im neutralsten Sinn des Wortes, so daß unter „Aspekt" typischerweise eine Seite, eine Eigenschaft, ein Verhältnis oder eine Zusammensetzung dieser gemeint ist.

[78] Zu dieser Doppelrolle der Abschattung und der entsprechenden „Einstellungsänderung" vgl. DR: §41 und Gurwitsch (1959: 419-421). und Sokolowski (1974: 90-92).

Phänomenologisch betrachtet, muß sich nicht jede Änderung der Wahrnehmungsbedingungen, weder der objektiven (perspektivistisch-räumlichen) noch der subjektiven (der Lage des Subjektes beziehungsweise des Mediums in Bezug auf das Objekt), noematisch offenbaren.[79] Ich bemerke nur jene Änderung in dem intendierten Gegenstand, die mit meinem momentanen Interesse in Einklang steht, für mich *relevant* ist.[80] Man kann diesen Punkt noch ein bißchen weiter ausbauen und das Problem in seinem neuro-psychologischen Aspekt aufgreifen: Man könnte etwa versuchen (wie es im Rahmen der experimentellen Wahrnehmungsforschung getan wird), die minimalen Bedingungen festzustellen, unter denen die jeweilige Änderung im Wahrnehmungsfeld überhaupt bemerkbar ist. In der Tat sollten dann nur jene Ereignisse, die sich diesseits einer empirisch bestimmten Bewußtseinsschwelle abspielen, als Kandidaten für die noetisch-noematische Analyse gelten. Hinsichtlich der bloßen Darlegung einer phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung kann allerdings dieser Punkt ignoriert werden.

Die Wahrnehmung ist natürlich nicht die einzige geistige Tätigkeit, mit der sich eine Intentionalitätstheorie befaßt. Es ist zunächst sehr umstritten, ob es sie in ihrer reinen Form überhaupt gibt. Einer sehr verbreiteten Ansicht nach[81] schließt jeder Wahrnehmungsakt ein Urteil (oder zumindest ein Wahrnehmungsurteil) ein, so daß jede Wahrnehmung in der Tat doxische Wahrnehmung ist. Wenn ich beispielsweise nachprüfen möchte, ob ich auf dem richtigen Kurs bin, sehe ich meinen Kompaß an und stelle (zugleich!) fest, *daß* dies der Fall ist. Es gibt andererseits Beispiele, wo eine solche Verschmelzung von kategorialen Akten – Wahrnehmungen der Sachverhalte – und Akten der simplen Wahrnehmung – Wahrnehmungen der individuellen Objekten – weniger eindeutig scheint. Ungeachtet dieser Unklarheit steht fest, daß die Wahrnehmungsakte für Husserl, Gurwitsch und andere Phänomenologen paradigmatisch sind. Man geht nämlich davon aus, daß die wichtigsten Organisationsprinzipien der perzeptiven Erfahrung auf die anderen Akttypen angewandt werden können: sowohl auf Erinnerungs- und Vorstellungsakte wie auch auf die Akte, durch

---

[79] Dies ist natürlich ein methodischer Punkt. Formal gesehen, entspricht „[j]eder Abschattung eines Dinges eine bestimmte kinästhetische Einstellung unseres Leibes oder einzelner seiner Organe. Jede Erscheinung ist in einer vorgezeichneten kinästhetischen Bewegung erreichbar." (Holenstein, 1972: 56)

[80] Für die Rolle des Interesses bzw. der Relevanz in der Konstitution des phänomenalen Gegenstandes vgl. Schütz' (1982) Explikation eines seiner drei Relevanzbegriffe – der *Motivationsrelevanz* (S. 78-86; 100-102). Dazu vgl. auch Cox 1978: 85, 99-100, 147-148).

[81] Von Helmholz, Brentano und Meinong bis zu Quine, Davidson und Searle hin. Husserls Stellung zu dieser Frage ist eine raffinierte: Er unterscheidet zwischen der schlichten („sinnlichen") bzw. und der kategorialen („übersinnlichen") Wahrnehmung (vgl. LU VI: §46).

welche die „höheren“, meist mit unserem Sprachvermögen verbundenen kognitiven Fähigkeiten zum Ausdruck kommen.[82]

In den intentionalen Akten konstituieren sich die *intentionalen Gegenstände*. Es versteht sich, daß dieser Begriff in einem erweiterten Sinn verstanden werden soll:

> Gegenstand ist in einem ganz allgemeinen Sinne gemeint, der nicht nur die wahrgenommenen, die erinnerten und vorgestellten Dinge, sondern auch Sachverhalte, mathematische Beziehungen, musikalische Gebilde, Sätze, Verbindungen von Sätzen zu mehr oder weniger umfassenden theoretischen Zusammenhängen usw. umfaßt. (BF: 3)

In diesem Zusammenhang sollten auch *Teile* intentionaler Gegenstände – wie etwa Einzelteile materieller Dinge – erwähnt werden, weil sie auch als Gegenstände für sich vorstellbar sind. (Dies gilt allerdings nicht für die abstrakten Teile, die Husserl „Momente“ nennt. Diese unselbständigen, von ihrem Träger völlig abhängigen Entitäten können nur als Gegenstände des abstrakten Denkens oder Sprechens fungieren, keinesfalls aber als Objekte der Wahrnehmungs- oder Vorstellungsakte.[83])

Sobald aber etwas als Teil eines Ganzen erfahren wird, sollte diese Erfahrung eher dem *kategorialen* (prädikativen) als dem rein perzeptiven Bewußtsein zugeordnet werden.[84] In dem Fall haben wir es nämlich mit einem komplexen, „vielstrahligen“ („polytetischen“) Akt zu tun. Es ist vielmehr eine *Beziehung* als ein Einzelding, die durch diesen Akt intendiert, urteilsmäßig oder – wie es in der analytischen Philosophie des Geistes heißt – „propositional“ erfaßt, wird. Die Beziehungen zwischen den materiellen Dingen und/oder ihren Eigenschaften äußern sich in *Relationen*, *Ereignissen*, *Tatsachen*, *Sachverhalten* – in jenen komplexen Einheitssynthesen[85], ohne die unser praktisches Leben undenkbar wäre. Durch

---

[82] Dies ist eine grobe und keinesfalls vollständige Aufteilung. Man müßte zum Beispiel auch Gemüts- und Wertakte erwähnen, die ihre eigenen noetischen Sphären ausmachen.

[83] Unter „Moment“ versteht Husserl diejenige sinnliche Eigenschaft des Gegenstandes, die von anderen solchen Eigenschaften nicht trennbar ist und eine ideale Gattung („Essenz“) instanziiert. Ob ein Teil selbständig oder unselbständig ist, kann durch die Methode der mentalen Variation festgestellt werden. Diesem Kriterium nach erweisen sich die Farbe und die Ausdehnung als typische unselbständige Teile (*Momente)* eines materiellen Dinges. (Vgl. LU III: §§1-17.) Neben solchen *statisch-monadischen Momenten* gibt es auch *dynamische* (Ereignisse, Prozesse) und *Relationsmomete*. Vgl. dazu Mulligan (1995: 173-180).

[84] „A categorial intuition is one in which we intend not a simple perceptual object, but an object infected with syntax. A fact or state of affairs, a group, a relation with its *relata*, are categorial objects. The continuous experience of simple perception is broken into discrete parts, and these parts are recognized as parts in the categorial consciousness (...).“ (Sokolowski, 1974: 31)

[85] Husserl zufolge gibt es allerdings Umstände (die für manchen Philosophen umstritten sind), unter welchen auch Relationen, Sachverhalte und Gruppen von Objekten (Melodien, Vogelschwärme, Häuserreihen) *unmittelbar* oder *intuitiv,* das heißt genauso wie Einzelobjekte, wahrgenommen werden. Vgl. Husserl (PA: 203-208; LU III: §§22-23; LU VI: §§43, 48, 51), Mulligan (1995: 179-180) und Holenstein (1972: 23).

die kategorialen Akte konstituieren sich aber auch Entitäten höherer Abstraktionsstufe (Gattungen, Klassen, Urteile, Sätze, mathematische und andere theoretische Objekte, Kulturobjekte etc.), die unser reflexives Leben kennzeichnen.[86] Obwohl unter alltäglichen Umständen verschiedene Akte – wahrnehmende, urteilende, wertende, Gemütsakte – ununterscheidbar verflochten sind, ist in der Regel *ein* Akttypus dominant. Insofern kann in der Phänomenologie von „Einstellungen" – theoretischen, praktischen, axiologischen oder anderen – wie auch von „Einstellungsänderungen" gesprochen werden (Ideen II: §§4-6).

Um eventuelle Mißverständnisse hinsichtlich der Natur der jeweiligen intentionalen Objekte zu vermeiden, schlägt Gurwitsch (GTP: 182-183) statt der in gewissen Kontexten irreführenden Begriffe „Gegenstand", „Objekt" oder „Ding" den wohl neutralsten Terminus „Thema" vor. Jeder Bewußtseinsinhalt, der durch eine Identitätssynthese objektiviert wird, gilt als Thema. Da wir hier mit den Objekten ausschließlich als Phänomenen, das heißt unter den wohlbekannten methodischen Voraussetzungen einer phänomenologischen Analyse, zu tun haben, fungiert das Thema vorerst als „der Inhalt des Was im Noema, [als] der noematische Sinn" (GTP: 185).[87]

2.2.2 Intentionalität als noematische Identität

Es ist ein Ansatzpunkt phänomenologischer Intentionalitätsanalysen, daß wir bei der normalen Wahrnehmung „mehr" sehen als uns „gegeben" wird. Die „Mehrmeinung" oder der „Überschuß" an phänomenalen Inhalt[88] wird von Husserl – wohl nicht ohne Rückgriff auf Freges Sprachphilosophie – als „Sinn" der Wahrnehmung verstanden. Wie kommt es

---

[86] Vgl. Husserl (Ideen I: §11, S. 24):

> Jeder Gegenstand, sofern er explizierbar, auf andere Gegenstände beziehbar, kurzum logisch bestimmbar ist, nimmt verschiedene syntaktische Formen an; es konstituieren sich als Korrelate des bestimmenden Denkens Gegenständlichkeiten höherer Stufe: Beschaffenheiten und beschaffenheitlich bestimmte Gegenstände, Relationen zwischen irgendwelchen Gegenständen, Vielheiten von Einheiten, Glieder von Ordnungen, Gegenstände als Träger von Ordinalzahlbestimmungen ufw.

[87] Dieser Punkt wird noch weiter verdeutlicht. Vgl. bes. den Abschnitt 2.2.3.

[88] Vgl. Münch (1993: 185-186):

> Als Überschuß bezeichnet Husserl (...) das Phänomen, daß der intentionale Gegenstand nicht mit dem (reellen) Bewußtseinsinhalt zusammenfällt. Der Ausdruck ‚Überschuß' weist auf das Phänomen hin, daß ein Gegenstand in unterschiedlicher Weise gegeben sein kann. Bei einer Dingwahrnehmung z.B. gehören die nichtgesehenen Seiten zum Überschuß, da sie durch die Empfindungen nicht dargestellt sind. Werden Teile dieser nichtgesehenen Seiten in einem anderen Wahrnehmungsakt angeschaut, dann wird dasselbe Ding gesehen, jedoch in einer anderen Weise.

Die einzige Möglichkeit, dieses Phänomen zu erklären, sah Husserl in der Einführung der „höheren", das heißt auffassenden („apperzeptiven") Akte, durch welche die immanenten Erlebnisinhalte „belebt" oder „versinnlicht" werden. Das ist genau der Schritt, den Gurwitsch vermeiden wollte. Er hielt ihn für deskriptiv ungerechtfertigt, da ihm eine „dualistische" Wahrnehmungstheorie zugrunde liege.

nun dazu, daß wir das Wahrnehmungsfeld als vorstrukturierte, sinnvolle Ganzheit erleben, innerhalb derer wir kontinuierlichen und homogenen Objekten – etwa mehr oder minder strukturierten und vom Bewußtsein unabhängig existierenden „Dingen" – begegnen[89] und auf sie unsere Aufmerksamkeit gezielt und abwechselnd richten können? Und welchen Beitrag zur Klärung dieses Phänomens kann man von einer auf die Bewußtseinsinhalte ausgerichteten Theorie erwarten?

Wie ich im Abschnitt 1.3. vorwegnahm, wurde Gurwitschs Begriff der Gestaltkohärenz gerade zu dem Zweck entworfen, die rätselhaftesten, mit dem Phänomen der Sinngebung verbundenen Aspekte der Wahrnehmung zu erhellen. Es muß also gezeigt werden, ob und in welchen Hinsichten diese Konzeption der Aufgabe besser gewachsen ist als die ursprüngliche, Husserlsche; oder, präziser ausgedrückt, wie genau diese durch Gurwitsch (um)gedeutet worden ist oder *hätte (um)gedeutet werden sollen*, damit das Intentionalitätsphänomen in seinen wichtigsten Aspekten zum Vorschein kommt.

Husserls Behandlung dieses Problems ist eine außerordentlich schwierige, verwickelte und unvollendete Angelegenheit. Es ist daher besonders empfehlenswert, bevor man sich auf die Details einläßt, sich zunächst die Fragestellung selbst samt ihrem historischen Kontext klarzumachen. Gurwitsch (1982: 59) weist auf diese sehr genau hin:

> Husserl's theory of intentionality may be understood as motivated by two historical problems. The first, which may be traced back to Descartes, concerns the objective and, we may say, objectively cognitive significance of mental states, their reference to extramental facts, events, and items of any kind. Perhaps of still greater importance is the second problem, one which arises most clearly in connection with Hume's theory of ideas – namely, the problem of the consciousness of any object given as identically the same through a multiplicity of mental states, experiences, acts.

Wenn man eine vorzeitige Bilanz der theoretischen Leistungen Husserls hinsichtlich dieser beiden Probleme ziehen würde, könnte man seine Intentionalitätslehre kaum als erfolgreich beurteilen. Denn es erweist sich einerseits, daß das erste Problem, das Problem der objektiven Referenz, innerhalb einer rein phänomenologischen Theorie unlösbar ist. Insoweit ist eher das zweite Problem, das Problem der phänomenalen Identität/Variation mentaler Inhalte, das eigentliche Thema der phänomenologischen Intentionalitätslehre

---

[89] Das heißt: nicht bloß als „Sinnesfeld, eine gegliederte Einheit von sinnlichen Gegebenheiten" (EU: 75), die etwa Farbkomplexe mit gewissen Umrissen beinhaltet. Vgl. dazu Gibsons (1950: Kap. 3) Unterscheidung zwischen dem „visuellen *Feld*" und der „visuellen *Welt*". Das visuelle Feld, das laut Gibson in einer besonderen Einstellung – „perceptual reduction" oder „phenomenological (sic!) frame of mind" (Dretske, 1981: 166) – *als solches* erlebbar ist, entspricht genau der vordinglichen Konstitutionsstufe der Phänomenologen. Es ist eine durchaus interessante Frage, ob vielleicht Säuglinge und höhere Tiere in so einer „reduzierten" Wahrnehmungswelt leben. Vgl. dazu Dretske (1981: 166-7).

(weswegen es Gurwitsch in dem obengenannten Zitat als Problem „von noch größerer Bedeutung“ bezeichnet). Andererseits wird sich aber herausstellen, daß Husserls Versuch, *dieses* Problem zu lösen, typische Schwächen einer intellektualistischen Bewußtseinskonzeption aufweist – Schwächen, die mit dem Begriff des „Sinnes“ oder der „Bedeutung“ zusammenhängen und die ihren theoretisch-historischen Ausgangspunkt in der Fregeschen Annahme haben, daß die höheren, mit der Sprachkompetenz verbundenen, mentalen Fähigkeiten für *alle* unsere kognitiven Leistungen konstitutiv seien.[90]

Sieht man von dieser Kritik ab, so mag vorerst die Behauptung genügen, daß Husserl im Laufe seiner philosophischen Entwicklung, und zwar seit ihrer frühen Phase, die in den *Logischen Untersuchungen* gipfelt, um beide obengenannten Aspekte der Intentionalitätsfrage ständig bemüht war. Als Höhepunkt dieser Bemühungen gilt üblicherweise sein Entwurf des Begriffes „Noema“ in *Ideen I* (§§87-96). Obschon als *terminus technicus* eingeführt, als eine möglichst neutrale Bezeichnung für das objektive Korrelat von immanenten Bewußtseinsvorgängen (Akten, Noesen), zog der Noema-Begriff sehr verschiedene, oft entgegengesetzte Interpretationen nach sich, wurde sogar zum zentralen interpretativen Streitpunkt des ganzen Husserl-Studiums.[91]

Wie die meisten Husserl-Interpreten fand auch Gurwitsch die neuentdeckte – „noematische“ – Betrachtungsweise in den *Ideen* bahnbrechend und, verglichen mit der „noetischen“ Perspektive der *Logischen Untersuchungen*, fortschrittlich. Die Akzentverschiebung vom psychischen Akt selbst, das heißt von den „reellen“ mentalen Prozessen, auf das objektive intentionale Korrelat des Aktes bedeutete in erster Linie eine eindeutige Abwendung von dem damaligen philosophischen Großübel namens „Psychologismus“. Diese Tendenz äußert sich vor allem in der Gleichsetzung des intentionalen Korrelates des psychischen Aktes mit seinem objektiven „Sinn“. Es ist ein Leitmotiv der philosophischen Entwicklung Husserls, diese Gleichsetzung auf *alle* Akttypen

---

[90] Dummett (1988: 104): „Mein Eindruck ist, daß sowohl Frege als auch Husserl zu weit gehen, wenn sie die ‚Deutung‘, deren Durchdringen unserer Empfindungen konstitutiv ist für unsere Sinneswahrnehmung, den sprachlich zum Ausdruck gebrachten Gedanken anähneln.“

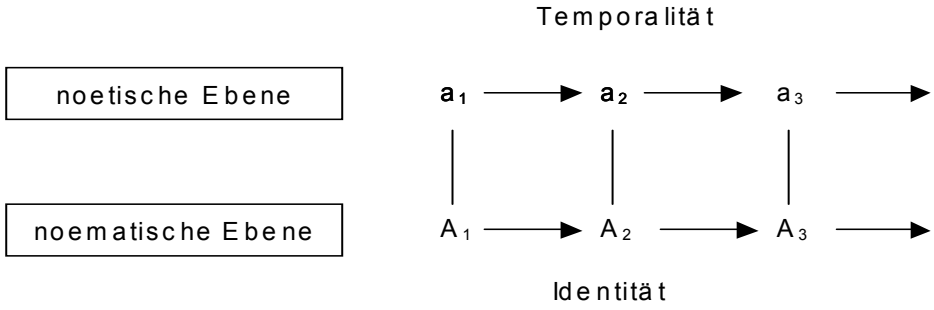
[91] In ihrer Einführung zu *The Cambridge Companion to Husserl* stellen B. Smith und D.W. Smith (1995: 22-27) fünf Hauptmodelle der Intentionalität dar, denen fünf Interpretationsweisen des Husserlschen Noema-Begriffs entsprechen. Drummonds Beitrag in *Encyclopedia of Phenomenology* (1997) (vgl. auch 2003: 90-91, Fußnote 32) gibt ebenfalls einen guten Überblick über die Entwicklung der Noema-Diskussion. Siehe auch Moran (2000: 159-160). Es ist besonders interessant, und zwar nicht nur aus philosophisch-historischen Gründen, die Verwandtschaft zwischen dem „Noema“ und dem Begriff des „object of thought“ bei W. James zu berücksichtigen (BF: §27). Diese Verwandtschaft zeigt nämlich, wie der Husserlsche Hauptbegriff „auch durchaus unabhängig von der phänomenologischen Reduktion erreicht werden kann“ (BF: 326, Fußnote 60).

auszudehnen. Das heißt, die Sinnverleihung ist nicht nur für jene unserer kognitiven Fähigkeiten bestimmend, die offensichtlich mit „Bedeutungen" zu tun haben (wie begriffliches Denken oder die mentale Manipulation abstrakter Symbole), sondern auch für diejenigen, bei denen (wie etwa im Fall simpler Wahrnehmung) die vermittelnde Rolle einer abstrakten Entität weniger selbstverständlich scheinen mag.

Die sinnverleihende Funktion des Bewußtseins ist zugleich eine objektivierende und identitätsstiftende. In seiner Auslegung der Husserlschen Noesis-Noema-Lehre erwähnt Gurwitsch (1940/66; 1982) alle drei Funktionen, als ob sie synonym wären. Allerdings ist die letzte, das Identitätsbewußtsein, die grundlegende, denn sie ermöglicht erst die Konstitution der Erfahrungsobjekte als sinntragende Gegebenheiten:

> The objectivating function of consciousness is (...) a problem rather than a simple datum which one could content oneself to take notice of. In fact, the objectivating function involves a whole complex set of problems. Out of these we choose the most elementary one. *To be aware of an object means that, in the present experience, one is aware of the object as being the same as that which one was aware of in the past experience, as the same as that which, generally speaking, one may be aware of in an indefinite number of presentative acts*. Identity in this sense is, no doubt, constitutive of objectivity (*Gegenständlichkeit*). (Gurwitsch 1940/66: 125)

Obwohl hier die präsentativen (perzeptiven) Akte explizit erwähnt sind, ist das Identitätsbewußtsein für alle Akt- und Objekttypen grundlegend. Das Bewußtsein *als solches* läßt sich daher mit der Identitätserfahrung gleichsetzen (vgl. Sokolowski, 1974: 22). Formal betrachtet, schließt die phänomenale Identität zwei Aspekte ein: (1) daß gewisse Mannigfaltigkeiten von Bewußtseinsakten als Ganzheiten erfahren werden, die sich von anderen im Bewußtseinsfeld befindlichen Inhalten phänomenal unterscheiden; und (2) daß diese Ganzheiten ihre phänomenale Bestimmung durch wechselnde Akte hindurch behalten. Den ersten Aspekt habe ich oben (Abschnitt 1.1.3.), allerdings nur im Abriß, als Prozeß der assoziativen Aussonderung der Gestalt dargestellt. Jetzt kann er durch den zweiten, dynamischen Aspekt ergänzt werden; nämlich durch die Identität dessen, was sich in (zeitlich) verschiedenen Akten teils ändert, teils unveränderlich bleibt. Formuliert in Husserls quasi-aristotelischer Terminologie heißt das: Jeder intentionalen Erfahrung entspricht eine Identitätssynthese der intentionalen Akte („Einheit-in-der-Mannigfaltigkeit"), welche auf zwei parallelen, korrelierten Ebenen stattfindet – auf der temporalen (immanenten) *noetischen* Ebene und auf der idealen (transzendenten) *noematischen* Ebene. Schematisch kann die Identitätssynthese folgendermaßen dargestellt werden:



Dies ist natürlich eine strukturelle Beschreibung, die mit jeglicher Interpretation verträglich ist. Wie findet aber die noematische Identität der verschiedenen noetischen Akte statt? Welcher ist der ontologische Status des Noemas in Bezug auf die außermentalen Gegenständlichkeiten? Wie ist das von Husserl übernommene theoretische Vokabular des endenden 19. Jahrhunderts („Sinn", „Gegenstand" „Inhalt" und dergleichen) mit den ontologischen und erkenntnistheoretischen Grundlinien einer konkreten Noema-Interpretation vereinbar? – Diese Fragen stellen den eigentlichen Test für jede Interpretation dar.

Es wurde fast zur Gewohnheit, die von Husserl abgeleitete Intentionalitätstheorie Gurwitschs durch Vergleich mit ihrer prominentesten Alternative, einer sprachlich-analytisch inspirierten Auslegung, zu betrachten und zu beurteilen. Als Repräsentant dieser letzteren ziehe ich die Theorie von Smith und McIntyre (1982) heran, eine ausführlich überarbeitete und weiterentwickelte Version von Føllesdals (1969/82, 1982 a, b; 1990) bahnbrechendem Ansatz aus den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Der Unterschied zwischen den zwei Noema-Konzeptionen läßt sich am paradigmatischen Beispiel des Wahrnehmungsgegenstandes folgendermaßen zusammenfassen:

Für Gurwitsch ist Noema die gestalthafte Erscheinungsweise (Abschattung) des Objektes: genau so, wie es sich dem Bewußtsein darbietet. Aufgrund „ihrer inneren Organisation" (Gurwitsch, 1959: 425) bilden verschiedenen Erscheinungsweisen einen Zusammenhang: das „vollständige" Objekt oder das „volle Noema". Für Føllesdal und seine Schüler ist Noema der objektive, propositionale (sprachlich artikulierbare) *Inhalt* des psychischen Aktes, der – als eine konzeptuelle (begriffliche) Struktur – die Beziehung dieses Aktes zu seinem außermentalen, vorexistierenden Bezug (physisches Objekt, Sachverhalt usw.) herzustellen vermag. Das Noema erscheint also als eine *dritte Entität* (neben dem psychischen Akt und seinem Objekt), dem eine *Vermittlerrolle* zufällt.

Die Husserl-Literatur der siebziger und achtziger Jahre stellt die zwei Noema-Konzeptionen unversöhnlich gegeneinander. Dabei wurde die neuere, Føllesdalsche Deutung allmählich zur bevorzugten Interpretation, und zwar hauptsächlich aufgrund ihrer Kompatibilität mit der Denktradition der modernen Logik und der philosophischen Sprachanalyse. Gurwitschs Fassung dieses Begriffes dagegen wurde oft als unhaltbar betrachtet und galt als ungeeignet, das Intentionalitätsrätsel zu lösen. Sie setze zwei Objektarten voraus und belebe dadurch die „überholte", vorhusserlsche Objekttheorie der Intentionalität[92], vertreten durch Brentano und seine Schüler[93].

In den nächsten zwei Abschnitten möchte ich die Intentionalitäts- und Noema-Auffassung Gurwitschs rehabilitieren, allerdings nicht im Sinne einer „richtigen" Husserl-Auslegung, sondern als eine originelle, auf eigenen Füßen stehende Theorie des Identitätsbewußtseins. Will man diese Auslegung doch als authentische Fortsetzung des Husserlschen Forschungsprogramms verstehen, so nur, indem sie an den durch den Begriff der phänomenologischen Reduktion bestimmten methodischen Richtlinien konsequent festhält.

2.2.3 Das Noema als Sinn und Gegenstand

Ohne Zweifel ist auch die Noema-Konzeption Gurwitschs mit vielen Unklarheiten belastet, die grundsätzlich damit zu tun haben, daß Gurwitsch in die Husserlsche Intentionalitätslehre eine wesentliche Neuheit einführt, aber zugleich einigen Grundprinzipien derselben treu bleiben will. Es ginge an meinem Vorhaben vorbei, auf diese Probleme im Detail einzugehen, zumal mittels einer ausführlichen Textanalyse. Ich halte es für ausreichend, mittels Analysen einiger anderer Autoren[94] auf jene Hauptpunkte hinzuweisen, die für meine späteren Ausführungen relevant sind. So werde ich mich grundsätzlich mit der Annahme begnügen, daß eine Interpretation vorhanden ist, in welcher sich die verschiedenen, anscheinend entgegengesetzten Bestimmungen des Noema-Begriffes (siehe Tabele 1) doch als miteinander verträglich erweisen.

---

[92] Dies ist beispielsweise der Ausgangspunkt fast aller in dem sehr einflußreichen Band *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science* gesammelten Beiträge (ausgenommen Gurwitschs Beitrag, selbstverständlich). Die Verbreitung dieser Meinung in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts fällt mit dem Aufstieg der Kalifornischen Schule der Husserl-Auslegung zusammen, die inzwischen drei Generationen von Autoren umfaßt.

[93] Meinong etwa, dessen Theorie von nichtexistenten („bestehenden") Objekten Russells bahnbrechender Deskriptionstheorie („On Denoting", 1905) veranlaßt hat.

An einer Stelle der *Bewußtseinsfelder* (S. 143) bietet Gurwitsch die folgende Bestimmung des Wahrnehmungsnoemas:

> Das Wahrnehmungsnoema ist das, was die vielfältigen Wahrnehmungen in einem gewissen Sinne „gemeinsam" haben. Besser gesagt, es ist dasjenige, hinsichtlich dessen die vielfältigen Wahrnehmungen miteinander übereinstimmen.

Diese trivial klingende „Definition" entspricht dennoch der Haupttendenz der Husserlschen Intentionalitätslehre. Einer schlüssigen Bemerkung von David Bell folgend, ist anzunehmen, daß das Husserlsche Noema sich auf keine konkrete, eindeutig identifizierbare *Entität* bezieht; es ist eher als ein rein funktionaler Begriff zu verstehen, der *irgendeinen Faktor* bezeichnet, der unsere Erfahrungen sinnvoll macht *und* nicht zur Sphäre der Immanenz gehört.[95]

Kann aber dieser Faktor näher bestimmt werden? Mit besonderer Rücksicht auf die zahlreichen Formulierungen aus den *Logischen Untersuchungen* und den *Ideen I* haben sich die Verfechter der Fregeschen Schule immense Mühe gegeben, die innere Struktur des noematischen Sinnes herauszuarbeiten und klar darzulegen. Gurwitsch versucht dagegen, diese Frage mit Hilfe seines polyvalenten, von den Gestalttheoretikern übernommenen Begriffes der Gestaltkohärenz zu beantworten. Im Unterschied zu den Fregeanern hat er allerdings erhebliche Schwierigkeiten, seine originellsten Einsichten – diejenigen, die er mit den Gestalttheoretikern teilt – mit der Hauptprämisse der Husserlschen Intentionalitätslehre – das Noema sei identisch mit dem *Sinn* des intentionalen Aktes – in Einklang zu bringen. Der Grund dafür liegt in Gurwitschs eigenartiger Gleichsetzung des Noemas mit dem *Objekt*

---

[94] Insbesondere Drummond (1990, 1992, 1997, 2003), Sokolowski (1974, 1984) und Bernet (1990).

[95] Bell (1990: 179-180):

> [I]f we take seriously the claim that noemata are in every respect isomorphic with their correlative noeses, and if the concept of noesis is merely a ragbag concept in whose extension belong all sorts of radically different kinds of things, then we should resist the temptation to think that a noema is some particular sort of object, or that the concept of a noema is a genuine sortal concept. On the contrary, noemata include any and every factor capable of determining an act's significance that is not a real (and hence noetic) part of that act. The concept of a noema is a ragbag concept too, it can, for example, apply to items belonging to the utterly heterogenous categories that Frege distinguished under the titles of *force*, *sense*, *reference*, *indication*, *idea*, and *logical form*.

Für die „Deontologisierung" des Noema-Begriffes plädiert auch Drummond (1992: 100-101):

> Husserl distinguishes within the irreducible whole of the intentional correlation between experience and the intended objectivity as intended those moments in terms of which the intentionality of experience can be described. In this description Husserl introduces the *term* „noema"; he does not identify an *entity* by which to explain intentional directedness.

Oder Christensen (1993: 787-788), der auf einen „ontologischen" Gebrauch dieses Begriffes verzichtet, zugunsten eines „strukturellen" Gebrauchs. Das heißt: „Noema" dient dazu, die „strukturellen Merkmale der Erfahrung aufzuzeigen".

des intentionalen Aktes *qua* intendiert, so daß seine Noema-Auffassung durch die folgende Gleichung ausgedrückt werden kann:

Noema = Sinn = Objekt-als-intendiert.

So schematisch formuliert, scheint Gurwitschs Ansatz ganz willkürlich, oder schließt zumindest eine Menge von impliziten Annahmen ein, deren Explikation viel Interpretationsarbeit erfordert. Denn wie können die Erscheinungen eines Objektes (etwa optisch oder akustisch erlebte Gestalten) „Sinne" oder „Bedeutungen" sein? Liegt nicht solch einer Identifizierung, wie mehrere Kritiker bemerkt haben,[96] ein Kategoriefehler zugrunde, indem der subjektive Bereich der Anschauungen mit dem idealen Bereich der Sinne (Bedeutungen) unzulässig verflochten wurde?

Der Clou liegt darin, daß das Einzel-Noema (oder, dynamisch betrachtet, das momentane Noema) nicht *einfach* mit dem Sinn gleichgesetzt wird. Wie aus den Ausführungen Gurwitschs klar hervorgeht, kann das momentane Noema *nur dann* als Sinn (Bedeutung) bezeichnet werden, wenn es mit anderen, quantitativ und qualitativ verschiedenen Noemata ein gemeinsames Moment teilt – das Moment nämlich, das uns alle Einzelerscheinungen als Erscheinungen ein und desselben Dinges erleben läßt.[97] Husserl folgend, nennt Gurwitsch dieses Moment den „zentralen noematischen Kern", der sich – im Unterschied zu anderen Strukturmerkmalen des Noemas („noematischen Charakteren") – durch mannigfaltige Akte unveränderlich erhält:

> Die Bedeutung wird in den verschiedenen Auffassungsweisen als identische erfahren; ihre Identität zeigt sich besonders beim Übergang von einer Auffassungsweise zu einer anderen.

---

[96] Wie etwa Dreyfus (1982b: 118-119):

> This mixture of faithfulness to Husserl (in continuing to hold that the noema is a meaning) and radical innovation (in holding objects to *be* systems of noemata) poses a fundamental problem in interpreting Gurwitsch's phenomenology of perception. If the noema is interpreted as an atemporal, aspatial, nonsensous, abstractable, ideal entity in Husserl's sense, there is no way to understand how a system of such entities could ever be said to *be* a perceptual object. But if we take the noema as a specific illustration of such an abstract entity – a sensous perceptual presentation – from which objects could be made up, there is no way to understand how this percept can be said to be ideal in Husserl's understanding of the term.

[97] Drummond (1990: 87-88):

> While Dreyfus legitimately points to categorial differences between appearances and senses, these differences provide support for an argument only if Gurwitsch *simply* identifies them. But Gurwitsch does not do this. (...) [T]he sense is the logical content of the momentary noema and, consequently, the sensous character of the noema, with its physicality and temporality, does not belong to the noema considered logically or phenomenologically as a sense. (...)
>
> [The] distinction between the full noema and its nucleus does at least allow for a reformulation of his view which is more careful in its terminology, saving the terms „appearance" and „adumbration" for the full or concrete noema while reserving the term „sense" to refer to the noematic nucleus.

> Ganz allgemein läßt sich bei allen intentionalen Akten die Invarianz des zentralen noematischen Kerns gegenüber den Veränderungen der noematischen Charaktere feststellen. Was die Wahrnehmung betrifft, so bedeutet dessen Invarianz die Unabhängigkeit des zentralen noematischen Kerns hinsichtlich des Seins oder Nicht-Seins des wahrgenommenen Dinges. (BF: 147-148)

Hierzu muß ergänzt werden, daß sich der noematische Sinn eines intentionalen Aktes erst mittels einer Reflexion besonderer Art („logischer Reflexion") offenbart.[98] Bei dem normalen, alltäglichen Wahrnehmungsverlauf ist man nur der strömenden, ineinander übergehenden Dingerscheinungen gewahr, wobei *dieselbe* objektive Gegenständlichkeit nicht nur aus verschiedenen Perspektiven, sondern auch in anderen, nicht-„präsentativen" (vorstellungs-, wunsch-, sprachmäßigen) Gegebenheitsweisen dargeboten werden kann.

Wenn ich mich – um das bekannte Beispiel fortzuführen – einer Insel nähere, wechselt ständig die Perspektive, aus der ich sie betrachte. Richte ich meinen Blick auf etwas anderes, zum Beispiel auf den Himmel, stelle ich mir *dieselbe Insel* vor; ich freue mich auf *sie*, erwarte *sie*. Im Gespräch mit Seeleuten wird *sie* Gegenstand des verbalen Ausdrucks. Auf einer Seekarte kann ich *ihre* Lage in Bezug setzen zur Position des Schiffes. Dasselbe Objekt wird hierbei Gegenstand einer komplizierteren symbolischen Darstellung. Zu guter Letzt stelle ich aufgrund einer nautischen Überprüfung fest, daß die „erblickte" Insel eine Halluzination war – ein Nebelstreif am Horizont etwa –, so daß sich der „Seinsmodus" des Gegenstandes meiner Intention im nachhinein von existent auf nichtexistent beziehungsweise halluziniert ändert.

Ganz allgemein: Dasselbe intentionale Objekt kann durch verschiedene Abschattungen, durch verschiedene Akttypen, von verschiedenen Personen, mit verschiedenem Gewißheitsgrad (hinsichtlich der Existenz des Objektes) intendiert werden. Was dabei invariant bleibt, ist, phänomenologisch ausgedrückt, der gemeinsame „logische Inhalt" aller dieser intentionalen Akte, der auch als ihr „noematischer Kern" oder „noematischer Sinn" bezeichnet wird. Dieser gemeinsame Faktor, erkennbar durch eine „eigenartige Reflexion" (*Ideen I*: 184), gewährleistet die Identität des intentionalen Objektes.

---

[98] Gurwitsch übernimmt Husserls Ausdruck „logische Reflexion" aus LU II, wobei er klarmacht, daß „die logische Reflexion die Identität und Objektivität der Bedeutungen nur enthüllt, nicht aber hervorbringt" (BF: 145). Vgl. Drummond (1990: 113):

> Only after the performance of the reduction and the adoption of a philosophical attitude is the object intended in the act revealed as a noema or *Sinn* (in the broadest sense), i.e. *as an object's significance for a perceiving consciousness*. The object, the sense, and the noema are the same differently considered. In the straightforward concern with the world, the concern characteristic of the natural attitude, we are turned to the object *simpliciter*. But the object given in straightforward experience has significance for us; it is a sense. Only in reflective attitude, however, do we focus on the object as a sense (...)

Natürlich bleibt hierbei noch vieles zu klären. Man läßt sich nicht zufriedenstellen mit der trivial klingenden Feststellung, daß die verschiedenen Erscheinungen ein gemeinsames unveränderliches Etwas aufweisen, das als ihr „logischer Inhalt" oder „Sinn" bezeichnet wird.[99] Die interessanten Fragen kommen erst zum Vorschein, wenn jene Zusammenhangsprinzipien thematisiert werden, gemäß denen sich die jeweiligen „zusammengehörenden" Mannigfaltigkeiten von Akten und Objektabschattungen aufeinander beziehen.

Bevor ich mich aber diesem Problem widme, muß eine andere, unausweichliche Frage geklärt werden, die in den meisten kritischen Kommentaren zur Intentionalitätstheorie Gurwitschs eine zentrale Stelle einnimmt. Es geht um den ontologischen Status von intentionalen Objekten, das heißt von jenen objektiven Korrelaten der mentalen Akte, die wir in typischen Fällen als Dinge unserer alltäglichen Erfahrung erleben.

Es muß zunächst daran erinnert werden, daß dieses objektive Korrelat in Gurwitschs Husserl-Interpretation keinesfalls mit dem „Referenten" oder dem „Bezug" der Sprachphilosophie verwechselt werden darf. Es ist eher eine zusammengeschlossene Gesamtheit verschiedener, systematisch organisierter Einzelerscheinungen („System von Noemata"):

> Wenn er [Husserl] den Ausdruck „Erscheinung" verwendet, so ist der Unterschied zwischen Erscheinung und dem Ding selbst nicht ein Unterschied zwischen dem, was wirklich in der Wahrnehmung gegeben ist, und einer dahinter stehenden verborgenen Realität, sondern vielmehr der zwischen einer einzelnen Darstellung des Dinges und der Gesamtheit seiner möglichen Aspekte. (BF: 150)

Infolgedessen ist die Frege-Føllesdalsche Fassung, nach welcher der propositionelle Sinn („Intension") den transzendenten Referenten bestimmt, in einer konsequent phänomenologischen Theorie wie derjenigen Gurwitschs unbrauchbar. Denn die zwei Entitäten, das Objekt als intendiert („Sinn") und das intendierte Objekt („Referent"), gehören zu derselben ontologischen Ebene und sind voneinander strukturell abhängig,

---

[99] Man muß sich zunächst wundern, warum Gurwitsch auf die „Sinne" bzw. „Bedeutungen" besteht, da diese Termini im Zusammenhang mit der Wahrnehmungsintentionalität ganz befremdend klingen. Sein Versuch, dies aufgrund der Gleichsetzung von Wahrnehmungssinn und der Bedeutung eines Symbols zu rechtfertigen, klingt nicht besonders einleuchtend („Diese Gleichsetzung ist gerechtfertigt durch die wesentliche Natur der Wahrnehmung sowie der Erfassung von Symbolen, wobei beide intentionale Akte sind." (BF: 145). Eine bessere Antwort meines Erachtens wäre, daß Gurwitsch dem Husserlschen antipsychologistischen Programm um jeden Preis treu bleiben wollte, so daß er auch die Husserlsche bzw. Fregesche Terminologie lediglich übernahm, und zwar ungeachtet dessen, daß sie sich der gestalttheoretischen Noema-Auffassung kaum anpassen läßt. Vgl. dazu Bernet (1990: 75), der Husserls Bezeichnung „Wahrnehmungssinn" für einen „terminologischen Mißgriff" hält.

genauso wie etwa die Einzelteile einer Gestalt. Wie diese eigenartige Beziehung zwischen den verschiedenen Aspekten eines Dinges und dem Ding selbst zu verstehen ist, stellt das zentrale Problem der gestalttheoretischen Intentionalitätslehre dar. Dieses Problem weist zwei Aspekte auf; den einen werde ich „ontologisch-epistemischen", den anderen „logischen" Aspekt nennen. Der logische Aspekt kann nur mittels des Horizontbegriffes geklärt werden (dieser Aufgabe werde ich mich im nächsten Kapitel widmen). Der ontologisch-epistemische Aspekt des Problems äußert sich in typischen Fragen, wie zum Beispiel:

- Wie können fiktive oder abstrakte Objekte, wie etwa Einhörner oder Zahlen, denselben ontologischen Status haben wie die Dinge unserer alltäglichen Erfahrung?
- Wenn alle Objekte mit Noemata identisch sind, heißt dies, daß dem Bewußtsein unzugängliche Objekte nicht existieren?
- Wie kann ein System von Noemata (= ein intendiertes Objekt), etwa ein Baum, abbrennen? Und was passiert dann mit den ihm zugehörigen unselbständigen Teilen, also mit den Einzelerscheinungen dieses Baumes? Existieren sie weiter? Wenn ja, wie ist das möglich, nachdem das Ganze zerstört wurde?
- Was passiert bei einer perzeptiven Täuschung: Was für ein „Objekt" nehmen wir eigentlich in solchen Fällen wahr?
- Sind Noemata überhaupt als eine Art von Bewußtseinsentitäten mit der bewußtseinsunabhängigen Existenz der Naturdinge vereinbar?

Diese und ähnliche Fragen[100] weisen auf gewisse ontologische und erkenntnistheoretische Voraussetzungen hin, mit denen eine Objekttheorie des Noemas à la Gurwitsch vorbelastet ist. Es scheint insbesondere, daß die seltsame Art von Beziehung zwischen dem „Objekt als intendiert" und dem „intendierten Objekt" diese oder jene Art von Idealismus impliziere.[101] Solche Implikationen würden heute von der Mehrzahl der

[100] Vgl. Smith & McIntyre (1982: 158-159).

[101] So wirft Dreyfus (1982) Gurwitsch vor, er habe metaphysischen Idealismus in die phänomenologische Theorie hineingeschmuggelt, indem er alle intentionalen Akte als „referenzial transparent" (im Sinne der Sprachphilosophie) annimmt, das heißt, als ob ihnen immer ein Objekt (Referent) zukäme. Dreyfus' Kritik, die viele Auseinandersetzungen auslöste, ist aber Produkt eines Mißverständnisses, wie im nächsten Abschnitt geklärt wird.

Philosophen als unerwünscht angesehen werden, ja als hinreichender Grund, eine Theorie abzulehnen.

Im folgenden Abschnitt werde ich eine kurze Abschweifung von meinem Hauptthema machen, um dem genannten Einwand gegen Gurwitschs Theorie nachzugehen. Dies finde ich nicht nur erforderlich, um die Plausibilität der Theorie zu festigen, sondern auch, damit einige ihrer Vorzüge – im Vergleich mit dem alternativen Ansatz zur Intentionalitätsfrage, der Frege-Føllesdalschen Vermittlungstheorie – zum Vorschein kommen können.

2.2.4 Ontologische und epistemologische Konsequenzen der zwei Noema-Konzeptionen

Die Verfechter der Frege-Føllesdalschen Noema-Interpretation (Smith und McIntyre, 1982) haben es sich leicht gemacht, indem sie den unerwünschten epistemologischen Konsequenzen, die eine phänomenologische Theorie wie diejenige Husserls bedrohen, auswichen. Man *nimmt an*, es existiere die „reale", „objektive" Welt, in der sich verschiedene Objekte, typischerweise ordentliche physische Objekte, befinden.[102] Zu diesen gebe es allerdings keinen direkten Zugang, man werde ihrer gewahr dank der intentionalen Leistung des Bewußtseins. Da aber das Bewußtsein den Gegenstand in seiner Ganzheit nicht ergreifen kann, erscheint dieser jeweils „durch" diesen oder jenen seiner unzählbaren Aspekte und Gegebenheitsmodi. Wie der Gegenstand sich im Einzelfall darbieten wird, hängt – zumindest teilweise – von den psychischen Akten ab, oder präziser, von ihrem objektiven Inhalt, welcher selbst kein immanenter Teil eines Aktes ist. Diese mysteriöse Entität wird erst durch die phänomenologische Reflexion ersichtlich: Sie entpuppt sich dadurch als abstrakter, idealer „Sinn" der intentionalen Akte. Man behauptet, der noematische Sinn *vermittle* seinen Gegenstand – ein bestimmtes Objekt aus der Außenwelt – dem erkennenden Subjekt. Oder: Er *richte* die Bewußtseinsakte auf den Gegenstand *aus*.

Wie dies genau passieren sollte, bleibt unklar, trotz aller sorgfältigen Analysen dessen, was Husserl über das Intentionalitätsproblem geschrieben beziehungsweise (vermutlich) gemeint hat.[103] Die Unzulänglichkeit der obengenannten Noema-Auffassung kommt

---

[102] „The *object* intended in an act, that towards which the act is directed, is usually some ordinary sort of thing like a physical individual or natural state of affairs." (Smith & McIntyre, 1982: 87)

[103] Hintikka (1975: 206): „What is wrong with such accounts of meanings as vehicles of directedness is that they are partly metaphorical. They do not really say how the determination of the object of an act through its noematic *Sinn* takes place."

besonders klar zum Ausdruck in den (paradigmatischen) Fällen, in denen die Akte, die die vermittelnde Entität (den noematischen Sinn) beinhalten sollten, Wahrnehmungsakte sind. Das Strukturmoment des Wahrnehmungssinnes, dem die Hauptaufgabe in der Vermittlung auferlegt wurde, das Husserlsche „bestimmbare *X*" (*Ideen*, §131), erweist sich nämlich als unfähig, diese Aufgabe zu erfüllen.[104] Es gibt aber einen anderen, noch wichtigeren Grund, aus dem heraus sich die Vermittlungstheorie – als phänomenologische Theorie – als mangelhaft erweist. Es gilt zunächst, diesen zu erhellen, damit dem Einwand gegen Gurwitschs vermeintlichen Idealismus angemessen begegnet werden kann.

Das Explanandum der Vermittlungstheorie, die intentionale Beziehung, definiert man als eine besondere Art der zweiteiligen (Subjekt-Objekt) Relation, die sich durch zwei voneinander logisch abhängige Merkmale bezeichnen läßt: (1) Die Relation behält ihre Gültigkeit auch dann, wenn einer ihrer *relata* – das Objekt – nicht existiert („existence-independence"); (2) das Wesen der Relation wird ausschließlich von der Subjekt-Seite festgelegt („conception-dependence").[105] Die von Husserl herausgearbeiteten noematischen Strukturen wurden im Hinblick auf diese zwei Aspekte ausführlich analysiert. Die Analyse sollte die Meinung begründen, daß die Noemata als *intens**s**ionale Entitäten* (im sprachphilosophischen Sinne) zu verstehen sind, mit anderen Worten als jene Faktoren, die transzendente Objekte dem erkennenden Subjekt begrifflich vermitteln. So verstanden, funktionieren Husserlsche Noemata genauso wie Fregesche „Sinne" – ein Umstand, der sich

---

[104] Diese Schwäche wurde selbst von den Anführern der Frege-Føllesdalschen Noema-Konzeption erkannt:

> [D]o perceptions apprehending what is in fact the same object all share the same *X*? That is, is there in the noematic realm a unique *X* corresponding to each object in the transcendent world? Surely that is implausible. Husserl simply does not tell us how, via its *X*, a perception intends the right object. For Husserl, it seems, the mystery and mystique of intuition reside in that special type of sense, an *X*. We are forced to conclude that although Husserl sharply indicated the occasional nature of perception, he did not offer an account of perception that adequately explains or even properly addresses that important feature of perception. Nor, it seems, did he fully comprehend the problem it poses for his basic theory of intentionality. And, ironically, perception was often his paradigm in developing that theory. (Smith & McIntyre, 1982: 219)

Einer der zitierten Autoren (D.W. Smith, 1984; 1989) versuchte, diesen Mangel durch ein demonstratives (nach der demonstrativen Theorie der sprachlichen Referenz) Modell der perzeptiven Intentionalität zu beseitigen, in dem die kontextuellen Bedingungen der Wahrnehmung herausgearbeitet und phänomenologisch geklärt werden. Dazu siehe auch die Beiträge von D.W. Smith („Husserl on Demonstrative Reference and Perception") und von McIntyre („Intending and Referring") in *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science* (1982). Für eine konzise Kritik dieser Auffassung vgl. Drummond (2003: 73-74).

In Gurwitschs Konzeption der Intentionalität treten solche Probleme nicht auf. Verfügend über den Begriff der Gestaltkohärenz, konnte Gurwitsch keinen Gebrauch von einer phänomenologisch nicht nachweisbaren Entität wie bestimmbares X machen. An diesem Punkt gehen Meister und Lehrer unterschiedliche Wege.

[105] Vgl. dazu Smith & McIntyre (1982: 13-16) und Drummond (1990: 11-14).

wohlgemerkt für die intensionale Erklärung des Noemas als vorteilhaft erweist. Denn auch die anderen Befunde der phänomenologischen Erfahrungsanalysen – vor allem die Husserlsche Horizontenlehre – konnten (mit Hilfe vom Begriff der möglichen Welten) in die Vermittlungstheorie integriert werden. Noch wichtiger: Diese Theorie knüpft an die zeitgenössischen Strömungen in der Philosophie an – seien es die intensionale Logik, die Sprachphilosophie oder die analytische *philosophy of mind*.[106]

Was stimmt dann nicht mit der besagten Auffassung? Als Theorie der Intentionalität kann die Vermittlungstheorie als haltbar bezeichnet werden. Sie dient ihrem Zweck, das heißt, sie bietet eine Erklärung der Bedingungen, unter welchen die intentionale Relation (wie oben definiert) ihre Aufgabe erfüllt[107] – allerdings um einen gewissen Preis: ihren authentisch phänomenologischen Auftrag verraten zu müssen. Dies bedeutet keinesfalls, daß ihr eine falsche Husserl-Interpretation zugrunde liegt. (Um es nochmals zu wiederholen, hier geht es nicht um Interpretationsfragen, zumal nicht um die „richtige" Husserl-Interpretation.) Selbst Gurwitsch hat sich in mehreren Punkten (die Konstanzannahme, das pure X, die Lehre vom transzendentalen Ego[108] – um nur die wichtigsten zu nennen) von der Lehre Husserls distanziert, um dem phänomenologischen Forschungsprogramm konsequenter nachzugehen. Dieses Programm setzte zweierlei voraus: (1) eine möglichst neutrale deskriptive Vorgehensweise; und (2) das Primat der Konstitutionsfrage gegenüber allen erkenntnistheoretischen Fragestellungen.[109]

Die Vertreter der Vermittlungstheorie haben sich keine derartigen Einschränkungen auferlegt und konnten insofern eine Variante des Repräsentationalismus ausarbeiten, die anscheinend auf epistemisch festem Boden steht. Die Noemata, als Fregesche Sinne oder Intensionen verstanden, repräsentieren (im Sinne der Kognitionswissenschaft) die vorexistierenden, transzendenten Objekte, und zwar ungeachtet dessen, ob im gegebenen

---

[106] Die Palette von in diesem Zusammenhang angesprochenen Autoren bzw. Ansätzen ist überraschend breit und reicht von Hintikka, Carnap, Quine, Kripke, Kaplan (Logik) über Chisolm, Castañeda, Davidson (Sprachphilosophie) bis zu Searle, Fodor, Dretske (*philosophy of mind*), um nur die wichtigsten zu nennen.

[107] Dies bezieht sich auf die verbesserte Variante der Theorie, die durch eine demonstrative Fassung des Husserlschen Begriffs vom bestimmbaren X ergänzt wird.

[108] Vgl. seinen Aufsatz „A Non-egological Conception of Consciousness".

[109] Melle (1983: 72) weist auf denselben Aspekt des Husserlschen Programms sehr genau hin:

> Husserls Absicht ist es, zunächst die noetisch-noematischen Strukturen des Bewußtseins unabhängig von allen erkenntnistheoretischen Fragen zu bestimmen, das heißt, die Frage nach den Akten, die wahrhaft gegenstandsgebend sind, und das Problem ihrer Unterscheidung von den Akten der Halluzination, der bloßen Phantasie, des Traumes usw., deren Gegenstände eben halluzinierte, phantasierte oder geträumte sind, ist eine zweite Frage, der voraus die Exposition der *allen* Akten gemeinsamen Strukturen liegt.

Fall das Objekt dem Subjekt tatsächlich als „re-präsentiert" (zum Beispiel in Form der Erinnerung durch ein mentales Bild) oder unvermittelt (rein anschaulich) gegeben zu sein scheint.[110]

Trotz der obenerwähnten Vorteile ist diese Fassung mit einer fatalen Widersprüchlichkeit belastet: Der Repräsentationalismus ist der konstitutiven Phänomenologie wesensfremd.[111] Sobald man die Intentionalität als Subjekt-Objekt-Relation definiert, unterstellt man, die Frage der Existenz/Nichtexistenz des intentionalen Objektes sei irgendwie „im voraus", unabhängig von der Konstitutionsleistung des Bewußtseins, bereits entschieden. Wie kann aber solch eine Analyse durchgeführt werden, während die Hypothese von der objektiven, vom Bewußtsein unabhängigen Weltexistenz gültig bleibt?[112] Dies scheint dem methodischen Grundprinzip der Husserlschen Phänomenologie ganz und gar zu widersprechen: Nachdem die phänomenologische Reduktion vollzogen worden und der noematische Bereich zum Vorschein gekommen ist, soll die ontologische Ebene der natürlichen Einstellung und der ihr entsprechenden Wahrheitsansprüche „ausgeklammert" bleiben.

Von den Bedingungen der wahrhaftigen und nichtwahrhaftigen oder der objektlosen Intentionen zu sprechen, ist nur in der natürlichen Einstellung sinnvoll – hier spricht man typischerweise von den kausalen Bedingungen der intentionalen Erfahrung. Nach der Epoché werden die Prädikate wie *Existenz* oder *Nichtexistenz des Objektes* zu Strukturmomenten der Erfahrung selbst, zu sogenannten „thetischen Charakteren", die einen Teil des Noemas ausmachen. Infolgedessen gibt es Akte, die ihr Objekt „setzen", als existierend erfahren, und solche, die ihr Objekt „nicht setzen", als nichtexistierend erfahren,

---

[110] Smith & McIntyre (1982: 144) ist daran gelegen, ihre Konzeption von denjenigen Varianten des Repräsentationalismus abzugrenzen, denen irgendwelche bild- oder zeichenhaften Repräsentationen zugrunde liegen:

> Husserl does not hold that *Sinne* are the proper or direct objects of consciousness and „represent" external objects somewhat as words or pictures represent things. His theory is not a species of „representationalism" *in that sense*, akin to theories holding that we are properly or directly aware only of our own „ideas", which in turn stand for or represent external objects. (meine Hervorhebung)

Immerhin geht es bei ihnen um eine Variante von Repräsentationalismus, was aus den hervorgehobenen Worten („in that sense") ersichtlich ist. Vgl. dazu auch die Seiten 155-56 ihres Buches.

[111] „Es ist gefährlich", warnt Husserl (APS: 17) im Hinblick auf die Wahrnehmungsintentionalität, „(…) von Repräsentanten und Repräsentiertem, von einem Deuten der Empfindungsdaten, von einer durch dieses ‚Deuten' hinausdeutenden Funktion zu sprechen. Sich abschatten, sich in Empfindungsdaten darstellen, ist [etwas] total anderes als signitives Deuten."

[112] Drummond (1992: 106): „attending to intentional correlation presupposes that one has entered the philosophical attitude" (die Epoché nämlich)!

wobei alle Akte einer „Modalisierung", das heißt einer Änderung ihres Gewißheitsgrades beziehungsweise ihres „Seinsmodus" (von der naiven Gewißheit über Zweifel bis zur Negation), unterliegen.[113] Von Wahrhaftigkeit und Nichtwahrhaftigkeit im absoluten und endgültigen Sinn kann nicht die Rede sein.[114]

Die phänomenologische Konstitution ist also keine Repräsentation, keine begriffliche Vermittlung der vorgegebenen Realität. Wozu noch konstituieren, wenn die Welt in ihrer Objektivität schon da ist, fix und fertig auf das erkennende Subjekt wartend, um ihm vermittelt zu werden. Strenggenommen darf es *vor* beziehungsweise *außerhalb* der Konstitutionsleistung des Bewußtseins – und das ist der wichtigste methodische Punkt der Reduktionslehre – keine weltlichen Objekte geben, weil es (noch) keine Welt (im phänomenologischen Sinn) gibt. Anders ausgedrückt, ist in einer phänomenologischen Theorie die Perspektive des erfahrenden Bewußtseins nicht nur die maßgebliche, sondern überhaupt die einzig mögliche Perspektive. Aus diesem methodischen Grundsatz sollten dann auch epistemische Konsequenzen gezogen werden, über die sich jeder, der einen „realistischen" Zugang zur Phänomenologie Husserls sucht – wie Føllesdal und seine Nachfolger es wollen – im klaren sein muß.

In dieser Hinsicht verfährt Gurwitsch konsequent. Wenn er die „Objekte" anspricht – sowohl die „intendierten Objekte" als auch die „Objekte-als-intendiert" –, meint er damit nicht die vorexistierenden Entitäten, die willkürlich, durch ein *fiat*, zu *relata* einer erkenntnistheoretischen Relation erklärt werden. Die Transzendenz der intentionalen Objekte – welche unter Vorbehalt mit Noemata oder Sinn gleichzusetzen sind – hat in einer

---

[113] Vgl. dazu Husserls (EU: 93-112) bekannte Darlegung des Modalisierungsprozesses in §21 von *Erfahrung und Urteil*.

[114] Mohanty (1992: 52-53):

> Since each experience has its own essential structure to which belongs its being of the object (which happens to be its object), and since this essential structure can be phenomenologically focused upon after the appropriate eidetic reduction, it is not clear where the problem about the so-called objectless acts is. It is only when we think simultaneously from two different standpoints, the natural and the eidetic, that we are led to wonder, what must be the experience directed towards when as matter of fact there was no real being-of, only as-if-of. But once we situate ourselves exclusively in the phenomenological attitude, I do not see the force of the point. (...)
>
> If both „existence" and „non-existence", instead of being predicates of things, are rather thetic predicates within the full noema, being correlates of appropriate acts of belief and disbelief, affirmation and denial, then, strictly phenomenologically, i.e. within the Epoché, we can only speak about acts which posit their objects and acts which do not. (...) There is no way to return to the pre-phenomenological account of things, and revise our understanding of intentionality in that light. The only path left for us is just the reverse.

phänomenologischen Theorie eine andere Bedeutung. Diejenige nämlich, die durch die Formel „Transzendenz in Immanenz" ausgedrückt wird (Ströker, 1992: 61). Selbst wenn von den „weltlichen Objekten" die Rede ist, muß dieser Ausdruck im Rahmen der Konstitutionsproblematik verstanden werden. Gurwitsch – wie auch Husserl – geht es nur um die *intentionalen* Objekte, Objekte, die als noematische Korrelate der Bewußtseinsakte konstituiert werden.[115] *Als solche* sind sie auch „weltliche Objekte", Objekte *in* der Welt, einer Welt nämlich, deren Strukturen auch der Konstitution unterliegen. Ja nur als weltliche Objekte – und das ist vielleicht die wichtigste philosophische Errungenschaft innerhalb der phänomenologischen Lehre – kann es überhaupt Erfahrungsobjekte geben.

Wenn Konstitution keine Repräsentation ist, ist sie dann eine Art von Welt*konstruktion*? Ist dies der einzige und unvermeidliche Schluß, zu dem jeder gelangen muß, der eine phänomenologische Theorie der Intentionalität erkenntnistheoretisch beurteilt? Darüber hinaus: Ist der transzendentale Idealismus die *ultima ratio* der Epoché und des ganzen konstitutionsphänomenologischen Projektes?

Der Realismus/Idealismus-Gegensatz ist bis heute einer der beliebtesten Streitpunkte des Husserl-Studiums geblieben. Wieder sind die Rollen erwartungsgemäß verteilt. Während die Frege-Føllesdalsche Schule eine realistische Interpretation bevorzugt, wirft sie den Befürwortern der Objektinterpretation des Noemas im Sinne Gurwitschs idealistische Absichten vor. Es gibt drei Möglichkeiten, zu diesem Problem Stellung zu beziehen.

Eine wäre, dem Idealismus stattzugeben, aber nicht als apriorischem Ausgangspunkt der philosophischen Analysen, eher als deren Ergebnis: als Folge der konsequenten Anwendung der deskriptiven Methode. Die idealistische Haltung würde dadurch entmythologisiert, ihres negativen metaphysischen Beiklangs entledigt. Dieser Ansatz kommt Gurwitschs Position am nächsten.

Dieselbe methodische Pointe, die aus einer strengen Unterscheidung zwischen der reflektiven und der vor-reflektiven Einstellung hervorgeht, findet man auch bei anderen phänomenologisch gesinnten Autoren. (Vgl. etwa Marbach, 1993: 43-44)

[115] Gurwitsch (BF: 149):

> Da die Einklammerung auf alle Seinsbereiche erstreckt wird, beschäftigt sich der Phänomenologe nicht mit „wirklichen" Gegenständen, sondern mit Gegenständen, wie sie in und durch Bewußtseinakte erscheinen. Aber Gegenstände, wie sie wirklich sind, bieten sich ebenfalls in gewissen Bewußtseinsakten dar. Gegenstände, wie sie wirklich sind, müssen folglich genommen werden *als Gegenstände, die sich als „Gegenstände, wie sie wirklich sind"* geben, als Gegenstände, *die als real seiende erfahren, vermeint und intendiert werden* (...) Für die Phänomenologie [sind] alle philosophischen Probleme Sinn- und Bedeutungsprobleme oder müssen als solche formuliert werden.

Die zweite Strategie wäre, den vermeintlichen Idealismus interpretativ in eine realistische Fassung umzuwandeln, wobei die Objektkonzeption des Noemas gültig bliebe.[116]

Schließlich steht noch das Ausweichmanöver zur Verfügung, und zwar in zwei Formen: Man kann entweder eine neutrale Weder-noch-Haltung annehmen[117] oder den Idealismus/Realismus-Gegensatz als falsch gestellte Frage betrachten und sie folgerichtig ablehnen[118].

Obwohl ich die zweite Strategie bevorzugen würde, möchte ich hier feststellen: Die Plausibilität der aufgeführten Alternativen ist weder für meine weiteren Ausführungen noch für die Bewertung des Beitrages Gurwitschs zum Identitätsproblem entscheidend. Aus diesem Grund verzichte ich darauf, näher auf sie einzugehen.

2.3 Der Innenhorizont

2.3.1 Das Gegebene und das Mit-Gegebene

Im Abschnitt 1.1.3. wurde die „vorprädikative" Stufe der Dingkonstitution dargestellt: die Aussonderung eines Gestaltgebildes (einer Wahrnehmungserscheinung) aus dem es umgebenden Feld. Ich habe die aufschlußreiche These Gurwitschs vorgebracht, dieser Aussonderungsprozeß sei auf strukturelle (formale) Eigenschaften des Bewußtseinsfeldes zurückzuführen. Jene Teile des Wahrnehmungsfeldes, die als phänomenal homogene Ganzheiten (Gestalten) erfahren werden, machen demnach ein „System funktionaler

---

[116] Das ist die Strategie, die Drummond in seinem Buch *Husserlian Intentionality and Non-Foundational Realism* (1990) auf die Intentionalitätslehre Husserls anzuwenden versucht, wobei die von ihm vorgeschlagene realistische Auslegung zugleich als „nicht-fundationalistische" gelten soll. Die wichtigste Neuerung besteht darin, daß die Beziehung zwischen dem momentanen Noema, das heißt dem Objekt *als* intendiert, und dem intendierten Objekt *simpliciter* als „Identität-in-Mannigfaltigkeiten" (im Unterschied zur Gurwitschs „Teil-Ganze-Relation") interpretiert wird, wodurch auch der dynamische Aspekt der Intentionalität zum Ausdruck kommt. Laut Drummond (S. 143), „such an interpretation (...) var[ies] significantly from Gurwitsch's but (...) retain[s] the insight central to Gurwitsch's account, viz. that the noema is the object just as it is intended. Hence, such an interpretation (…) var[ies] far more from the Fregean interpretation." Insofern könnte meines Erachtens die Strategie der „realistischen Umdeutung" auch auf Gurwitsch angewandt werden. Eine Unterstützung für diese These findet man bei Sokolowski (1974, 1984).

[117] Wie zum Beispiel Mohanty (1972: 50) oder Holmes (1975).

[118] Das ist die Position von Harrison Hall (1982), die er folgendermaßen zusammenfaßt:

> [J]ust as there is no legitimate standpoint inbetween the natural and the philosophical, so there is no legitimate question that can be squeezed between the two we have discussed [d.h. zwischen dem Realismus und dem Idealismus]. Husserl's answers to the legitimate questions fail to commit him either to idealism or to realism as philosophical positions. His realism is prephilosophical; his „idealism" nonmetaphysical. And his radical neutrality consists not of the philosophical refusal or inability to answer a metaphysical question, but is, rather, the dismissal of any question that could call for the metaphysical response of the traditional realist or idealist as illegitimate. (S. 180)

Bedeutsamkeiten“ aus. Die von den Gestalttheoretikern herausgearbeiteten Organisationsgesetze, die dieses System näher bestimmen – die Bedingungen für die Bildung einer „guten Gestalt“ zum Vorschein bringen –, fanden ihren allgemeinen Ausdruck im *Prinzip der Gestaltkohärenz*. Es gilt jetzt zu zeigen, wie aus diesem simplen, in Einzelheiten aber vagen Ansatz ein erweiterter Gebrauch gemacht werden kann. Es geht um die phänomenologische Klärung des Identitätsbewußtseins im paradigmatischen Fall der Wahrnehmungsintentionalität.

Es wurde schon mehrmals betont, daß Gurwitsch, und zwar noch konsequenter als sein Lehrer Husserl, darauf bestand, daß intentionale Objekte keinesfalls als Konstrukte aus primitiven, unabhängig existierenden, phänomenologisch aber nicht nachweisbaren Erfahrungselementen (Impressionen, Sinnesdaten, Sinneseindrücke und so weiter) zu verstehen seien. Sie seien vielmehr unreduzierbare Erfahrungseinheiten, deren Konstitution nicht mit Konstruktion verwechselt werden dürfe. Dies gilt auch für Teile und Momente eines Gegenstandes, denn die können auch selbständig thematisiert werden, das heißt als Objekte unabhängiger intentionalen Akte fungieren. Es gibt dennoch einige *unselbständige* Teile der intentionalen Gegendände, die man phänomenologisch als Strukturmomente der Identitätserfahrung versteht. Wenn in einer Strukturanalyse des Identitätsbewußtseins *Seiten*, *Aspekte* und *Abschattungen* angesprochen werden, will man dadurch auf alle möglichen phänomenalen Variationen hinweisen, die in mannigfaltigen Erscheinungen ein und desselben Objektes erkennbar sind.

Was macht nun diese ständig variierenden Erscheinungen (Abschattungs-mannigfaltigkeiten) zu Erscheinungen ein und desselben Objektes? Es ist zunächst darauf hinzuweisen, daß diese Frage einen *statischen* und einen *dynamischen* Aspekt in sich einschließt.[119] Man kann, von seiner zeitlichen Ausdehnung abstrahierend, den intentionalen Gegenstand in einem bestimmten Zeitmoment betrachten und nach jenem Organisationsprinzip fragen, das dafür verantwortlich ist, daß ein Etwas (man darf es noch nicht „Phantom“ nennen[120]) als einheitlicher intentionaler Gegenstand (typischerweise ein materielles Ding) erfahren wird. Ergänzend kann man das Problem in einer dynamischen Perspektive betrachten, um herauszufinden, wie zeitlich verschiedene Erscheinungen als

[119] Vgl. Steinberg (1989: 49; 60).

[120] Denn, wie angedeutet, hat auch ein Phantom seine phänomenale Identität, ihm kommen auch verschiedene Erscheinungsweisen (Einzel-Noemata) zu.

Erscheinungen desselben intentionalen Objektes erfahren werden. Zur Klärung beider Aspekte des Identitätsbewußtseins zieht Gurwitsch dasselbe Organisationsprinzip – die Gestaltkohärenz – heran.

Gurwitsch setzt die vereinzelte Erscheinungsweise des Objektes („Objekt-als-intendiert") mit dem Einzelnoema gleich und das intendierte Objekt selbst mit einem *System* von Einzelnoemata. Das Einzelnoema konstituiert sich durch den Prozeß der Aussonderung einer Gestalt aus dem Wahrnehmungsfeld, wobei dasselbe Einzelnoema – dieselbe Gestalt – *zugleich* als Glied eines noematischen Systems fungiert und zur Konstitution des intentionalen Gegenstandes – des „vollen Noemas" – beiträgt. Gerade aus diesem Grund wäre es sinnlos und abwegig, von einem isolierten, unabhängig vom noematischen System existierenden, Einzelnoema zu reden – weshalb es auch den Berliner Gestaltpsychologen abwegig schien, die Einzelteile einer Gestalt als selbständige Entitäten, das heißt ungeachtet des aus diesen Teilen zusammengesetzten Ganzen, zu betrachten. „[D]ie Erfahrung einer jeden Einzelerscheinung", schreibt Gurwitsch (BF: 180), „ist eine Erfassung des gesamten noematischen Systems von einem seiner Glieder her. Kraft ihrer Verweisungen auf weitere Noemata ist die *aktuelle* Erscheinung genau eine Erscheinung des wahrgenommenen Dinges *selbst*."

Es drängt sich natürlich die Frage auf, wie der *volle* Gegenstand durch *eine* seiner Erscheinungen (Abschattungen) wahrgenommen werden kann, oder, generell, welche Relation es ermöglicht, daß das System als Ganzes *durch* eines seiner Glieder gegenwärtig wird. Gurwitsch versucht, die Ansicht durchzusetzen, eine besondere Art der Teil-Ganzes-Relation genüge, um dieses Phänomen zu klären. Strukturell gesehen, geht es bei der Wahrnehmungsidentität und bei der Gestaltbildung um ein und dieselbe Relationsart: In beiden Fällen beziehen sich die Teile so aufeinander, daß sie ein System ausmachen, in dem jeder Teil ausschließlich durch seine *funktionale Rolle* innerhalb des Systems bestimmt wird. Inhaltlich aber gibt es zwei gewichtige Unterschiede:

(1) Im Fall der Wahrnehmungsidentität haben wir es mit zwei Arten von Teilen (Einzel-Noemata) zu tun. Die einen sind *unmittelbar* („sinnlich", „originär", „eigentlich") *gegeben*, die anderen bloß *mitgegeben* („vermeintlich" gegeben, „appräsentiert");

(2) Das Ganze scheint von den Teilen unterbestimmt zu sein.

Ich möchte auf diese beiden Punkte näher eingehen, um Gurwitschs Prinzip der Gestaltkohärenz möglichst explizit zu machen.

Die statische Identität eines Wahrnehmungsdinges als ein bestimmtes intentionales Objekt ergibt sich aus der besonderen Art von Beziehung zwischen seiner unmittelbar gegenwärtigen Erscheinung und seinen impliziten Mit-Erscheinungen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt ist mir notwendigerweise nur *eine* Abschattung des Objektes, etwa eines Segelbootes, gegeben, eine seiner Seiten unter einem bestimmten Aspekt und unter bestimmten Wahrnehmungsbedingungen. Wären mir aber die anderen Abschattungen nicht *irgendwie* mitgegeben, hätte ich niemals das Boot als dreidimensionales materielles Ding mit kausalen und anderen intentionalen Eigenschaften – ja nicht einmal als „Phantom" – erlebt. Ein Erlebnis kann nur dann das Erlebnis von Etwas sein, wenn es *andere Erlebnisse* von demselben Etwas einschließt.[121] Erst dank der intentionalen Mitgegebenheit werden Erlebnisse zu Einzelerlebnissen, bekommen sie ihre phänomenale Identität, kommt ihnen ein bestimmter *Sinn* zu:

> Das Gesehene erscheint im Lichte des Unsichtbaren; – und dieses Ganze des Gesehenen und Nicht-Gesehenen macht den besagten Wahrnehmungssinn aus. Genauso liegt es, wenn wir, eine Kugel wahrnehmend, eine farbige Oberfläche von charakteristischer Form sehen. Aber diese Wahrnehmung könnte nicht die einer Kugel sein, wenn der Umstand, daß die Kugel ein Inneres hat, in der Struktur der Wahrnehmungserscheinung nicht irgendwie vertreten wäre. Die Kugel kann voll oder hohl sein, die Beschaffenheit ihres Inneren kann unbestimmt bleiben; aber die Wahrnehmungserscheinung vermag nur dann Erscheinung einer Kugel zu sein, wenn sie Verweisungen auf das nicht gesehene Innere enthält. (BF: 187-188)

Hierzu muß zunächst die Frage geklärt werden, worin sich die gesehene Abschattung der Kugel im gerade genannten Beispiel von der nicht gesehenen, bloß *vermeintlichen* „Abschattung" ihres Inneren unterscheidet. Auf den ersten Blick scheint diese Frage überflüssig zu sein, weil sie die Antwort bereits enthält: Der Unterschied besteht eben in der sinnlichen (eigentlichen) beziehungsweise nichtsinnlichen (uneigentlichen) Gegeben-

---

[121] Diese Umschreibung der Position Gurwitschs ist vage in vielerlei Hinsicht. Es ist nicht nur unklar, welche anderen Erlebnisse damit gemeint sind – vergangene, künftige oder beides –, sondern auch, *wessen* Erlebnisse das sind. Den komplexen Ausführungen des späten Husserl zur Intersubjektivitätsproblematik folgend, interpretieren einige Autoren (Zahavi, 1997) diese Erlebnisse als „Korrelate" der potentiellen Erlebnisse *anderer Subjekte*. Solche Interpretationen sind meines Erachtens zu spekulativ und introspektiv kaum nachvollziehbar. Sie sind auch nicht sehr originell. Vgl. z.B. die folgende Textstelle von Merleau-Ponty (1945/62: 338):

> It is true that I see what I do see only from a certain angle, and I concede that a spectator differently placed sees what I can only conjecture. But these other spectacles are implied in mine at this moment, just as the reverse or the underneath side of objects is perceived simultaneously with their visible aspect, or as the next room pre-exixts in relation to the perception which I should actually have if I walked into it. The experiences of other people or those which await me if I change my position merely develop what is suggested by the horizons of my present experience, and add nothing to it.

heitsweise der zwei Strukturteile des Einzel-Noemas. Einigen Autoren, die sich mit der Theorie Gurwitschs kritisch auseinandersetzen, erscheint dies allerdings nicht selbstverständlich.[122] Gurwitsch dürfe sich nicht mit dem von Husserl übernommenen Kriterium zufriedenstellen, da die Dichotomie sinnlich/auffassungsmäßig (eigentlich/uneigentlich) gegen die von ihm selbst verlangte deskriptive Ausrichtung der phänomenologischen Analyse verstieße. Statt dessen hätte er sich besser auf ein rein deskriptives Kriterium zur Klärung der Wahrnehmungsintentionalität berufen sollen, zum Beispiel auf jenes des *Bestimmtheitsgrades*. Dieses Kriterium anwendend, könnte man dann das angeführte Beispiel so umschreiben, daß die äußere Kugelseite als „völlig bestimmt", das Innere der Kugel hingegen als „völlig unbestimmt" bezeichnet wird.

Aber auch diese Beschreibung ist unbefriedigend, und zwar aus einem offensichtlichen Grund: Die äußere Kugelseite gewinnt erst vermittels des Inneren (samt allen anderen Mitgegebenheiten) ihre Bestimmung, wird als bestimmt erlebt. Dies führt zwangsläufig zu dem Schluß, daß die besagte Komponente eines Wahrnehmungserlebnisses – egal, ob man sie die „eigentlich gegebene" oder „vollbestimmte" Komponente nennt – nur theoretisch, das heißt immer unter einem gewissen Vorbehalt von anderen, bloß vermeintlichen oder unbestimmten Komponenten derselben Wahrnehmung unterschieden werden kann. „Das eigentlich Gegebene", wie Melle (1983: 89) zutreffend bemerkt, „ist ein bloßes Strukturmoment des Gegebenen, außerhalb des Gegebenen, also des Zusammenhangs mit dem ihm Mitgegebenen, ist es nichts. Das einzelne Wahrnehmungsnoema bereits ist eine Gestalt im Sinne der Gestaltpsychologie."

---

[122] Ulrich Melle (1983: 89):

> Husserl konnte im Rahmen seines Stoff/Auffassungsschemas zumindest ein eindeutiges Kriterium für das, was eigentlich gegeben ist, vorbringen: Das ist jeweils eigentlich gegeben vom Gegenstand, was durch Empfindungsinhalte im Erlebnis repräsentiert ist, was sich empfindungsmäßig darstellt. Für Gurwitsch muß dieses Kriterium als ein phänomenologisch unaufgelöster Rest der physikalischen Konstanzhypothese gelten.

Darüber hinaus wirft Melle Gurwitsch vor (vgl. insb. S. 106-107), er werde seinem „Gestaltphänomenalismus" nicht gerecht, wenn er die Wahrnehmung bzw. sein intentionales Objekt zugleich „extensional" und „intensional" beschreibe. Ein Wahrnehmungsakt würde extensional bestimmt, insofern er sein Objekt direkt präsentiert: als objektive transzendente Gegenständlichkeit selbst. Er würde intensional bestimmt, insofern er sein Objekt bewußtseinsmäßig präsentiert, das heißt vermittels des in einem ergänzenden Auffassungsakt Mitgegebenen, das dieses Objekt erst zum einheitlichen Objekt macht. Meines Erachtens kann Gurwitschs Konzept des Wahrnehmungsnoemas weder als „extensional" – weil dies seiner noematischen Betrachtungsweise widerspricht – noch als „intensional" – weil er nirgendwo das Mitgegebene als durch einen *Auffassungsakt* intendierte beschreibt – bezeichnet werden. Außerdem verweigert Gurwitsch den sinnlichen Aspekt der Wahrnehmung nicht, sondern hält ihn vielmehr für ein unselbständiges Strukturmoment des Einzelnoemas. Nichtsdestotrotz finde ich Melles Erörterung des Phänomens des Mitgegebenseins ziemlich einleuchtend.

Dem soll nur noch hinzugefügt werden, daß dieselbe Gestalt (Einzel-Noema), aus der dynamischen Perspektive betrachtet, wiederum als Gestalt*teil* erscheint, als Glied eines noematischen Systems höherer Ordnung.

Dieses Bestehen auf *Untrennbarkeit* des Gegebenen und Mitgegebenen, des Bestimmten und Unbestimmten, in einem Wahrnehmungsnoema ist keine interpretative Spitzfindigkeit. Es geht um das wichtigste Merkmal der Wahrnehmungsintentionalität, das sich weder auf die gleichartigen (denen es ja zugrunde liegt) noch auf die anderen Intentionalitätsformen reduzieren läßt. Beide – Gurwitsch (1929/66: 187) und Husserl (DR: §18) – legen deshalb viel Wert darauf, das Phänomen der Mitgegebenheit im Fall simpler Wahrnehmung von den Erinnerungs- und Einbildungsvorstellungen zu trennen. Die vermeintliche Präsenz der unsichtbaren Seite eines Wahrnehmungsobjektes ist keine imaginierte oder erinnerte Präsenz. Die Erinnerungs- und Einbildungsintentionalität funktioniert nämlich *nach demselben Prinzip* wie die Wahrnehmungsintentionalität selbst, was bedeutet, daß phantasierte oder erinnerte Noemata dieselbe Struktur aufweisen: Auch ein erinnertes Segelboot „hat" seine andere, in der Erinnerung nicht unmittelbar präsente Rückseite; auch eine im Geist vorgestellte Kugel „hat" ihr unsichtbares Inneres. Daher kann man nicht auf andere Anschauungs- oder Quasianschauungsakte rekurrieren, um das Phänomen der Mitgegebenheit zu erläutern.

Phänomenologisch noch weniger gerechtfertigt wäre es, dieses Phänomen auf irgendeinen Typus von nicht-anschaulichen Akten zurückzuführen, so daß zum Beispiel die Mitgegebenheit der unsichtbaren Seite des Wahrnehmungsgegenstandes als eine Art von *Erwartung* oder *Erinnerung* aufgefaßt wird (die Erwartung etwa, daß sich diese Seite im Laufe der Wahrnehmung zeigen wird; die Erinnerung, daß sie ja gestern da war, oder ähnliches). Höhere Formen der Intentionalität („propositionale Einstellungen"), deren intentionale Gegenstände *begrifflich* oder *kategorial* intendiert werden, funktionieren nach eigenen Prinzipien, die durch den für die intuitiven Akte kennzeichnenden Begriff der Gestaltkohärenz nicht erklärbar sind.[123]

---

[123] Gurwitsch (1936/66, Kapitel V: „The Limit of the Concept of Gestalt", S. 50):

> The doctrine developed by the Berlin school is obviously sufficient to account for the phenomenal, because the level at which it operates is precisely that one. It is just for this very reason that the categorial, in the strict sense – which by its nature lies beyond the phenomenal level and must, therefore, in principle never be conceived after the model of the phenomenal – constitutes the limit to Gestalt theory. (...) Categorial identity is not phenomenal identity; it does not have the nature of an immediately and directly experienced coherence.

Die Eigenartigkeit des Phänomens des Mitgegebenseins im Fall schlichter Wahrnehmung kommt besonders beeindruckend zum Vorschein in jenen uns vertrauten Berichten, nach denen beispielsweise die Schärfe eines Schwertes „gesehen", die erfrischende Kälte eines Biers im Geräusch des Zapfens „gehört" oder die Instrumentalität des Gegenstandes – eines Steuerruders etwa – unmittelbar präsent wird.[124] Aus solchen Berichten geht hervor, daß (1) in der durch einen Sinn gegebenen Dingerscheinung die ergänzenden Erscheinungen desselben Dinges *durch andere Sinne* mitgegeben werden können[125]; und daß (2) die *kausalen und funktionalen Eigenschaften* des intentionalen Objektes unter gewissen Umständen auch sinnlich greifbar zu sein scheinen. („Die Kausalitäten sind in diesem Fall nicht bloß supponierte, sondern ‚gesehene' ‚wahrgenommene' Kausalitäten." [Husserl, *Ideen II*, S. 43])

Was also für die unsichtbare Seite gilt, daß sie nämlich durch die unmittelbar gesehene Seite mitgegeben wird, gilt auch für die anderen Beschaffenheiten des intentionalen Objektes. Alle möglichen phänomenalen Variationen, durch die dasselbe Objekt intendiert werden *kann*, inklusive jener dem anderen Sinnesbereich angehörenden, zählen zu den Mitgegebenheiten eines Wahrnehmungsaktes. So verstanden, gewinnt das intentionale Mitgegebensein einen Charakter der *Potentialität,* und die Beziehung zwischen dem gegebenen (perzipierten) „Teil" und dem mitgegebenen (apperzipierten) „Ganzen" wird zur *Beziehung zwischen dem Aktuellen und dem Potentiellen.*

Das Problematische dieser Auffassung ist, daß ein intentionales Objekt eine *unendliche Anzahl* von potentiellen Bestimmungen aufweist. Jede mögliche, wie auch immer geringe

---

Das in diesem Zusammenhang hervortretende Problem, das Gurwitsch nur nebenbei anspricht, aber das aus seinen Beispielen (ibid., S. 52-54) klar hervorgeht und seine ganze Theorie der Intentionalität prägt, ist, daß der Unterschied zwischen der *begrifflichen* (kategorialen) und der *perzeptiven* (sinnlichen) Form der Identität nicht so klar und eindeutig ist, wie Gurwitsch und viele andere Phänomenologen es manchmal annehmen.

[124] Vgl. dazu die von Gurwitsch (BF: 188-189) angeführten Beispiele. Für die Glaubwürdigkeit aller solcher Beispiele ist es wesentlich, daß die besagten Beschaffenheiten des Gegenstandes unmittelbar, das heißt ohne jede Beteiligung anderer Akttypen – etwa kategorialen Erfassens – erkennbar sind. Dies ist aber fast unmöglich eindeutig zu beurteilen, vor allem wegen der Unzuverlässigkeit der voneinander sehr abweichenden introspektiven Berichte. In diesem Zusammenhang kann Gurwitschs Anmerkung hilfreich sein, daß sich ein Ding *als* Werkzeug auch dann darbietet, „wenn es außerhalb einer konkreten Handlungssituation angetroffen wird, d.h. im gegenwärtigen Augenblick nicht als Instrument fungiert" (S. 189).

[125] Husserl (*Ideen II*, S. 39-40):

> [D]er Raumkörper ist eine synthetische Einheit einer Mehrschicht von „sinnlichen Erscheinungen" verschiedener Sinne. Jede Schicht ist in sich homogen, einem Sinn zugehörig, eine apperzeptive Wahrnehmung, bzw. homogen fortlaufende und fortzuführende Wahrnehmungsmannigfaltigkeit. Jede solche Wahrnehmung und Wahrnehmungsreihe hat ihre Ergänzungsstücke von parallelen Apperzeptionen der anderen Schichten, die „*Mitgegebenheit*" konstituieren, nicht wirkliche Gegebenheit, nachträgliche Einlösung ermöglichend in wirklicher Wahrnehmung.

Änderung der Perspektive und/oder der Wahrnehmungsumstände sollte in einem jeweiligen Wahrnehmungsakt auf irgendeine Weise vorgezeichnet werden, das heißt, als Teil der noematischen Schichten des Mitgegebenen zur Wahrnehmung des vollständigen Objektes ihren Beitrag leisten. Selbst nachdem aus dem Bereich der mitbewußten Potentialitäten eines Wahrnehmungsgegenstandes alle Bestimmungen ausgeschlossen werden, „von denen ich nie etwas gewußt habe oder wissen werde, wie z.B. sein atomarer Aufbau" (Melle, 1983: 90),[126] macht dasjenige, was übrig bleibt – also das über diesen Gegenstand Erfahrbare –, immerhin ein offenes, nicht einzugrenzendes Feld der Möglichkeiten aus.

Ein plausiblerer Lösungsversuch wäre es, die Potentialität des Mitgegebenen so zu interpretieren, daß sie auf einen relativ eindeutig eingegrenzten Kontext, beispielsweise auf den aktuellen, unmittelbar bevorstehenden Wahrnehmungsverlauf, beschränkt bliebe. Das, was aus der statischen Perspektive als Defizit an Bestimmtheit – die „nicht-gesehene", „verborgene", „jeder Bestimmtheit entledigte" Seite – erscheint, wird in einer dynamischen Betrachtungsweise zur realen Möglichkeit – die „noch nicht gesehene", „näher zu bestimmende" Seite und so weiter.

Dieser Lösungsversuch hat allerdings ebenfalls seine Schwächen. Ungeachtet seiner Vagheit – auf welche künftigen Wahrnehmungsakte genau sollten sich die Potentialitäten beziehen? –, scheint er zu restriktiv zu sein. Eine dispositionelle Interpretation des Mitgegebenseins hat nämlich bei Gurwitsch viel mehr mit einem logisch-strukturellen als mit einem psychologischen Begriff der Potentialität zu tun. Darauf weist übrigens auch der Ausdruck „Gestalt*kohärenz*"[127], der die Beziehung sowohl zwischen den Teilen einer Gestalt als auch zwischen den Strukturteilen eines intentionalen Objektes bezeichnen soll. Aber während sich im Fall der Gestaltteile diese Beziehung gut beschreiben – aufgrund der gestaltpsychologischen Gesetze – und experimentell nachweisen läßt, bleibt sie im Fall eines typischen, alltäglichen Wahrnehmungsobjektes fast gänzlich im Dunkel. Bis auf einige vage Andeutungen über „Konformität", „Harmonie" oder „Zusammenstimmen" (BF: 174) der zu demselben noematischen System gehörenden Einzelnoemata läßt Gurwitsch sein Hauptprinzip der Identitätserfahrung – das formale Prinzip der „Kohärenz" – unspezifiziert.

---

[126] Hier sind die „objektiven", vom Bewußtsein unabhängigen Bestimmungen des *transzendenten* Gegenstandes gemeint, die in einer phänomenologischen Theorie der Intentionalität keinen Platz haben. Eine „extensionale" Interpretation des Begriffes des Mitgegebenseins vertritt beispielsweise Fred Dretske in seiner Informationstheorie der Intentionalität. Mit dieser beschäftige ich mich im zweiten Teil dieser Arbeit.

Es gibt dennoch eine potentiell hilfreiche Randbemerkung (BF: 179), in der Gurwitsch den „Unterschied zwischen dem System der Wahrnehmungsnoemata (...) und Beispielen von Gestaltkohärenz“ anspricht. Obwohl er diesen Unterschied als „unerheblich“ bezeichnet, wird er sich für die Fortführung meiner Untersuchung als entscheidend herausstellen. Aus den gestalttheoretischen Analysen geht nämlich klar hervor, daß die Gestalten „auf Geschlossenheit tendieren“, daß sie meistenfalls als „geschlossen“ oder „vollendet“ gegeben seien. Die Systeme von Wahrnehmungsnoemata dagegen seien „prinzipiell offen und unendlich“. Worauf beruht dieser Unterschied?

Ich möchte hier die noch folgende Diskussion des Horizontphänomens vorwegnehmen und gehe davon aus, daß dieser Unterschied auf die oben betonte Verschiedenartigkeit zweier Beziehungen zurückzuführen ist. Im Unterschied zu der Beziehung, die zwischen Teilen einer Gestalt besteht, kann die gegenseitige Aufeinanderbezogenheit bestimmter Wahrnehmungserscheinungen – nämlich derjenigen, die dasselbe Objekt präsentieren – nicht, oder nicht ausschließlich, als eine formale („syntaktische“) Beziehung aufgefaßt werden. Es ist anzunehmen, daß eine *inhaltliche* („semantische“) Konkordanz zwischen den Gliedern des noematischen Systems eine Rolle spielt.[128]

Dem Problem einer näheren Untersuchung dieser besonderen Beziehungsart, dem „Sinnzusammenhang“ oder der „Sinnesdeckung“ (wie sie Husserl manchmal nennt), werde ich mich später entsprechend widmen. An dieser Stelle mag folgende Behauptung genügen: Ein gestalthaftes System der Wahnehmungsnoemata ist insofern offen und unvollendet, als daß jedes seiner Glieder (jede Einzelerscheinung eines Objektes) auf eine notwendigerweise *unspezifizierbare* Mannigfaltigkeit von anderen Gliedern – auf die potentiellen Erscheinungen desselben Objektes – „verweist“. Mit anderen Worten, ein auf eine bestimmte Art und Weise intendiertes Objekt ist jeweils durch weitere Bestimmungen ergänzbar, welche aber nicht in Form expliziter Gesetze beschreibbar zu sein scheinen.[129]

---

[127] Was Husserl mit Hilfe des psychologischen Begriffes „Assoziation“ zu erklären trachtet, versucht Gurwitsch mittels des quasi-logischen Begriffes der Kohärenz.

[128] Zu diesem außerordentlich wichtigen Punkt vgl. Husserl (DR: 92-95), Melle (1983: 77), Drummond (1990: §30), Steinberg (1989: 74), Holenstein (1985: 246) und McIntyre (1986).

[129] Im Unterschied zu denjenigen Gesetzen nämlich, welche die Bedingungen für die Entstehung einer „guten Gestalt“ vorschreiben.

2.3.2 Die motivierten (typisierten) Potentialitäten

Das im vorherigen Abschnitt geschilderte Phänomen des Mitgegebenseins kann auch folgendermaßen ausgedrückt werden: „Das in direkter Sinneserfahrung Gegebene ist von einem Horizont größerer oder geringerer Bestimmtheit umgeben: dem *Innenhorizont*" (BF: 193). Selbstverständlich hängt der Grad der Bestimmtheit mit dem Grad der Vertrautheit mit dem wahrgenommenen Objekt zusammen. Als Einstieg zur Erklärung des Innenhorizontes, eines der zentralen Begriffe der Husserlschen Phänomenologie, erweisen sich gerade jene Fälle als besonders lehrreich, in denen das Erfahrungsobjekt völlig unbekannt erscheint. Denn auch in solchen Fällen wird das uns direkt Gegebene durch eine Menge von mitgegebenen Beschaffenheiten ergänzt, wie unbestimmt auch immer diese sein mögen.[130] Unbekanntheit zeigt sich jeweils als ein privativer Modus der Bekanntheit (EU: 34; Gurwitsch, 1953/66: 389).

Die horizontale Mitgegebenheit weist also die Struktur einer *Typik* auf. Je unvertrauter das Objekt, desto typisierter das Erlebnis. Es ist dabei zu beachten, daß auch die uns sehr vertrauten Gegenstände des Alltags völlig typisiert erscheinen können. Wenn ich meine Computermaus tastend wahrnehme, ist mir als Ergänzung der in meiner Hand liegenden Oberfläche auch das momentan untastbare Innere der Maus – samt dem sich dort befindenden Kügelchen – *mitgegeben*. Dieses, obwohl mir bekannt, erlebe ich als bloß „inbegriffen", aller Details entledigt.[131]

Begrenzt auf den räumlichen Aspekt des Innenhorizontes, besitzen alle Wahrnehmungsobjekte, unabhängig von ihrem jeweiligen Grad der Vertrautheit, eine gestalthafte Zusammensetzung von räumlichen Merkmalen, die Gurwitsch „stereometrische Gesamtform" nennt:

> [D]ank des der betreffenden Wahrnehmung angehörenden Innenhorizonts erscheint das Ding – so unbestimmt seine stereometrische Form auch sein mag – als ein Ding von solcher räumlicher Gesamtform, daß es von dem Standpunkt aus, an dem der Beobachter sich gerade befindet, und unter eben dem Aspekt, unter dem es sich gegenwärtig darstellt, erscheinen *muß*. Ähnlich kann

[130] So sehr sich beispielsweise Science-Fiction-Autoren auch bemühen, ihre Außerirdischen als jeglicher (menschlichen) Erfahrung fremdartige Wesen zu präsentieren, so wenig sind sie in der Lage, eine gewisse Typisierung zu vermeiden. Auch diese Wesen werden üblicherweise durch eine Reihe von typisierten, das heißt schon bekannten Eigenschaften zusammengesetzt: vor allem räumlicher und kausaler, aber auch funktionaler und mentaler Natur.

[131] In diesem Fall liegt allerdings der typische Charakter der Erfahrung viel mehr am Mangel an Interesse dem Objekt gegenüber als an der unvollkommenen Vertrautheit mit ihm. Ich kenne den Gegenstand sozusagen „zu gut" (respektive meine momentanen Bedürfnisse und seine praktischen Zwecke), um seiner Beschaffenheit besondere Aufmerksamkeit widmen zu müssen. Zur Vertrautheit und Typizität vgl. Schütz (1982: 90-98).

> die innere Beschaffenheit einer gesehenen Kugel weitgehend unbestimmt sein. Die Wahrnehmung bietet keinerlei Hinweis, ob die Kugel massiv oder hohl ist. Jedoch wird sie *als ein Inneres besitzend wahrgenommen*. Wiederum ist der Innenhorizont, welcher der aktuellen Wahrnehmung angehört, hinsichtlich gewisser struktureller Züge bestimmt; doch eben nur hinsichtlich einer allgemeinen Typik. (BF: 194)

Mittlerweile ist deutlich geworden, daß die Art der Beziehung zwischen den Konstituenten einer stereometrischen Gesamtform durch den bereits explizierten Begriff der Gestaltkohärenz (oder „funktionalen Bedeutsamkeit") zu bezeichnen ist. Gurwitsch zufolge kann dasselbe Prinzip auf alle Beschaffenheiten des Innenhorizontes angewandt werden. Ist dies nachweisbar? Leider nicht. Denn wie bereits erwähnt, ist die Beziehung zwischen dem direkt gegebenen Moment eines noematischen Systems und dessen mitgegebenen (impliziten) Ergänzungen wesentlich komplexer als das Verhältnis zwischen den Teilen einer Gestalt (gestalttheoretisch verstanden).[132] Es gilt jetzt, diese Beziehung, die Übereinstimmung der noematischen Sinne („Sinnesdeckung"), näher zu erforschen.

Der phänomenologischen Grundeinsicht entsprechend, kann die Analyse des Horizontes auf zwei Ebenen vollzogen werden: auf der Ebene des intentionalen Aktes und auf der Ebene des intentionalen Objektes. Die erste, noetische, Betrachtungsweise konzentriert sich eher auf den *zeitlichen* Aspekt des Phänomens (auf die perzeptiven „Protentionen" und „Retentionen"[133]); die zweite dagegen, die noematische, auf den *thematischen* Aspekt: auf den *Sinn* des Aktes. Ich halte es aber nicht für notwendig, ja sogar für unmöglich, die zwei Betrachtungsweisen streng getrennt zu behandeln – wozu allerdings Smith und McIntyre (1982, Kapitel V) in ihrer sehr ausführlichen Darstellung des Husserlschen Horizontbegriffes neigen.[134]

---

[132] Dies ergibt sich schon aus der Tatsache, daß zwei Erscheinungen desselben Objektes (wie zum Beispiel die Fassade und das Innere eines Hauses) durchaus unterschiedlich sein können, ja sogar keine sinnlichen („hyletischen") Gemeinsamkeiten aufweisen. Weil sie aber denselben „Sinn" teilen, erlebt man sie trotzdem als demselben Objekt zugehörende Erscheinungen:

> The agreement of sense between different appearances of the same object is (...) a reciprocal relationship between the two appearances such that each is, in some respect, identical with the other and, in another respect, different from it. (Drummond, 1990: 155)

[133] Das heißt: auf die Mannigfaltigkeiten von künftigen (möglichen) bzw. vergangenen Akten, durch welche derselbe Gegenstand intendiert wird. Dementsprechend sollten Protentionen als *perzeptive* (das heißt passive, automatische, vom Wahrnehmungsakt selbst untrennbare) Erwartungen, Retentionen als *perzeptive* Erinnerungen verstanden werden.

[134] Für Smith und McIntyre ist der Horizont des *Aktes* der „grundlegendere Begriff", weswegen sie die Bestätigung für seine Interpretation in Husserls Spätwerken (insbesondere in den *Kartesianischen Meditationen*) suchen. Sie betonen (S. 265, Fußnote 10), daß, im Unterschied zu Heidegger und Merleau-Ponty, die den Horizont als „Hintergrund" des Wahrnehmungs*objektes* auffassen, ihre eigene Analyse des Horizontbegriffes derjenigen von Gurwitsch ähnlich sei, der sich hauptsächlich auch auf den Horizont des Aktes konzentriere. In der Tat aber berücksichtigt Gurwitsch nicht weniger die noematische Betrachtungsweise, denn sonst hätte er

Wie bereits angedeutet, scheint der Begriff der Potentialität unumgänglich zu sein, wenn man das Phänomen der intentionalen Mitgegebenheit erhellen will. Jeder Wahrnehmungsakt verweist auf andere mögliche Wahrnehmungsakte: auf diejenigen, mit denen er noematisch verwandt ist, den gemeinsamen „noematischen Kern" teilt. Es ist nun entscheidend, anzumerken, daß die Potentialitäten nicht willkürlich, sondern „motiviert"[135] mitgegeben („vorgezeichnet") sind. Daß eine kugelförmige Gestalt[136] eine andere, momentan nicht präsente Seite hat (daß es sich also um einen dreidimensionalen Gegenstand handelt), ist eine stark motivierte „Annahme". Als motiviert gilt auch die Möglichkeit, daß die unsichtbare Seite genauso kugelförmig ist wie die sichtbare – also nicht flach oder von einer unregelmäßigen Form. Die Motivationsbeziehung hängt hier mit dem bereits angesprochenen Phänomen der Typik zusammen: Daß eine Möglichkeit als motiviert gilt, heißt auch, daß sie durch eine gewisse Typik vorbestimmt ist. Die typisierte Gegebenheitsweise schließt wiederum zwei Aspekte ein: (1) daß das Mitgegebene schematisch, „hinsichtlich gewisser struktureller Züge" erlebt wird; und (2) daß die eventuelle „Erfühlung" dieser „leeren Intention" mit einem höheren Grad der Gewißheit antizipiert wird. Die kugelförmige unsichtbare Seite ist mir nicht nur unbestimmt gegeben, als bloßes Strukturmoment eines Systems (einer „stereometrischen Gesamtform"); im Sinne der möglichen Ergänzung der unmittelbar präsenten Seite gilt sie (normalerweise[137]) als *wahrscheinlicher* denn andere mögliche Ergänzungen derselben. Die anderen unwahrscheinlichen (nicht-motivierten) Ergänzungsmöglichkeiten sind ebenso „vorgezeichnet": Die unsichtbare Seite einer Kugel kann sich doch als flach erweisen:

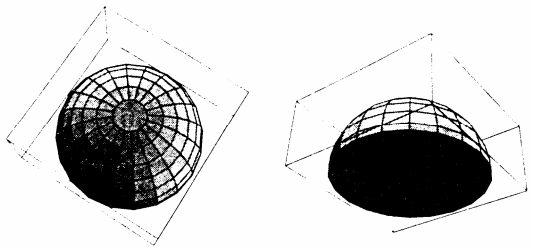
---

nicht den Innen- getrennt von dem Außenhorizont erörtert. Für Gurwitsch ist das vielmehr „eine bloß terminologische Frage" (1959: 435), weil der Terminus „Innenhorizont", der ihm „nicht überaus glücklich gewählt" erscheint, nicht beide Aspekte der impliziten Intentionalität abdeckt, sondern „nur die noetische, aber nicht die noematische Seite des Phänomens trifft." (1959: 423, Fn. 11) Selbst Smith und McIntyre (1982: 258) relativieren den Unterschied zwischen den zwei Horizontbegriffen, wenn sie nachdrücklich auf deren gegenseitige Bezogenheit hinweisen. Dabei berufen sie sich auf Husserl, der „slips back and forth between object-horizon and act-horizon, surpressing the distinction". Zu diesem Problem vgl. auch Gurwitsch (1959: 435-436; BF: 230) und Christensen (1993: 761).

[135] Zum phänomenologischen Motivationsbegriff vgl. LU I: §§1-5; Ideen I: §140; Ideen II: §§54-56; DR: §§51 u. 54. Siehe auch Holenstein (1972: Kap. 8) und Mulligan (1995: Abschn. 7.2).

[136] Streng genommen, sollte man eher sagen: *eine wie eine Kugel aussehende kreisförmige Gestalt* oder *eine kreisförmige Gestalt unterschiedlicher Färbung* u. dgl.

[137] Vorausgesetzt, daß es sich nicht um einen Fall des „Zweifelsbewußtseins" handelt. Denn in solchen Fällen kann nicht von einer „typischen Vorbekanntheit" die Rede sein. (Vgl. EU: 99-104.)



Aus Petitot (1999 365)

Husserl drückt diese eigenartige Tendenz unseres Bewußtseins mit Hilfe eines Oxymorons aus – der „bestimmbaren Unbestimmtheit“:

> Zu jedem Dingerscheinenden einer jeden Wahrnehmungsphase gehört ein neuer Leerhorizont, ein neues System bestimmbarer Unbestimmtheit, ein neues System von Fortschrittstendenzen mit entsprechenden Möglichkeiten, in bestimmt geordnete Systeme möglicher Erscheinungen einzutreten, jeglicher Aspektverläufe mit untrennbar zugehörigen Horizonten, die in einstimmiger Sinnesdeckung denselben Gegenstand als sich immer neu bestimmenden zu wirklicher, erfüllender Gegebenheit bringen würden. (APS: 6)

In dieser Passage liegt der Akzent auf dem ersten der zwei oben erwähnten Aspekte des intentionalen Horizontes: auf seinem Charakter der Unbestimmtheit oder „Vieldeutigkeit“ (Gurwitsch, BF: 197). Der zweite Aspekt ist allerdings genauso wichtig:

> Denn nicht beliebig ist der intentionale Horizont auszufüllen (...) Seinen Sinn hat dieser Bewußtseinshof, trotz seiner Leere, in Form einer Vorzeichnung, die dem Übergang in neue aktualisierende Erscheinungen eine Regel vorschreibt. (APS: 6)

Die hier angesprochene „Leere“ ist also nicht wirklich leer, da die horizontale Vorzeichnung den theoretisch unbegrenzten Möglichkeitsraum regelgemäß umgrenzt: Einige potentielle Erscheinungsweisen des intentionalen Objektes gelten wahrscheinlicher als die anderen. Man kann sie „default values“ nennen im Sinne der „default logic“ (Petitot: 1999: 365). Die horizontale „Erwartung“[138], daß die unsichtbare Seite des unmittelbar wahrgenommenen Segels genauso weiß und dreieckig ist wie die sichtbare, stellt eine motivierte Möglichkeit dar, den vorgegebenen Standardwert der Fortschrittstendenz des noematischen Systems. Die vermeintliche „Leere“ des Innenhorizontes erweist sich dadurch als eine bestimmbare und bestimmende Leere: „Bestimmbarkeit innerhalb einer fest umgrenzten allgemeinen Sphäre“ (DR: 59).

---

[138] Es sei noch einmal betont, daß in diesem Zusammenhang immer eine passive, implizite „Erwartung“ gemeint ist – eine *Appräsentation* im Husserlschen Sinn. Als Strukturteil jedes Wahrnehmungserlebnisses darf sie mit einem expliziten, im Sinn einer propositionalen Einstellung gefassten *belief* nicht verwechselt werden:

> These [implicit] beliefs are part of my general „expectations“ or „anticipations“ regarding the object I see (...) They are not, as it were, running through my mind as a part of my perceptual experience (…) (Smith & McIntyre, 1982: 253)

Man kann sich dennoch Beispiele einfallen lassen, in denen die jeweilige horizontale Erwartung die Form eines völlig leeren Mitbestimmenden annimmt. Ob auf der anderen Seite eines Segels – nachdem sie durch den kinästhetischen Verlauf des Wahrnehmungsprozesses in mein Blickfeld eingetreten ist – eine gewisse Gestalt erscheinen wird (zum Beispiel der berüchtigte Totenkopf mit den gekreuzten Knochen darunter), ist (im voraus betrachtet!) eine völlig arbiträre, unmotivierte Möglichkeit – eine solche, „die im Sinn nicht vorgezeichnet, aber durch ihn offengelassen ist" (APS: 22).[139] Diese Möglichkeit ist folglich mit dem in den vorangegangenen Wahrnehmungsphasen vorgezeichneten Sinn vereinbar, genauso wie unzählbare andere auch. Denn in den „allgemeinen Sinnesrahmen" sollte jede Möglichkeit hineinpassen.

Tatsächlich jede Möglichkeit? Gewiß nicht; und da stößt man auf eines der meistkommentierten Ergebnisse der phänomenologischen Intentionalitätsanalyse. Einige Noemata kommen als Kandidaten für den Innenhorizont nicht in Frage – diejenigen nämlich, die mit der Grundbeschaffenheit des jeweiligen Gegenstandes nicht vereinbar sind. Es ist zum Beispiel ausgeschlossen, daß sich die andere, momentan unsichtbare Seite eines weißen dreieckigen Segels als dreidimensionaler, tiefer Hohlraum erweisen könnte, denn so eine Möglichkeit widerspräche unserer Alltagslogik. Sie würde den allgemeinen Sinnesrahmen des jeweiligen noematischen Systems überschreiten.

Kann dieser Sinnesrahmen expliziert werden? Es kann hier nicht auf die Erörterung der wohlbekannten Husserlschen Technik der „Ideation" beziehungsweise „Variation" (*Ideen I*: §70) eingegangen werden, die im übrigen sehr ausführlich beschrieben und kommentiert worden ist. Durch ihre Anwendung erhofften sich die Phänomenologen, zu den allgemeinen Sinnen oder „Essenzen" („Wesen", „Eida") menschlicher Erfahrung zu gelangen und dadurch die Logik der impliziten Verweisungen herauszuarbeiten.[140] Unabhängig von der

---

[139] Husserl führt das Beispiel von der Wahrnehmung des Sternenhimmels an, an dem plötzlich eine Lichterscheinung aufleuchtet. In der vorangegangenen Phase der Wahrnehmung war diese Erscheinung als eine *völlig leere Möglichkeit* vorgezeichnet.

[140] Der Zusammenhang zwischen der Prozedur der mentalen Variierung und der Husserlschen Horizontenlehre wurde von David Bell (1990: 194) klar dargestellt:

> by implementing that procedure we as it were plot the limits to a given horizon, we plot the limits within which something can be imagined to vary, without its ceasing to be that thing. And to plot such limits is, according to Husserl, to establish its essence, that is, its „horizons of potentiality" (CM §34, p. 71).

Vgl. auch die Interpretation von Klaus Held (2003: 16-17):

> when we run through the variants of an object, we can pay attention to its limits, that is, how far we can go before the imagined object or its comprehending act becomes something else, before it looses its identity. In this way, certain identical determinations jump out from all this conceivable situations, certain invariant

Begründbarkeit dieser Ambition[141] muß man nun feststellen, daß die angesprochenen Gesetze ungenügend sind, um das Funktionieren des menschlichen vortheoretischen Wissens offenzulegen. Sie haben eher mit dem *Notwendigen*, nicht mit dem *Typischen* zu tun. Sie bestimmen die Grenzen, innerhalb welcher die zum jeweiligen Identitätstypus (noematische Kategorie, Sinnzusammenhang) gehörenden Bestimmtheiten variieren können – den „Spielraum apriorischer Möglichkeiten" (EU: 32) –, nicht die inneren Regelmäßigkeiten der Variation selbst (warum etwa der typische Tisch vierbeinig ist, das typische Segel weiß und dergleichen).[142] Insofern sind sie nur als Spezialfall derjenigen Gesetze anzusehen, die die Logik der Typizität beschreiben sollten. Das Wort „Logik" steht hier allerdings unter Vorbehalt, da die Gesetze der *Motivation* oder *Assoziation* – wie sie in der Tradition der Assoziationspsychologie genannt werden – mit den Regeln der Logik im üblichen Sinne nicht zu verwechseln sind: „motivation arises not by inference but by association, ‚association of ideas' " (Smith & McIntyre, 1982: 249).

Zu diesem außerordentlich wichtigen Punkt findet man relativ wenige einleuchtende Kommentare. Neben Smith und McIntyre, die sich grundsätzlich mit der gerade zitierten Feststellung zufriedengeben, ohne sie weiter auszubauen, sind die Analysen von Mulligan (1995: 196-201) nennenswert. Mulligan beschäftigt sich hauptsächlich mit den perzeptiven, das heißt kinästhetisch bedingten Formen der Motivation bei Husserl. Er versucht allerdings, das Ergebnis seiner Analysen zu verallgemeinern:

> Closely related to purely perceptual motivation is a better known species of the same genus, the criterial relationship between perceptions and judgments or between judgments. Husserl takes such relations to be more than merely contingent and less than narrowly logical or necessary. (Mulligan, 1995: 198)

Zum besseren Verständnis der Natur solcher Relationen trägt die Analyse von Carleton Christensen (1993) bei. Christensen bedient sich dazu eines wohlbekannten Beispiels (*Ideen I*: §47):

> When I see a desk without being able to see its legs I form the expectation that from another perspective I will see it as a desk with four legs, rather than, say, ten. But this is *not* because four-leggedness, or at least a higher probability thereof, is analytically or logically implied in the notion of a desk. (Christensen, 1993: 763)

> determinations from this variation of examples – and it is precisely these determinations which make up the essence of the act or object in question.

[141] Dazu vgl. besonders die ernüchternde Einschätzung von Bell (1990: 195-197).

[142] Zur Unterscheidung zwischen dem, was denkbar (*conceivable*), aber unwahrscheinlich, einerseits und dem, was undenkbar (*unconceivable*) und daher unmöglich ist, andererseits, das heißt zwischen den empirischen Universalien und eidetischen Notwendigkeiten, vgl. Sokolowski (1974: 238-239).

Hier wird kein besonderes Argument gegen die verneinte These vorgelegt. Die Annahme, die mitgegebenen Potentialitäten seien im aktuellen Wahrnehmungssinn des Objektes irgendwie „logisch“ oder „analytisch“ enthalten und daher (deduktiv) ableitbar, klingt abstrus und ist eindeutig nicht vertretbar.[143] Es gibt aber eine andere, interessantere Version derselben Hypothese, die mit dem Begriff der *Hintergrundüberzeugungen* zusammenhängt. Auch in dieser, scheinbar plausibleren Prägung ist die „inferentielle Interpretation“ (*inferential account*) des Husserlschen Begriffes der impliziten Vorzeichnung nicht zu retten:

> But nor is predelineation a matter of *mediated* logical implication. It is not the fact that the content of my perception, *when taken in conjunction with certain background beliefs about desks*, entails that all else being equal I will see the desk as four-legged. Correlatively, my expectation of seeing the desk as four-legged, given that I do such and such, is not the result of an inference proceeding from my perceptual sense „desk“ and my independent background belief that desks by and large have four legs. (…) It is not acquired in a merely mediate fashion, as a result of computing the consequences of diverse psychological states or experiences. Husserl believes that my expectation has a much more intrinsic and internal relation to my perception, and this can only be because my perception alone is in some way sufficient for my forming it. (Christensen, 1993: 763-764)

Die horizontale Vorzeichnung sei also weder eine direkte, im Wahrnehmungssinn des wahrgenommenen Objektes schon enthaltene, noch eine indirekte, mittels eines „Hintergrundes“ von stillschweigenden Überzeugungen funktionierende, Art von logischer Implikation. Die Logik der mitgegebenen Potentialitäten ist vielmehr eine andere: „nicht-monotone“ Logik (oder *default logic*). Sie hat nicht mit deduktiven Schlußfolgerungen, sondern mit prototypischen Antizipationen zu tun – mit Erwartungen, die in typischen und das heißt auch meisten Fällen erfüllt werden. Solche Potentialitäten sind im Vergleich mit allen anderen privilegiert, in dem sie das Objekt auf *optimale* Weise erscheinen lassen.[144] Falls eine solche Antizipation doch frustriert wird, wird sie durch eine andere ersetzt, die aber auch mit dem unmittelbar gegebenen Aspekt des Objektes „verträglich“ ist.

Dies besagt allerdings nicht, daß die Annahme des Hintergrundwissens an sich fraglich wäre.[145] Worauf Christensens Zitat abzielt, ist nicht die Hintergrundannahme selbst, sondern eine bestimmte Erklärung für die Art und Weise, wie das Hintergrundwissen organisiert ist

---

[143] Und niemand vertritt sie, soweit ich weiß.

[144] Optimalität in diesem Sinn ist nicht leicht zu definieren. Im Bereich der schlichten Wahrnehmung hängt dieser Begriff mit den Begriffen „stereometrische Gesamtform“ und „Gestaltkohärenz“ zusammen, wie sie von Gurwitsch gebraucht werden. Gurwitschs phänomenologisches Verständnis dieser Konzepte fußt wiederum auf den von Gestalttheoretikern herausgearbeiteten empirischen Gesetzen, welche die Bedingungen der optimalen Erscheinung einer Gestalt bestimmen. Dazu ist besonders auf das Gesetz der guten Fortsetzung hinzuweisen.

[145] Im Gegenteil: Diese Annahme ist eine wichtige Gemeinsamkeit zwischen der Phänomenologie und der zeitgenössischen *philosophy of mind*, Kognitionswissenschaft und Künstliche-Intelligenz-Forschung.

und wie es den aktuellen Erlebnisakt beeinflußt und somit zu seinem intentionalen Charakter beiträgt. Zwei Argumente lassen sich gegen die logisch-deduktive Lösung des Problems vorbringen:

(1) Die Annahme, der horizontale Hintergrund bestehe aus „zählbaren, in meinem Kopf gespeicherten Einheiten“ (Christensen, 1993: 767), die als potentielle Prämissen eines impliziten Schlusses[146] bei jedem neuen intentionalen Akt durchgecheckt werden, erscheint nicht plausibel. Und selbst wenn das Hintergrundwissen derart organisiert *wäre*, verbliebe ein noch gewichtigerer Einwand.

(2) Es scheint nämlich höchst unwahrscheinlich (und zwar sowohl aus empirischen als auch aus konzeptuellen Gründen), daß wir in einem perzeptiven Erlebnis *aller* mit dem aktuellen Akt verbundenen horizontalen Potentialitäten irgendwie mitbewußt sind. Es bleibt dann durchaus mysteriös, wie aus der wohl unendlichen Menge der potentiellen Hintergrundannahmen die richtige Untermenge aufgerufen wird: jene Implikationen nämlich, aus denen – in Konjunktion mit dem unmittelbar Gegebenen – das aktuelle Erlebnis – die aktuelle Erscheinungsweise – des jeweiligen Objektes „hervorgehen“ sollte.

Dies sind bekannte und überzeugende Argumente.[147] Aber wie sieht die Alternative aus? Läßt sich die Wirkkraft des intentionalen Horizontes überhaupt erklären, nachdem man auf die logischen Begriffe wie *Folgerung* (Deduktion) oder *Analytizität* zu verzichten gezwungen ist? Was bedeutet es, daß die Motivationsbeziehungen – die Beziehungen zwischen dem unmittelbar Erfahrenen und seinem miterfahrenen (impliziten) Potentialitäten – „mehr als bloß kontingent, aber weniger als logisch oder notwendig sind“? Indem sie sich meist auf die Schriften des späten Husserl stützen (unter anderen in: *Ideen II*, APS, PP und EU), suchen einige Phänomenologen die Antwort auf diese Fragen auf der vorprädikativen Ebene – auf der Ebene der „assoziativen Synthesis“.

---

[146] Oder als Antezedenten einer Implikation.

[147] Man trifft sie in verschiedenen Ausprägungen bei den phänomenologisch inspirierten Kritikern der kognitivistischen Auffassung des Geistes (vor allem bei Dreyfus und Searle). Ich werde zu diesem Problem in Kapitel 5 zurückkehren.

2.3.3 Die Prinzipien des assoziativen Bewußtseins und die Logik der Typizität

Zur Erinnerung: Gurwitsch möchte dasselbe Organisationsprinzip, welches er von den Gestaltpsychologen übernahm und welches so erfolgreich das momentane Erlebnis einer Strukturganzheit erklärt, zur Explikation der Beziehungen zwischen den zeitlich getrennten Einheiten verwenden, jener nämlich, die auch gewisse strukturelle Gemeinsamkeiten teilen. Anders ausgedrückt: Genauso, wie sich die sinnlichen Elemente, die gemeinsam eine Gestalt ausmachen, aufeinander beziehen, sollen sich auch jene zeitlich getrennten Gestalten aufeinander beziehen, die gemeinsam eine Gestalt „höherer Ordnung" – ein transtemporal identisches Ding – bilden. Dies heißt weiterhin, daß ebendieses Prinzip der Einheit auch für das Verhältnis zwischen der aktuellen Erscheinung eines Wahrnehmungsobjektes und seinen *möglichen* Erscheinungen gilt, zwischen dem unmittelbar (anschaulich) gegebenen Glied und den horizontal (implizit) mitgegebenen Gliedern desselben noematischen Systems.

Der heuristische Wert dieses Modells liegt in der Effizienz des einheitlichen Prinzips, durch das sich eine Reihe unterschiedlicher Phänomene erklären lassen. Allerdings erkauft man sich diese Effizienz um den Preis einer problematischen Anwendbarkeit im Einzelfall. Zwei Schwierigkeiten verdienen vorrangige Beachtung. Zum einen muß der Verweis auf den Horizont der potentiellen Erscheinungen des Objektes erfolglos bleiben, wenn die Menge dieser potentiellen Erscheinungen praktisch *unbegrenzt* ist. Hiervon war schon im vorherigen Abschnitt die Rede. Zum zweiten kann der Typus der noematischen Identität, der für rein sinnliche Inhalte gilt, nicht unbedenklich auf die höheren Formen der noematischen Identität übertragen werden – auf jene Identitätssynthesen, die *übersinnliche Merkmale* einschließen. Diesen zweiten Punkt möchte ich nun kurz erörtern.

Es ist keine tiefgreifende Analyse vonnöten, um zu sehen, daß nicht alle Konstituenten des Innenhorizontes Potentialitäten im bereits (Abschn. 1.3.1.) erklärten Sinne sind. Nicht alle intentionalen Verweisungen beziehen sich auf die mögliche (antizipierte) Entwicklung eines Wahrnehmungserlebnisses beziehungsweise auf die ihm entsprechenden Momente: auf die noch nicht gesehene Farbe der anderen Segelseite, auf den bald folgenden Ton der Melodie, auf den nicht abgetasteten Teil des Körpers. *Kausale* und *funktionale* Eigenschaften der Alltagsgegenstände lassen sich nämlich nicht so erklären. Denn der kausalen Kräfte eines Steines oder des instrumentalen (zweckmäßigen) Charakters eines Ruders kann ich nicht – zumindest nicht auf dieselbe Weise wie im Fall der momentan unsichtbaren Teile, Seiten und Momente derselben Gegenstände – *unmittelbar* gewahr werden. Ich kann sie jeweils nur

horizontal antizipieren, niemals aber diese Antizipation anschaulich bestätigen, in harte Währung der sinnlichen Präsenz ummünzen.

Selbst die einfachsten, rein sinnlichen Einheitsformen, die aller höheren noematischen Schichten – etwa kausalen und instrumentalen – beraubt sind, können sinnlich „unvollständig" gegeben werden. Man denke hier etwa an die aus der Gestaltpsychologie bekannten Beispiele der partiellen Okklusion einer visuell oder akustisch erlebten Gestalt. In einigen solchen Fällen wird der „fehlende" Teil – dank der Appräsentation der „stereometrischen Gesamtform" – als „inbegriffen" erlebt.[148] Die „Unsichtbarkeit" des Teiles darf phänomenologisch als „potentielle Sichtbarkeit" interpretiert werden. Die Potentialität kann dabei entweder aktualisiert werden (beispielsweise unter anderen Beleuchtungsbedingungen oder, bei einem Raumgegenstand, aus einem anderen Blickwinkel betrachtet) oder für immer potentiell bleiben, abhängig von den Umständen und dem Typus des Wahrnehmungsobjektes. Wenn es indessen um die Einheiten der höheren Konstitutionsstufen geht, trifft dies nicht zu. Die kausalen, funktionalen und anderen durch die Auffassungsakte synthetisierten Eigenschaften sind *nur* horizontmäßig erfahrbar: Es kann nicht eine sinnliche Aktualisierung solcher Eigenschaften geben. Das bereits erwähnte *Dingphantom* stellt einen Grenzfall zwischen den rein anschaulichen und den komplexeren Formen der noematischen Identität dar: Jede Spur von Materialität entbehrend, ist dieser „Raumgegenstand, der nicht Ding ist" (*Ideen II*: 22), noch (restlos) sinnlich erfahrbar. Alle höheren noematischen Strukturen (siehe Tabelle 1: Formen der phänomenalen Einheit (Konstitutionsstufen)*) – die kategorialen Formen der impliziten Intentionalität – sind auf dieser Grundform aufgebaut.

In Gurwitschs gestalttheoretischer Darstellung des Horizontbewußtseins geht der phänomenologisch wichtige Unterschied zwischen den sinnlichen und nichtsinnlichen (kategorialen) Formen der noematischen Identität unter.[149] Um diesen Mangel zu beseitigen,

---

[148] Das berühmte Kanisza-Dreieck ist hierfür das meisterwähnte Beispiel: Fast jeder Beobachter erlebt die fehlende Seiten des Dreiecks als *augenscheinlich* präsent. Aus der nicht-phänomenologischen Sicht, „there occurs something that is called ‚restauration' – an insertion into the sensory experience of representationally significant features that have no counterpart in the physical stimulus (closure of boundaries, restoration of missing sounds, etc.). (Dretske, KFI: 147)

[149] Drummond (1990: 156) erkennt diesen Schwachpunkt der Theorie Gurwitschs:

> Gurwitsch, in asserting the univocal character of Gestalt-parts or momentary appearances in relation to their appropriate wholes, implies that the inner horizons of the directly given include both sensible and non-sensible factors indistinguishably except for their different functional significances. What Gurwitsch fails to recognize, however, is that one of the elements of the inner horizon, e.g. the sensible elements such as the color of the back of the seen building, could be given in direct sense-experience if the subject were to walk around the object, whereas other elements, e.g. the

rekurrieren einige Autoren[150] auf einen alten, in der Husserlschen Lehre der „passiven Genesis“ wieder etablierten Ansatz. In aller Kürze lautet er: Die Sinnesdeckung oder Sinnesübereinstimmung zwischen den unmittelbaren und möglichen Erscheinungen eines intentionalen Objektes ist auf eine Menge von passiven und miteinander verwandten Vorgängen zurückzuführen, die unter dem gemeinsamen Titel *Assoziation* bekannt sind. Dank dieser Prozesse wird das eigentlich (unmittelbar) Erlebte jeweils durch andere, leer (horizontal) vermeinte Inhalte „automatisch“ ergänzt – und zwar so, daß es uns scheint, als befänden sich die letzteren in einer „viel engeren und innerlicheren Relation“ zu den ersteren, *als gäbe es* keine „Vermittlung“ zwischen diesen beiden.[151]

Was also aus Sicht der genetischen Phänomenologie allen Einheitsformen gemeinsam ist, ist ihre *passive Herkunft*: Alle seien Ergebnisse der unterschwelligen, sich im Unterpersonal-Seelischen abspielenden und induktiv wirkenden „Assoziationen“ von jeweils vorkonstituierten „Assoziaten“ – seien es reine „Empfindungsgegenstände“ oder eben Strukturen höherer Konstitutionsstufe. Generell genommen, können alle Paarungen von phänomenalen Gegebenheiten als Assoziationen bezeichnet werden (Seebohm, 1992: 511 und 1994: 72-74; Wiegand, 1999: 97-98). Die unmittelbar gegebenen Inhalte werden mit jenen bereits „sedimentierten“ „verschmolzen“, wobei die Verschmelzung, wenn nicht bereits *a priori* vorhanden, allmählich zum Habitus wird.

Die formale (noetische) Bedingung jeder solchen assoziativen Synthese ist die temporale Struktur der Erlebnisse – das Husserlsche Protention-Retention-Schema. Das reine, von jedem Inhalt abstrahierte Zeitbewußtsein deutet man phänomenologisch als „universalen formalen Rahmen“ (APS: 125), der unsere gesamte Geistestätigkeit zeitlich mitbestimmt. Die geistige Aktivität ist mit der Aktivität unseres Leibes gesetzmäßig verflochten, und zwar so, daß die räumliche Dynamik der intentionalen „Füllungen“/„Leerungen“ – der Reihenfolge noematischer Phasen in Bezug auf die Bewegungen unseres Leibes – durch *kinästhetische Prinzipien* geregelt wird.[152] Zu diesen beiden formalen Konstitutionsleistungen (dem Zeit- und Raumbewußtsein) kommen die

---

conceptual, causal, functional, or value properties of the thing, cannot be given in direct sense-experience, nor could these properties have originally been given in direct sense-experience or even in simple perception itself.

[150] Vgl. dazu Hollenstein (1972), Drummond (1990: §§30-32, 2003: §4), Seebohm (1992, 1994), Wiegand (1999: Kap. IV-VI) und Lohmar (2003: §3), auf deren Interpretationen ich mich in diesem Abschnitt stütze.

[151] Vgl. das Zitat oben (Christensen, 1993: 763-764).

[152] Für eine klare Darlegung dieser Prinzipien am Beispiel der visuellen Wahrnehmung vgl. Drummond (1979). Siehe dazu auch Mulligan (1995: 198-204).

materialen: von den schon geschilderten Prozessen der Aussonderung und Gestaltbildung („Affektion“ und „Konfiguration“) bis zu den komplexeren, aber immerhin passiven Leistungen des Bewußtseins („reproduktive Weckung“, „Antizipation“, „Identifikation“, „Modalisierung“, „Explikation“, „Relations- und Beziehungserfassung“, „Sedimentation“, „Habitusgenese“ und andere).[153] Durch diese Prozesse vorkonstituiert sich ein Feld sinnlicher Gegebenheiten. Dieses Feld dient als materiale Basis und Bedingung jeder weiteren Konstitutionsleistung beziehungsweise des ihr entsprechenden Typus des intentionalen Objektes.

Die klassische phänomenologische Literatur kennt drei assoziative Grundprinzipien oder -gesetze (Holenstein, 1972: 49-50): Gleichheit-Ähnlichkeit[154], Kontrast und Kontiguität (zeitliche oder räumliche Berührung), denen noch die Tendenz zur optimalen Erscheinung des Gegenstandes (Holenstein, 1985: 245) beizufügen ist. Dank der nach diesen Prinzipien wirkenden Prozesse[155] erlebt man das sinnliche Feld als strukturiert, teils als homogen, teils als heterogen. Die so geordneten Gegebenheiten können erfahrungsgemäß als die Assoziationen von zeitlich getrennten Gegebenheiten kopräsent auftreten, wie etwa im Fall der immanenten Daten, die ein visuelles Feld ausmachen.[156] In Bezug auf das Horizontproblem ist es aber noch wichtiger, den dynamischen (kinetischen) Aspekt des phänomenologischen Assoziationsbegriffes in Betracht zu ziehen. Zwei Prozesse spielen

---

[153] Vgl. Holenstein (1972: Kapitel 4).

[154] Gleichheit kann als Spezialfall der Ähnlichkeit aufgefasst werden:

> Mehrere abgesonderte Farbendaten im visuellen Feld gruppieren sich, vermöge ihrer Ähnlichkeit sind sie besonders vereinigt; ebenso sonst. Diese Verwandtschaft hat ihre Gradualität, und ihr gemäß einigt sie bald stärker, bald schwächer. Die vollkommenste Verwandtschaft oder Ähnlichkeit ist die Gleichheit, also sie macht die stärkste Verbindung der Homogenität. (APS: 119-120)

[155] Die angeführten Prinzipien (Gesetze) sollten noch durch jene ergänzt werden, die mittlerweile von anderen Wahrnehmungstheoretikern – vor allem den in der Tradition der Gestalttheorie wirkenden – herausgearbeitet wurden. Selbst die Husserlschen, unsystematisch dargestellten Analysen enthalten eine Menge von interessanten Hinweisen auf Prozesse und „Urphänomene“, die sich kaum in ein einfaches Klassifikationsschema einordnen lassen. Als Beispiel sei hier die „Steigerungsreihe“ erwähnt – ein Phänomen, das Husserl (APS: 134) als eine besondere Art von Ähnlichkeitssynthese („Ordnungseinheit“) ansieht. Es geht um die „nach Farbe oder Gestaltgröße aufeinander folgenden und sich ordnungsmäßig vereinheitlichenden Daten“, wobei die „Ordnung“ entweder räumlicher oder zeitlicher Natur sein kann.

[156] „Was vom visuellen Feld gilt, ‚gilt’ vom Tastfeld – von allen eigentlichen Feldern, als solchen, die Einheiten der Lokalität sind. Nicht vom Gehörfeld, es ist kein eigentliches Feld. Denn hier fehlt jede Möglichkeit, Koexistentes zu ordnen.“ (APS: 137)

hier die entscheidende Rolle: „Weckung“ (anschauliche Wiedererinnerung) und „Erwartung“ (anschauliche Vorwegnahme).[157]

Eine Gestalt – eine sich aus dem Wahrnehmungsfeld abhebende Konfiguration von sinnlichen Daten – „affiziert“ das „Ich“, sie zieht die Aufmerksamkeit auf sich, erregt sein Interesse. Diese ursprüngliche Affektion sei die notwendige Bedingung für die retentive Weckung und für die sich anschließende protentive Erwartung – jene Leistungen des passiven Bewußtseins, die auf der aktiven Ebene ihre „Doppelgänger“ haben. So kann die aktive Erinnerung als Parallele zur reproduktiven Weckung angesehen werden, wobei der assoziativen Erwartung („Antizipation“) – die Husserl auch „induktive Assoziation“ nennt (APS: 120) – der prädikativ-logische Akt der Induktion entspricht.[158] Trotz erheblicher Bemühungen seitens der Phänomenologen, diese protologischen Prozesse näher zu erforschen, scheinen ihre, meist in einer metaphorischen Sprache artikulierten, Beschreibungen keinen überzeugenderen Beitrag zu leisten als jene Gurwitschs, der sich einer gestalttheoretischen Terminologie bedient.[159] Insoweit ist die in der Husserlschen Lehre der passiven Genesis gründende Assoziationstheorie eher als Ergänzung des von Gurwitsch herausgearbeiteten Prinzips der Gestaltkohärenz anzusehen, nicht als ein konkurrierender Ansatz.

Strukturell betrachtet – und im Einklang mit der obengenannten Interpretation von Smith und McIntyre und Christensen –, gibt es zwei Verhältnisse innerhalb des intentionalen Prozesses, die eine phänomenologische Theorie berücksichtigen muß: (1) das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Phasen eines dasselbe Objekt intendierenden Erlebnisses; und (2) das Verhältnis der momentanen Phase des intentionalen Erlebnisses zu seinem horizontalen Hintergrund. Wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, sind die

---

[157] Laut Seebohm (1992: 513) nimmt die Weckung eine zentrale Stelle in der phänomenologischen Assoziationslehre ein: „Association can be characterized as wakening of a content in the retentional field by some other content in the living present.“

[158] Siehe auch EU: 28. Für die Parallelität der passiven und aktiv-logischen Leistungen des Bewußtseins vgl. Wiegand (1999).

[159] Vgl. etwa Drummonds (1990: 167-168) Zusammenfassung der Husserlschen Theorie der induktiven Assoziation:

> Future appearances of the object are expected on the basis of their homogeneric or homospecific similarity with what has already appeared in the past (APS, 187). Protention, in other words, is a modification of retention and recollection (APS, 187, 289-90). It modifies retention and recollection in such a way that if in given circumstances in the past the percipient has experienced *p*, then, given similar circumstances in the present, he or she can expect *p* again (APS, 187-88; *Ideen II*, 223). In this way customary ways of thinking are established. (…) The force of this perceptual expectation occurs along a continuum which is in direct proportion to the number of previous experiences on which the inductive expectations are founded (APS, 188).

beiden Verhältnisse nur unter Vorbehalt, sozusagen künstlich, unterscheidbar. Denn die Herstellung des ersten Verhältnisses ist ohne die des zweiten unmöglich; das zweite ist schließlich die notwendige Bedingung für das erste. Vielleicht nur in den einfachsten Fällen der reinen Sinneserfahrung (das heißt eines Gestalt- oder eines Phantomerlebnisses) mag – wenn man spekulieren darf – der intentionale Horizont keine Rolle spielen. Die transtemporale Identität des Objektes könnte in solchen Fällen auf den „autochthonen Zug des Erlebnisstromes" (Gurwitsch) zurückgeführt werden, ohne Beteiligung jeder Art von mitbestimmenden Prozessen oder Gesetzen. Und dies sind genau die Fälle, auf die sich sowohl Gurwitschs Begriff der Gestaltkohärenz wie auch die phänomenologisch ausgearbeiteten Assoziationsprinzipien am plausibelsten anwenden lassen.

In anderen – den eigentlich interessanten – Fällen bieten die beiden Theorien nur eine sehr generelle und schematische Darlegung des Phänomens der horizontalen Sinnesdeckung. Auf Einzelfälle angewandt, erweist sich diese Erklärung als nicht besonders einleuchtend. Zum Beispiel: Wie „assoziiert" man genau jene zu derselben Objektwahrnehmung gehörenden noematischen Phasen (Abschattungen, Gestalten), die wenige oder gar keine *sinnlichen Gemeinsamkeiten* aufweisen (etwa angesichts sich wesentlich verändernder Beleuchtungs- und Perspektivenbedingungen)?[160] Oder: Worin gründet meine implizite Überzeugung/Erwartung, daß der mir nur von oben präsentierte Tisch vierbeinig ist und nicht etwa dreibeinig? Oder: wie weiß ein Kind, das einen Elefanten von einer „untypischen" Seite ansieht, daß es sich eben um einen Elefanten handelt. Und was ist, wenn ihm diese Tierart zum ersten Mal begegnet? Mangels inhaltlicher („semantischer") Verweisungsprinzipien kann man nur generell feststellen, daß solche „induktiven Assoziationen" auf früheren Erfahrungen beruhen und dadurch den weiteren Wahrnehmungsverlauf „motivieren". In der Tat schildert die Assoziationslehre – die Lehre von der passiven Synthesis/passiven Genesis – nur die noetischen Bedingungen, unter welchen sich die introspektiv ungreifbare Vereinigung von phänomenalen Inhalten abspielt. Die Regeln dieser Vereinigung sind allerdings keine Regeln eines noematischen (Sinn-) Zusammenhanges.

Der eigentlich originelle Beitrag der phänomenologischen Analysen zur Klärung des Horizontphänomens läuft daher auf den Begriff der *Typik* hinaus. Einer assoziationsweise

---

[160] Eine extreme Möglichkeit, die Husserl (PP: 174) nicht entgangen ist. Vgl. auch Drummonds (1990: 217) Beispiel der weißen Tür, die unter rotem Licht erscheint.

vorkonstituierten, unmittelbar gegebenen Erfahrungseinheit (Gestalt) kommt eine Reihe von mitbestimmenden Eigenschaften (Prädikate, Merkmale) zu, seien es die vorbegrifflichen, rein anschaulich erfahrbaren Typisierungen (die momentan nicht präsenten, aber sichtbaren Momente) oder jene begrifflichen (Kausal-, Funktional-, Wertbestimmtheiten und dergleichen).[161] Einer Logik der Typizität nach ordnen sich die potentiellen Eigenschaften in Systeme („Sinnenschichten") ein. Jeder Konstitutionsstufe – jedem Identitätsmodus – gehören nicht nur notwendige („wesensbestimmende"), sondern auch typische (das heißt auch mögliche) Eigenschaften an. So ist es für einen materiellen Gegenstand typisch, nach unten zu fallen, wenn er seines Untergrundes beraubt wird. Dies ist allerdings kein notwendiges Merkmal (denn der Gegenstand könnte eine geringere Dichte haben als das ihn umgebende Medium, beispielsweise Wasser oder Luft). Dagegen besitzt jeder materielle Gegenstand notwendigerweise eine „andere Seite" (Dreidimensionalität), ein Gewicht, und so weiter. Noetisch ausgedrückt: Jedem perzeptiven Erlebnisakt kommt eine bereits typisierte Menge impliziter, quasi-urteilender Akte („Appräsentationen", „implizite Annahmen") zu, deren Rolle in der vorprädikativen Konstitution („passiven Synthesis") des intendierten Objektes unerläßlich ist. Die hypothetische Totalität der noematischen Bereiche (der „ontischen Sinnesschichten") samt der jeden Bereich bestimmenden Typik machen den horizontalen Hintergrund all unserer kognitiven, praktischen und wertenden Leistungen aus: unsere alltägliche Erfahrungswelt.[162] Die Erörterung letzterer wird aber erst fällig, nachdem eine wichtige Erweiterung des Horizontbegriffes eingeführt sein wird: der Außenhorizont.

2.4 Der Außenhorizont

2.4.1 Das thematische Feld

Bis jetzt blieben meine Ausführungen begrenzt auf die mitgegebenen Komponenten eines intentionalen Aktes – sowohl die sinnlich erfahrbaren wie auch jene konzeptuellen –, die das Objekt des Aktes mitbestimmen. Ohne diese, ohne den Innenhorizont, gibt es überhaupt

---

[161] Deshalb konnte Gurwitsch behaupten (nachdem er die Husserlsche Hypothese von einem substantiven (indexikalen) Element der Wahrnehmung – dem bestimmbaren X – abgewiesen hatte), die intentionalen Objekte seien nichts anderes als Gesamtheiten ihrer möglichen Eigenschaften bzw. Verweisungszusammenhänge.

[162] Vgl. Dieter Lohmar (2003: 107):

> The gradations from the type of the „general something" (*Etwas-überhaupt*) down to the type of the individual thing start with a „totality of typifications", which belong to the world horizon as a whole, and which is then further differentiated more and more into different specific types.

kein intentionales Objekt im prägnanten Sinn. Ein Objekt erscheint aber nie außerhalb eines Zusammenhangs mit anderen Objekten. Wenn das oben erwähnte Segelboot ins Zentrum meines Wahrnehmungsinteresses eintritt, erscheint es jeweils gegen einen Hintergrund anderer, im Wahrnehmungsfeld befindlicher und sich aufeinander beziehender Objekte: des Meeresspiegels, der Sonne, der Wolken, der zwei Schiffe am Horizont, der Palme hinter meinem Rücken und so weiter.[163] In Husserlscher Fachsprache heißt dieser Hintergrund *Außenhorizont*.[164] Gurwitsch, seiner gestalttheoretischen Feldtheorie des Bewußtseins entsprechend, führt den Terminus *thematisches Feld* ein. Wie ich bald erklären werde, sind die zwei Begriffe nicht gänzlich gleichbedeutend.

Der Außenhorizont schließt all das ein, was nicht im Fokus meines momentanen thematischen Interesses liegt, aber doch zum Bewußtseinsfeld gehört, mit-intendiert wird. Er ist ein vager, für eine Strukturanalyse schlecht geeigneter Begriff. Wenn ich einem Gegenstand thematisch zugewandt bin, einem Segelboot etwa, so habe ich – neben der obengenannten Erfahrung von umgebenden Dingen – ein dumpfes, unstrukturiertes und marginales (sich „im Hintergrund" oder „am Rand" des Bewußtseins abspielendes) Erlebnis, bestehend aus vielen anderen Dingen, die (momentan) zum Objekt meines Interesses keinen bemerkbaren Bezug haben: von den Inhalten meines Wahrnehmungsfeldes (den Schreien der Möwen, dem Schmerz in meiner linken Schulter, dem erfrischenden Mistral, der mir ins Gesicht weht usw.) bis zu den Inhalten meines sowohl unmittelbaren wie auch langfristigen Gedächtnisses. Genauso wie bei dem Innenhorizont bin ich aller dieser Inhalte mitbewußt, und zwar in einem besonderen Sinn, der erst geklärt werden muß.

Insoweit ein solches Feld von aktuellen und potentiellen Mit-Objekten als offen und endlos gilt (EU: 28), scheint es für theoretische Zwecke ungeeignet zu sein. Es muß nach einem verständlichen Kriterium eingegrenzt werden; sonst kann der Begriff der Intentionalität als keine sinnvolle Relation dargestellt werden. Das Kriterium der Eingrenzung ergibt sich aus dem Umstand, daß

> die Relation zwischen dem Thema und dem Feld, in dem das Thema erscheint, auf dem beiderseitigen *sachlichen Gehalt* beruht. In Anbetracht der speziellen Art dieser Relation nennen

---

[163] Da diese mitgegebenen Objekte auch nicht isoliert erfahren werden, sondern als irgendwie aufeinander bezogen, kann dieser Hintergrund auch als eine Art von *Sachverhalt* oder *Situation* verstanden werden. In diesem Fall muß aber dieser implizit gegebene („appräsentierte") Sachverhalt von jenem unterschieden werden, der selbst zum Thema, das heißt zum Objekt des primären Interesses wird.

[164] Siehe EU, bes. §8, S. 115 und 171; *Ideen I*: §§27-28. Vgl. auch BF: 297.

> wir thematisches Feld den Inbegriff dessen, worauf das Thema verweist und das den Zusammenhang bildet, innerhalb dessen sich das Thema darbietet. (BF: 259)

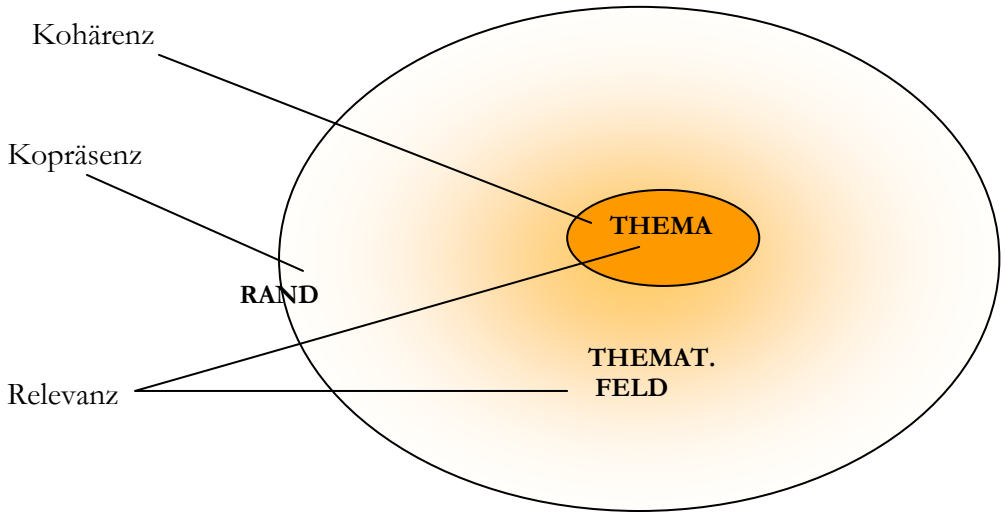
Diese Definition weist darauf hin, daß das thematische Feld nicht mit dem *Gesamtfeld* gleichzusetzen ist, das heißt „mit der Gesamtheit all dessen, was mit dem Thema zugleich gegeben ist" (BF: 259).[165] Die besondere Relationsart, die das thematische Feld konstituiert, heißt bei Gurwitsch „Relevanz". Alles, was für das Thema nicht relevant ist (und dennoch zum Bewußtseinsfeld gehört, gleichzeitig erfahren wird), „gehört zum Rand, (...) ein Bereich der Irrelevanz und bloßen Ko-Präsenz" (BF: 337).

Es gilt nun, alle drei Relationsarten darzulegen, die Gurwitsch als strukturelle Invarianten des Bewußtseinsfeldes postuliert (BF: 284-285):

(1) *Kohärenz*, die die Einheit zwischen den verschiedenen Erscheinungen eines intentionalen Objektes – zwischen den Konstituenten des Themas – ausdrückt;

(2) *Relevanz*, die sowohl die Beziehung des Themas zu seinem thematischen Feld wie auch die Beziehung zwischen den Beständen des thematischen Feldes bezeichnet; und

(3) *Kopräsenz*, die das Verhältnis zwischen dem Thema oder dem thematischen Feld einerseits und dem Rand des Bewußtseinsfeldes andererseits bestimmt.



[165] Eine andere Definition, die den partiellen Charakter des thematischen Feldes innerhalb des gesamten Feldes zum Vorschein bringt, heißt:

> within the sum total of what is co-given with the theme, there is a partial domain of what has a special connection with the theme, materially belongs to it (...) We shall call this partial domain, which determines the attitude in which we are dealing with the theme, the thematic field. (GTP: 202)

Auf diese drei Verhältnistypen ist die gesamte intentionale Aktivität unseres Geistes zurückzuführen. Formal gesehen ist die Kohärenz eine notwendige Bedingung für die Relevanz (keine Bildung des thematischen Feldes ohne die des Themas)[166] und die Kopräsenz eine notwendige Bedingung für die beiden anderen (kein thematisches Bewußtsein ohne zeitliches Mitbewußtsein – ohne Erfahrung der Kopräsenz).

Natürlich wären die sachlichen Bedingungen der Relevanz in konkreten Fällen interessanter als jene formalen. Darüber ist aus den Ausführungen Gurwitschs jedoch leider so gut wie nichts zu erschließen. Sein Interesse gilt nur den strukturellen Aspekten der phänomenalen Organisation des thematischen Feldes. Die wichtigsten Anhaltspunkte seiner Analyse fasse ich folgendermaßen zusammen:

- Das thematische Feld soll nicht mit der räumlichen Umgebung des Objektes gleichgesetzt werden – selbst dann nicht, wenn wir mit Wahrnehmungsobjekten zu tun haben. Wenn ein Segelboot mein momentanes Thema ist, schließt das ihm zugehörende thematische Feld nicht nur die visuell erfahrbaren Objekte seiner unmittelbaren räumlichen Umgebung ein (das Meer, ein Schiff am Horizont, die Wolken usw.), sondern zudem sowohl die durch andere Sinne erfahrbaren Gegenständlichkeiten (den Wind, die Sonnenwärme, die Schreie der Möwen, den Geruch des Meeres) als auch die nichtsinnlichen Inhalte (wenn ich mir das Segelboot in einer anderen Situation vorstelle oder mich daran erinnere oder mir eine solche veränderte Situation wünsche, über das Boot nachdenke und so weiter).[167] (GTP: 202-203; BF: 329)

- Als einheitliche, geschlossene und innerlich kohärente Struktur fungiert das Thema als Bezugszentrum des entsprechenden thematischen Feldes (GTP: 204).

- Wie das Thema selbst, so weist auch das thematische Feld eine gestalthafte Struktur auf. Aufgrund ihrer Eigenschaften und ihrer sachlichen Inhalte gehören die Bestände des thematischen Feldes zusammen, machen sie einen Zusammenhang aus (GTP: 203). Allerdings handelt es sich hier um zwei verschiedene Arten von Gestalt-Beziehung: Während die Konstituenten des Themas *unselbständig* sind, das heißt sich

[166] „Um die Rolle eines Bezugszentrums zu spielen, auf das hin ein thematisches Feld sich organisiert, muß sich das Thema als eine geschlossene und innerlich kohärente Einheit darbieten. Nur zwischen so organisierten Einheiten kann eine Relevanzbeziehung bestehen." (BF: 228) Vgl. auch BF: 288.

[167] Bei nichtperzeptiven Akten ist dies selbstverständlich.

aus ihrem strukturellen Rahmen nicht aussondern lassen, gelten die Konstituenten des thematischen Feldes als relativ unabhängig in Bezug zueinander.[168] (GTP: Kapitel II, 6; BF: 293)

- Im Unterschied zum Thema weist das thematische Feld keine bestimmte Grenzlinie auf. Aus didaktischen Gründen geht man bei der Erklärung von Einzelfällen davon aus, daß es sich um eine einheitliche und geschlossene Struktur handelt; generell wäre es aber angebrachter, von einem „offenen Horizont" zu reden, der sich *in infinitum* erstreckt (GTP: 207).

- Das Thema ist gegenüber seinem thematischen Feld relativ unabhängig, es kann seine Identität in verschiedenen Zusammenhängen behalten – in verschiedenen Umgebungen, unter verschiedenen Erfahrungsbedingungen, durch verschiedene Erfahrungstypen (Erlebnisakte); . (BF: §53)

- Trotz dieser relativen Unabhängigkeit erhält das Thema von seinem thematischen Feld „eine bestimmte Perspektive, Orientierung, Beleuchtung" (BF: §54). Diese zählen zu den „noematischen Charakteren", die dem vollständigen Noema immanent sind und sich in Bezug auf das Thema im engeren Sinn (also auf den „noematischen Kern") ständig verändern.

- Das thematische Feld kann mehr oder weniger differenziert und gegliedert werden. Seine Bestände weisen einen größeren oder geringeren Grad der Explizitheit und Explizierbarkeit auf.

Ich wende mich zunächst den beiden letzten Punkten zu. Angenommen, ich wäre Seemann, dann zeigte sich das Feld der mit dem wahrgenommenen Segelboot mitgegebenen Gegenständlichkeiten wesentlich anders, als wenn ich mir *dasselbe Objekt* als Laie ansehe. Zum Beispiel: Der Stand der Sonne, die Windrichtung und -stärke, die Positionen der anderen Schiffe in Bezug auf die Position meines Schiffes oder der Seegang wären (nehmen wir an) *irrelevant* für jemanden, der das Segelboot als kommerzielles Objekt betrachtet oder bloß seinen prächtigen Anblick genießt. In diesem Fall wäre man geneigt, die gerade angeführten Inhalte nicht als Teil des thematischen Feldes anzusehen; eher vielleicht als solche des Randes.

---

[168] Das liegt daran, daß die Teile des thematischen Feldes (strukturell gesehen) selbst „Gestalten" sind. Die Teile des Themas dagegen sind Gegebenheiten, die eine Gestalt bilden, das heißt *per definitionem*

Die Struktur des thematischen Feldes hängt also nicht nur vom Thema, sondern auch von der *Perspektive* und *Orientierung* ab – in Husserlscher Ausdrucksweise: von den noematischen Charakteren.[169] Obwohl das Thema (an sich genommen) unverändert bleibt, ändert sich bei einer Veränderung der Perspektive die Stellung des Themas innerhalb des thematischen Feldes und damit auch seine Beziehung zu den jeweiligen Beständen dieses Feldes. Jener Faktor, der die spezifische Wirkung des impliziten Kontextes auf das, was im Fokus der Aufmerksamkeit liegt, ausdrückt, heißt bei Gurwitsch „Feldstellindex“[170]. Zu seiner Veranschaulichung führt er ein Beispiel aus dem nichtperzeptiven Bereich an:[171]

> Die Prämissen, aus denen ein zum Thema gewählter Satz resultiert, oder die Konsequenzen, die er nach sich zieht, können so miteinander verschmelzen, daß sie einen kaum gegliederten und fast gänzlich undifferenzierten Horizont bilden. Dadurch wird die Verweisung des Themas auf diesen Horizont nur hinsichtlich ihrer allgemeinen Richtung spezifiziert. Demgegenüber steht der Fall, wo der Satz, der unser Thema bildet, in einem völlig gegliederten Feld erscheint, d.h. daß alle seine Voraussetzungen und Folgen in voller Entfaltung gegeben sind. Zwischen diesen beiden Grenzfällen gibt es alle möglichen Zwischenstufen. Immer hängt der Grad der Bestimmtheit der Beziehungen zwischen dem Thema und den Beständen des thematischen Feldes vom Ausmaß der Feldgliederung ab, also davon, wie weit sich dessen Bestände präzis voneinander absetzen. (BF: 291)

Dies ist ein zur Klärung des Horizontphänomens außerordentlich wichtiger Punkt, der eine weitere Explikation verlangt.

Wie soll nämlich der durch den Feldstellindex angezeigte Grad der Bestimmtheit des thematischen Feldes verstanden werden? Was ist das Kriterium der Bestimmtheit – der „Gliederung“ des Feldes in Einzelelemente? Ist es die aktuelle oder die potentielle Zugehörigkeit eines Inhalts zum thematischen Feld? Und wie ist zwischen diesen zwei zu unterscheiden, da das Feld *per definitionem* unthematisch, und das heißt introspektiv opak ist? Darf vielleicht das fragliche Kriterium mit der Möglichkeit gleichgesetzt werden, daß ein mutmaßlicher Bestand des Feldes zum selbständigen Thema wird? Oder mit der Möglichkeit, daß dieser Inhalt das aktuelle Thema *intentional mitbestimmt*, unabhängig davon, ob es selbst ausgesondert und ins Thema an sich verwandelt werden kann? Es ist nämlich

---

unselbständige Entitäten sind (soweit man sie nicht thematisiert, das heißt selbständig macht).

[169] Zu diesen sollte auch der Faktor des Interesses beigefügt werden.

[170] „In dem Begriff des Feldstellindex sind alle Nuancen und Färbungen zusammengefaßt, die der Zusammenhang einem Thema verleiht.“ (BF: 307)

[171] Die Lehrhaftigkeit solcher Beispiele geht aus dem Umstand hervor, daß sich ein Objekt sprachlicher oder sonstiger abstrakter Art erheblich einfacher eingrenzen und daher zu theoretischen Zwecken dienlich machen läßt als Wahrnehmungsobjekte. Gerade deswegen erweist sich der sprachliche Bereich für die Erforschung des Relevanzphänomens als besonders geeignet. Nichtsdestotrotz kann behauptet werden: Was für abstrakte Themen gilt, gilt auch für Themen anderer Akte – auch derjenigen, die sich – wegen ihres „fließenden“ Charakters – einer Strukturanalyse entziehen.

durchaus denkbar, daß das, was uns horizontal oder implizit mitgegeben ist, nicht explizit (thematisch) werden kann, trotzdem aber ein gewisses Potential besitzt, den primären Akt – und damit das Thema selbst – mitzubestimmen. Einigen wohlbekannten psychologischen Theorien nach ist es für das Funktionieren unseres Geistes kennzeichnend, daß gewisse, das thematische Bewußtsein begleitende Inhalte inexplizit (unterbewußt)[172] bleiben. Hier steht die Dichotomie unbewußt/bewußt – im Sinne der Husserlschen Passiv-/Aktiv- beziehungsweise Vorprädikativ-/Prädikativ-Unterscheidung – auf dem Spiel. Es wird sich nämlich im Laufe meiner Untersuchung zeigen, daß diese Dichotomie keineswegs die ganze Breite der mit dem impliziten Bewußtsein zusammenhängenden Phänomene abdecken kann und insofern erweitert und verfeinert werden muß.

Obwohl Gurwitsch keinen ausdrücklichen Hinweis zur Klärung des angesprochenen Dilemmas gibt, scheint sein Beispiel zu suggerieren, daß mit dem Index der Feldgliederung der Grad der *Explizierbarkeit* im Sinne der potentiellen Explizitheit gemeint ist. Einige Strukturteile des thematischen Feldes zeigen sich als relativ selbständig; die anderen bleiben innerhalb des Rahmens, den sie mit anderen Feldkonstituenten teilen. Es ist dabei anzunehmen, daß der Grad der Explizierbarkeit *nicht* mit der intentionalen Wirksamkeit zu identifizieren ist. Denn auch die völlig unexpliziten, undifferenzierbaren Feldbestände haben die Potenz, auf den intentionalen Hauptakt einzuwirken, das heißt das Thema mitzubestimmen. Dieses Mitbestimmen erfolgt – wie bei der Erörterung des Innenhorizontes bereits gezeigt wurde – im Modus der Typik: „[D]ie Verweisung des Themas auf [den] Horizont [wird] nur hinsichtlich [einer] allgemeinen Richtung spezifiziert“ (BF: 291). Der von Gurwitsch geschilderte Extremfall, bei dem sich keine der zum thematischen Feld gehörenden Inhalte (wie Voraussetzungen und Folgen eines Satzes) aussondern lassen – als wären sie zusammengewachsen –, entspricht einem völlig unbestimmten (aber doch *bestimmenden*!) thematischen Hintergrund. Die gegenteilige Möglichkeit – der von Gurwitsch genannte Fall, in dem alle Voraussetzungen und Folgen eines Satzes „in voller Entfaltung gegeben sind“ – setzt ein ideales, allwissendes Bewußtsein voraus. Dies hieße in der Tat, daß jeder Strukturteil des thematischen Feldes an sich thematisch werden kann, was weiter besagt, daß ich über mein Thema alles (explizit) erfahren kann, was darüber zu erfahren ist.

---

[172] Im historischen Zusammenhang denkt man vor allem an die Theorie Freuds. Vgl. dazu Schütz (1982: 41) und Seebohm (1992).

Bei der Interpretation dieses hypothetischen Falles muß man allerdings vorsichtig vorgehen. Es ist nämlich nicht sinnvoll, zumindest nicht von einem phänomenologischen Standpunkt aus, über einen „objektiven" Gliederungsgrad des thematischen Feldes zu sprechen. Die Explizierbarkeit hängt selbstverständlich von der aktuellen biographischen Situation beziehungsweise von den früheren Erfahrungen ab: davon, wie diese Erfahrungen sedimentiert, mit anderen Erfahrungen verknüpft („assoziiert") sind und was für einen Zusammenhang sie bilden – wie *potentiell relevant* sie sind (Schütz, 1982). Der beschriebene Fall eines völlig gegliederten thematischen Feldes sollte sich daher auf die ideale Situation beziehen, in der mir alles, was *ich* im – entweder empirischen oder logischen – Zusammenhang mit meinem Thema schon implizit weiß[173], zugänglich ist (im Sinne eines expliziten, thematischen Bewußtseins); nicht auf die Situation, in der mir alles, was *objektiv* in einer – entweder empirischen oder logischen – Zusammenhangsbeziehung zu meinem Thema steht, erfahrbar ist. Kurzum, der Begriff der Explizierbarkeit des thematischen Feldes ist ein intensionaler, subjektabhängiger Begriff.

Es liegt auf der Hand, daß die zwei angesprochenen Grenzfälle eher didaktisch wertvoll als in der Sache begründet sind. Es ist weder denkbar, daß ein Thema gegen einen in sich geschlossenen, völlig unbestimmten thematischen Hintergrund erscheint – sozusagen unperspektivistisch (vom Nirgendwo aus, ohne Bezug auf irgendwas) intendiert –, noch, daß alle für das Thema potentiell relevanten Implikationen dem Subjekt zugänglich (explizierbar) sind – denn derer gibt es unendlich viele[174].

Zur Veranschaulichung dessen, was Gurwitsch mit dem Begriff der Feldgliederung erzielen will, ist es zuträglich, die Leibnizsche Lehre über die „petite perceptions" zu Rate zu ziehen.[175] So wie sich gewisse zum Thema gehörende Gegebenheiten thematisch nicht verselbständigen lassen, weil sie nur *en masse* gegeben sind, sind gewisse Teile des thematischen Feldes nicht diskriminierbar (thematisierbar), weil sie nur *en masse* mitgegeben sind. Im ersten Fall ist das in Frage stehende Phänomen eher auf neurophysiologische, im

---

[173] In einem spezifischen und sehr bestreitbaren Sinn, dessen Klärung eine der primären Aufgaben des zweiten Teiles dieser Arbeit ist.

[174] Wie bei der Erörterung des Innenhorizontes verdeutlicht wurde.

[175] Vgl. dazu Schütz (1982: 40-41), der diesen Ansatz jedoch mehr im Zusammenhang mit der Explikation des Themas als mit der Explikation des thematischen Feldes wiederbelebt.

zweiten auf genetische[176] Gründe zurückzuführen. Wesentlich ist, daß in beiden Fällen jeder Bestandteil eine gewisse intentionale Rolle spielt – ungeachtet des Umstandes, daß der Beitrag eines jeden vereinzelten, außerhalb des Zusammenhangs anderer Bestandteile intendierten Bestandteils für uns introspektiv nicht erkennbar ist. (Insofern ist die Rede von den vereinzelten, diskreten Bestandteilen nur theoretisch gerechtfertigt.) Zum Beispiel: Aus der Ferne sehe ich die bunte Wiese, nicht aber die vereinzelten Pflanzen; ich höre die Brandung des Meeres, nicht aber den Klang der einzelnen Welle. Analog: Bei der Erwägung einer Tat ist man sich ihrer Konsequenzen grosso modo, hinsichtlich einer allgemeinen Richtung, bewußt; erst nachträglich aber mögen einem die einzelnen Folgen in den Sinn kommen.[177] Oder: Die Route meiner Autofahrt von Zagreb nach Mainz, die ich implizit („automatisch") verfolge (während ich mich etwa dem *Zweck* meiner Reise thematisch widme), ist mir nicht in jedem Detail mitgegeben, obwohl ich die Strecke schon mehrmals gefahren bin. Die Einzelheiten sind voneinander undiskriminierbar im Sinne der Leibnizschen *petite perceptions*.

2.4.2 Das Randbewußtsein

Nicht alle Bestände des thematischen Feldes haben die gleiche Relevanz für das intendierte Thema. Diese Behauptung drückt sich im bereits erläuterten Umstand aus, daß einige miterfahrene Inhalte von den anderen diskriminierbar sind, sich explizieren lassen, die anderen dagegen nicht – abhängig von der genetischen Geschichte und der aktuellen biographischen Situation. Unser mentales Leben zeichnet aber auch das eigenartige Merkmal aus, daß jeder (explizite) intentionale Akt durch jene impliziten Akte begleitet wird, die mit dem Thema dieses Aktes gar nichts zu tun haben. Noematisch ausgedrückt: Jedes Bewußtseinsfeld hat auch einen *Rand*.[178] Die Gegenständlichkeiten des Randbewußtseins, obschon in keinem sachlichen Zusammenhang mit dem Thema, zeigen auch einen gewissen (unterschiedlichen) Grad der Explizitheit und Strukturiertheit – wie übrigens die Bestände des thematischen Feldes selbst. Ich kann nicht die für das eigentliche Objekt meiner

---

[176] Im Sinne der Genese, das heißt der „Sedimentierung" von früheren Erfahrungen: „Jede Erfahrung hat eine innere Beziehung zu vorausgegangenen Erfahrungen, von denen sie sich herleitet und auf die sie verweist. Ich bin deswegen jederzeit in der Lage, eine beliebige Erfahrung auf ihre Genese und ihren geschichtlichen Ursprung hin zu befragen." (Schütz, 1982: 41)

[177] Eine – vor allem den Strafrichtern – wohlbekannte Tatsache.

[178] Zum Randbewußtsein vgl. Gurwitsch (GTP: 267-272; BF: §§339-342), besonders sein posthum (1985) von Lester Embree herausgegebenes Buch *Marginal Consciousness*.

Wahrnehmung irrelevanten Gegenstände, die sich in seiner unmittelbaren räumlichen Umgebung befinden, gänzlich übersehen (oder überhören) und mich ausschließlich dem Hauptobjekt meines momentanen Erlebnisses widmen. Desgleichen kann ich nicht diejenigen nichtsinnlichen Inhalte völlig außer acht lassen, die auch – allerdings auf eine andere Weise – in meinem Hauptakt enthalten sind und die zum Objekt dieses Aktes keinen Bezug haben. Alle diese Randgegebenheiten sind mit dem Thema kopräsent im bereits kommentierten Sinn, im Sinn der horizontalen Mitgegebenheit.

Innerhalb des Bewußtseinsfeldes gibt es keinen groben, merkbaren Übergang vom Bereich der Relevanz zum Bereich der Irrelevanz. Genauso gibt es keine scharfe Grenzlinie zwischen den explizit und den unexplizit gegebenen Inhalten – ein Umstand, auf den jede Theorie der Aufmerksamkeit Rücksicht nehmen sollte. Gurwitsch (GTP: 245) beruft sich auf die seinerzeit aktuelle Theorie von Pfänder, von dem er den metaphorischen Begriff des Beachtungsreliefs übernahm:

> Figuratively speaking, „the object side of object consciousness" does not offer a „flat surface" but, just in view of facts pertaining to attention, is more adequately represented by a relief, the *Beachtungsrelief*. The highest point of this relief is the point nearest to the „attentive subject", and its base is farthest away from him.

Alternativ, statt des Reliefbildes, kann man andere metaphorische Darstellungen benutzen, um den unterschiedlichen Grad der Aufmerksamkeit – Grad der Bestimmtheit der intendierten Objekte – zu veranschaulichen: zum Beispiel die Hintergrund-Vordergrund-Metapher oder das Bild der konzentrischen Kreise (GTP: 270).

Wie angedeutet, zeichnet sich das Verhältnis zwischen dem Thema und dem thematischen Feld, der „Figur" und dem „Hintergrund", durch eine relative Unabhängigkeit des Themas von seiner thematischen Umgebung aus; bei Änderung des thematischen Hintergrundes ändern sich zwar die noematischen Charaktere – die Gegebenheitsweise des intentionalen Objektes –, nicht aber der noematische Kern selbst – das Thema an sich. Im Unterschied dazu ist das Thema von den Randgegebenheiten völlig unabhängig: „any marginal consciousness may function as a ‚natural' experiental context [Erlebnisumgebung] of any theme" (GTP: 271). Das heißt: Was auch immer sich am Rand meines Bewußtseinsfeldes abspielt, hat keine Auswirkung auf das Hauptobjekt meines intentionalen Interesses – weder auf sein noematisches Wie noch auf sein noematisches Was. Man darf hier nicht die methodischen Einschränkungen solch einer Analyse außer acht lassen: die idealisierende und simplifizierende Natur der phänomenologischen Theorie im Gegensatz zum dynamischen Charakter des menschlichen Bewußtseins.

Denn mit den ständigen Aufmerksamkeitsänderungen ändert sich jeweils auch das „Relief" unseres Bewußtseinsfeldes. Es ändert sich mal das thematische Feld – das Perspektive-Orientierung-Beleuchtung-Schema, durch welches sich das Thema darbietet –, mal das Thema selbst. Was die tiefste Schicht dieses Reliefs anbelangt, die Zone des Randes, so herrscht dort ein scheinbar paradoxer Zustand vor. Der tiefliegende Hintergrund ist der fließendste, zugleich aber auch der beständigste Teil des Bewußteinsfeldes:

> Bei seiner Kontingenz, so weit diese reicht, weist das Randbewußtsein dennoch eine charakteristische Invarianz auf. Die Kontingenz betrifft die besonderen Inhalte des Randbewußtseins. Invariant dagegen ist der Umstand, daß die ständig randmäßig bewußten Inhalte, von welcher besonderen Art sie zu einem gegebenen Moment auch sein mögen, den drei (...) Seins-Sphären angehören. (BF: 341)

Das heißt: Trotz der ihr eigentümlichen Dynamik und Unbeständigkeit[179] deutet eben die Schicht des Randes auf eine weitere Konstante des menschlichen Bewußtseins hin. Gurwitsch nennt drei Arten von Randgegebenheiten, derer wir ständig gewahr sind und die unsere gesamte mentale Tätigkeit unausweichlich begleiten, was auch immer uns momentan thematisch beschäftigen mag.[180] Diese sind:

(1) ein Segment unseres Bewußtseinsstroms;

(2) unsere leibliche Existenz;

(3) ein Ausschnitt unserer perzeptiven Umgebung.

Ad (1): Jeder Akt, unabhängig von seinem Typus oder seinem Objekt, birgt notwendigerweise eine intrinsische, völlig passive noetische Komponente: ein Bewußtsein seiner selbst.[181]

---

[179] Als strukturierte und einheitliche Objekte stellen die Randgegebenheiten potentielle Themen dar (Gurwitsch, 1985: 50), die jederzeit zu selbständigen Themen gemacht werden können. Dieses Nacheinander der Potentialität und Aktualität im sich ständig bewegenden Bewußtseinsstrom ist das wesentliche Merkmal unseres geistigen Lebens: Die bereits irrelevanten Daten ändern ihren phänomenalen Status und werden zu Themen, wobei die aktuellen Themen an den Rand gedrängt werden. Jenen ständig variierenden, blitzartig erscheinenden und wieder verschwindenden Teil der Randsphäre nennt Gurwitsch (GTP: 268-9) „Halo". Das relativ beständige Thema hebt sich ab gegen einen ständig fließenden Halo.

[180] Falls eine dieser Sphären selbst thematisch wird, sind die zwei anderen – so Gurwitsch (1985: xiv) – notwendigerweise kopräsent.

[181] Brentano, der sich auch mit dem Problem des impliziten Selbstbewußtseins auseinandersetzte, spricht von einem „sekundären Objekt", auf das jeder Akt, neben dem „primären Objekt", ausgerichtet ist. Gurwitsch (1985: 3; 1976: §16) kritisiert diese Auffassung als zum endlosen Regress führend – eine schon von Aristoteles (*De Anima*, Kapitel II, 425b) erkannte Schwierigkeit. Gurwitschs Lösungsvorschlag lautet: Der zweite Akt, der scheinbar den ersten Akt zum Objekt hat, ist kein intentionaler Akt. Das heißt, das „implizite sich-selber-Wissen" ist laut Gurwitsch kein Gegenständlichkeits-, kein thematisches Wissen. Es fällt vielmehr mit einem anderen Typus des impliziten Wissens zusammen, der unseren alltäglichen praktischen Umgang mit den

> Einen Akt erleben und eines Bewußtsein von ihm haben ist in der Tat ein und dieselbe Sache. Da Bewußtseinsakte in der Zeit auftreten, dauern, wachsen und verschwinden, ist das Gewahrwerden des gerade erlebten Aktes immer ein Gewahrsein dieses Aktes in seiner phänomenalen Zeitlichkeit und somit ein Bewußtsein von der phänomenalen Zeitlichkeit selbst." (BF: 339)

Es gehört zu den Grundeinsichten Husserlscher Zeitanalyse, daß die phänomenale Zeitlichkeit nicht nur das Gewahrwerden der Jetzt-Phase eines mentalen Ereignisses einschließt, sondern auch ein „retentionales" Bewußtsein von seinen vergangenen Phasen beziehungsweise ein „protentionales" Bewußtsein von seinen künftigen Phasen. Deswegen zählt Gurwitsch das implizite Gewahrsein einer Strecke (und nicht etwa eines Punktes) des Bewußtseinsstroms zu den notwendigen Komponenten des Randbewußtseins.[182]

Ad (2): Sich auf meist unsystematische und opportunistische Analysen von Husserl, Merleau-Ponty und Sartre stützend,[183] zählt Gurwitsch das Gewahrsein der Anwesenheit des Leibes – seiner Stelle in der objektiven Zeit und im objektiven Raum, seiner Haltung und seiner Gesten, seiner durch die kinästhetischen Regeln geleiteten Bewegungen – zu den Invarianten unseres geistigen Lebens.

Ad (3): Das Bewußtsein von der leiblichen Existenz schließt das Bewußtsein von der Wahrnehmungswelt ein:

> Da Körperhaltungen und leibliche Bewegungen in die Außenwelt eingreifen, ist das Gewahrsein von ihnen nur bei gleichzeitigem Wissen um die Außenwelt möglich. Unser Gewahrsein von unserem Blick oder von unserem Gehen schließt so immer das Wissen um die bestimmte Richtung im objektiven Raum ein, in die wir blicken und gehen. (BF: 340)

„Objektiver Raum", „Außenwelt", „Wahrnehmungswelt", „reale Welt" – diese sind mehr oder weniger treffende Synonyme für jene komplexe phänomenale Struktur, die in jedem Moment unseres bewußten Lebens gegenwärtig ist: entweder thematisch – wenn ich etwa ein vorbeifahrendes Segelboot betrachte – oder horizontmäßig – wenn ich über die Theorie Gurwitschs nachdenke und des Bootes als Teil meiner unmittelbaren materiellen Umgebung implizit gewahr bin. Hier kommt allerdings ein interessanter Unterschied zum Vorschein. Meiner nächsten Umgebung, als eines Abschnitts der Wahrnehmungswelt, kann

---

Objekten kennzeichnet. Dieser relativ triviale Ansatz, den Gurwitsch (in: 1976) ausführlich erörtert, wurde – vielleicht wegen seines mystischen Untertons – allmählich zum Lieblingsthema der existentiellen Phänomenologen: von Heidegger und Merleau-Ponty bis zu Hubert Dreyfus.

[182] Dank der sich ständig bewegenden phänomenalen Umgebung des Themas (dem marginalen Halo), erlebt man das Thema als dauernd, als durch die phänomenale Zeit erstreckt: „Phenomenologically speaking, duration is nothing other than the experience of the theme as surrounded by an ever-changing marginal halo in such a way that in every actual, i.e., originary, marginal awareness, the past marginal awareness is still retained." (GTP: 269)

[183] Im besonderen auf Sartres *L'être et le néant* und auf Merleau-Pontys *Phänomenologie der Wahrnehmung*.

ich mir unmittelbar (rein anschaulich) bewußt werden, wenn nicht thematisch, dann – wie im bereits angeführten Beispiel – randmäßig. Hingegen kann ich mir unter keinen Umständen der ganzen Wahrnehmungswelt wahrnehmungsmäßig bewußt werden. Und trotzdem – den Phänomenologen zufolge – bin ich dieser doch ständig gewahr: „Dealing with any theme whatsoever we not only perceive a certain sector of the perceptual world but are also aware of a ‚more' which as an horizon encompasses this sector. The awareness of this horizon need not be explicit, much less consist of images." (Gurwitsch, 1985: 41)[184]

Dieser „Horizont im weitesten Sinne" kann – jedoch nur bis zu einem gewissen Ausmaß – theoretisch expliziert werden. Nie ist er aber präsentationsweise, weder direkt (anschaulich) noch indirekt (vorstellungsweise), zugänglich. Dies gilt für alle komplexen Zusammenhangsstrukturen, die phänomenologisch als „Seins-Sphären", „umschriebene Sinngebiete" oder „Welten" bezeichnet werden.

2.4.3 Horizontintentionalität und Weltbegriff

Wie weit (im räumlichen Sinn) reicht der Außenhorizont meiner visuellen Wahrnehmung eines vorbeifahrenden Segelbootes? Welchen Ausschnitt der physischen Welt umfaßt er? Zur Erinnerung: Der Außenhorizont schließt nicht nur die thematisch relevanten Dinge und Gegebenheiten ein (das thematische Feld), sondern auch jene mitgegebenen Komponenten des Bewußtseinsfeldes, die keinen erkennbaren Bezug zum Thema besitzen, wobei die ersteren von den letzteren durch keine feststellbare Grenzlinie getrennt sind. Falls ich es mit einem Wahrnehmungsobjekt zu tun habe, so ist die Position, die dieses Objekt *im objektiven Raum* einnimmt, fundamentaler und unerläßlicher Bestandteil des thematischen Feldes meiner Erfahrung.[185] Die Position bestimmt sich für gewöhnlich durch Bezugnahme auf die Position meines Leibes beziehungsweise auf die Position der unmittelbar umgebenden

---

[184] Vgl. Noë (2002).

[185] Hierbei ist anzumerken, daß sich verschiedene räumliche Positionierungen überlappen, das heißt *horizontmäßig* nebeneinander existieren können. Die Frage, ob sich meine Brille auf demselben Platz befindet wie vor einer Stunde, hat, vorausgesetzt, daß ich sie auch zuvor – aber im Nebenzimmer – auf meiner Nase trug, keine eindeutige Antwort. Wie uns die zeitgenössische Wahrnehmungsphilosophie und -psychologie lehrt, kommt es auf meinen „Referenzrahmen" (*frame of reference*) an: Wenn meine Nase der Orientierungspunkt ist, hat sich die räumliche Lage meiner Brille nicht geändert, ist es dagegen das Zimmer, dann schon (vgl. Brewer & Pears, 1993: 25-28). Gurwitsch würde dieses Problem mittels der Begriffe „thematisches Feld" bzw. „Feldstellindex" behandeln. Der räumliche Orientierungspunkt ist ein Teil des durch den Feldstellindex bestimmten thematischen Feldes meiner Wahrnehmung. Andere, alternative Orientierungspunkte sind aber auch (horizontmäßig) mitgegeben. Sie verbleiben *als Potentialitäten* im Hintergrund des Bewußtseinsfeldes und können gegebenenfalls „aktiviert" werden, das heißt die Stelle des primären Orientierungszentrums einnehmen.

Dinge.[186] Diese (passive) Positionierung ist mir allerdings nicht isoliert von einem breiteren räumlichen Zusammenhang gegeben, sondern in Kontinuität und in Einheit mit ihm. Konkret heißt das, daß mein Erlebnis auch die Lage des beobachteten Bootes innerhalb eines geographischen Rahmens (beispielsweise die Bucht von Zadar, das Adriatische Meer oder der Mittelmeerraum) in sich einschließt, wobei das Feld des direkt Erfahrbaren (hier: mein Sehfeld) beträchtlich überschritten wird. Es gibt, prinzipiell gesehen, auch keinen Grund, warum zum räumlichen Feld meiner Erfahrung nicht auch die breiteste, die astronomische Lage des Objektes gehören könnte: etwa seine Stelle im Weltall.

Es sei nochmals betont: Die intentionale Mitgegebenheit dieser oder ähnlicher Art ist in einem sehr spezifischen Sinn gemeint. Abhängig vom bereits erklärten Gliederungsgrad (Grad der Bestimmtheit oder Explizitheit) des thematischen Feldes weisen seine Einzelelemente einen höheren oder geringeren Grad der *Explizierbarkeit* auf, manchmal sind sie als solche, das heißt als individuierte Einzelelemente erfahrbar, manchmal existieren[187] sie nur als Teil einer ungegliederten Masse:

> Der Ungegliedertheit dieser Masse von Gegebenheiten entspricht die Unbestimmtheit der Verweisungen. Genauer gesagt hat die Erfahrung von Relevanz hier den Sinn nicht so sehr der Kontinuität des Zusammenhanges, als vielmehr den seiner *indefiniten Fortsetzbarkeit*. (BF: 305; meine Hervorhebung)

Die Kontinuität des Zusammenhangs ist keine Besonderheit der Wahrnehmungserfahrung.[188] Ein geläufiges Beispiel für die indefinite Fortsetzbarkeit der thematischen Relevanz – für die sogenannte „Und-so-weiter"-Form der intentionalen Beziehung[189] – ist das Zahlensystem. Ohne eine implizite „protentive" Erwartung, jede arithmetische Operation auf eine unspezifizierbare Menge von Entitäten iterativ anwenden zu können, ist dieses System undenkbar. Das implizite Bewußtsein von der unendlichen Fortsetzbarkeit des Zahlensystems heißt in der Phänomenologie „arithmetische

---

[186] Die zeitgenössische Wahrnehmungstheorie unterscheidet zwischen körperzentrierten und umweltzentrierten Referenzrahmen. (Brewer & Pears, 1993: 27).

[187] Ich lasse die Schlüsselfrage – die Frage nach der Natur dieser Existenz, das heißt nach dem ontologischen Status solcher impliziten Teile – vorerst offen.

[188] Es ist sogar strittig, ob die Wahrnehmungswelt bezüglich der Bestimmtheit der räumlichen Lage ihrer Objekte ein gutes Beispiel für die *indefinite* Fortsetzbarkeit des thematischen Zusammenhanges ist. Letzten Endes hängt dies davon ab, wie man den objektiven Raum begreift: als endlich oder als unendlich.

[189] Vgl. Husserl (EU: §51b), Schütz (1982: 93), aber auch Searle (1983: 142).

Einstellung“.[190] Das Zahlensystem wiederum stellt eine – in diesem Fall gut geordnete, innerlich kohärente und daher relativ autonome – „Welt“ oder „Seins-Sphäre“ dar.

> *Einen Gegenstand erfahren heißt, auf eine ganz bestimmte Seins-Sphäre eingestellt sein.* In einem gegebenen Augenblick nimmt der zum Thema gewählte Gegenstand den Mittelpunkt der betreffenden Seins-Sphäre ein; oder – wie man es auch ausdrücken kann –: die letztere stellt sich vom Standpunkt des zum Thema gewählten Gegenstandes dar. Der Unartikuliertheit und Unbestimmtheit der dennoch spezifischen Verweisungen auf das indefinit ausgeweitete thematische Feld entspricht eine ebenfalls spezifische Vagheit der Perspektive und Orientierung, die das Thema vom indefinit ausgeweiteten thematischen Feld erhält. (BF: 307)

Ein Thema erscheint also jeweils gegen ein unbestimmtes, aber bestimmbares Feld, das kraft des Horizontbewußtseins *ad infinitum* und *ad libitum* ausgedehnt werden kann. Dieses Feld umfaßt allerdings mehr als das, was thematisch relevant ist: Es erstreckt sich jenseits des momentanen thematischen Feldes, obwohl – scheinbar paradoxerweise – das thematische Feld selbst zur indefiniten Ausweitung fähig ist:[191] „Das Phänomen der Welt ist nichts anderes als eine Ausweitung der Struktur Thema-thematisches Feld“ (BF: 329). Die Prinzipien, die diese Ausweitung, also die Kontinuität und Einheit sowohl innerhalb einer Seins-Sphäre wie auch zwischen verschiedenen Seins-Sphären sichern (oder zumindest verständlich machen), sind die Prinzipien der Relevanz.

Obwohl alle Seins-Sphären der menschlichen Erfahrung ein und dieselbe phänomenale Struktur aufweisen (Figur-Hintergrund-Struktur), hielten es die frühen Phänomenologen für außerordentlich wichtig, die Seins-Sphären der vorwissenschaftlichen und vortheoretischen Erfahrung („Wahrnehmungswelt“, „materielle Welt“, „soziale Welt“) von denjenigen zu unterscheiden, die rein theoretischer und/oder ideeller Natur sind. Bekannterweise zählt es zu den bedeutendsten Errungenschaften Husserls, die Beweise dafür vorgelegt zu haben, daß diese letzteren – die Systeme der Logik, der Arithmetik, der Geometrie, der Naturwissenschaften, die verschiedenen „Kunst-“ oder „imaginären Welten“ usw. – in jenen ersteren – vornehmlich in der Wahrnehmungswelt – ihren „Grund“ (*Krisis*: 145) oder ihr

---

[190] Zum phänomenologischen Begriff der Einstellung besonders in Bezug auf die Wahrnehmung und Handlung vgl. Mulligan (1995: Abschnitt 7.4). Mulligan übersetzt diesen Ausdruck ins Englische als „*set*“ und definiert ihn – sich auf die höchst interessanten Ausführungen von Leyendecker (1913/80) stützend – als „higher-order unity of modes, tendencies, and dispositions which is often the function of determinate types of interest and attention.“ (S. 204)

[191] Dies liegt daran, daß die Grenze zwischen dem thematischen Feld und jenem Rest des Bewußtseinsfeldes, dessen Bestände in keinem Zusammenhang mit dem Thema stehen, durchaus diffus ist.

„notwendiges Fundament“ (EU: 44) haben.[192] Die Gültigkeit dieser Beweise kann hier nicht überprüft werden.

Es reicht indessen hervorzuheben, daß alle Objekte des „setzenden Bewußtseins“[193] (typischerweise Objekte der Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Erwartungsakte) eine gemeinsame und fundamentale Relevanzform aufweisen: die Form der objektiven oder (phänomenologisch betrachtet) intersubjektiven – Zeitlichkeit und Räumlichkeit (s. BF: 309). Darin unterscheiden sie sich von allen anderen Objekt- bzw. Akttypen, die durch andere, spezifische Relevanzprinzipien vereinigt werden.[194] Die Welt – das Relevanzfeld – der fiktiven, idealen oder anderer Verstandesgegenständlichkeiten zeigt sich als relativ autonom, unabhängig von der Welt der Gegenstände setzenden Bewußtseins – von der Wahrnehmungswelt.[195] Der fundamentale und fundierende Charakter dieser letzteren äußert sich darin, daß sie zugleich als gemeinsamer Hintergrund aller möglichen Erfahrungs- beziehungsweise aller möglichen Objekttypen fungiert: Was auch immer ich mir vorstelle, wovon ich träume, woran immer ich denke, die perzeptive Welt sei immer „da“, immer kopräsent im Sinne des bereits geklärten Randbewußtseins. Man spricht auch von einem „protodoxischen“ (*Ideen*: 241), passiven, impliziten Glauben an die Existenz der wahrnehmbaren Wirklichkeit.[196]

Mit seinen zeitlichen und räumlichen Bestimmungen ist der Relevanzbereich eines typischen Wahrnehmungsobjektes bei weitem noch nicht erschöpft. Denn, was zumindest die normale menschliche Erfahrung anbelangt,[197] gibt es keine rein perzeptive Wirklichkeit,

---

[192] Die Zurückführbarkeit der theoretischen auf die vortheoretische (lebensweltliche) Erfahrung geht Hand in Hand mit der Rückführbarkeit der prädikativen (kategorialen) auf die vorprädikative Evidenz. Vgl. §10 der EU, betitelt „Der Rückgang auf die Evidenz der Erfahrung als Rückgang auf die Lebenswelt“.

[193] Das heißt: Objekte, denen diese oder jene Form von *Existenz* (aktuelle, vergangene oder künftige) passiv zugeschrieben wird. Es spielt dabei keine Rolle, ob die Zuschreibung im gegebenen Fall gerechtfertigt ist oder nicht.

[194] Zum Beispiel von den arithmetischen Objekten, für deren Einigung verschiedene arithmetische Relationen maßgebend sind; oder von den phantasierten Objekten, die dank einer „Quasi-Zeit“ als zusammengehörend erlebt werden. (Diese spezifische Form der Zeitlichkeit sollte weder mit der phänomenalen noch mit der objektiven Zeit verwechselt werden. Vgl. BF: 313-314.)

[195] Vgl. BF: §57b („Autonome Seins-Sphären“), und EU: §§58-65.

[196] Husserl (EU: 24-25): „[A]ller Erkenntnisbetätigung voran liegt als universaler Boden eine jeweilige Welt; und das besagt zunächst, ein Boden universalen passiven Seinsglaubens, den jede einzelne Erkenntnishandlung schon voraussetzt. (...) Weltbewußtsein ist Bewußtsein im Modus der Glaubensgewißheit (...).“ Man muß sich hier allerdings fragen, ob dieser angeblich universale „Seinsglauben“ auch für die Traum- oder Trans- oder ähnliche ungewöhnliche Bewußtseinszustände und ihre spezifischen Einzelerfahrungen gilt.

[197] Die intentionale Struktur eines kleinkindlichen oder pathologischen oder tierischen oder künstlichen oder außerirdischen Bewußtseins mag eine durchaus andere Welt aufweisen: Sie könnte vielleicht ausschließlich

keine Welt, deren innere Konstitution sich auf die zeitlich-räumlichen Beziehungen zwischen ihren Konstituenten *völlig* reduzieren würde. Die typischen Erfahrungsobjekte unseres Alltags sind für uns viel mehr als in der objektiven Zeit und im objektiven Raum sich einordnende und bewegende Sinnesdinge („Gegebenheiten mit sinnlicher Fülle"). Sie haben eine viel reichere noematische Bedeutung: Sie sind vornehmlich Objekte unserer entweder aktuellen oder potentiellen *Handlungen*. Dies besagt nämlich, daß ihnen eine Menge von zusätzlichen, nach der bereits erklärten Logik der Typizität strukturierten Eigenschaften zukommt, was wiederum heißt, daß sie in mannigfaltige gegenseitige Beziehungen eintreten und komplexere, den höheren noematischen Schichten angehörende Einheiten bilden (Vielheiten, Ordnungen, Relationen, Sachverhalte und so weiter), wie in Tabelle 1: Formen der phänomenalen Einheit (Konstitutionsstufen)* dargestellt.

Es ist wohl unbestreitbar, daß die Wahrnehmungswelt „die fundamentale Schicht [der Wirklichkeit] bildet" (BF: 308). Man darf sie allerdings mit der Wirklichkeit in einem breiteren Sinn, im Sinn einer objektiven/intersubjektiven Welt, in der (erwachsene) Menschen leben und handeln nicht gleichsetzen. Phänomenologisch betrachtet sollte diese Wirklichkeit als der vorthematische Hintergrund unseres gesamten geistigen Lebens gelten.[198] Sie istder universale, intersubjektive, immer gegenwärtige, im breitesten Sinn verstandene Außenhorizont jedes intentionalen Aktes. Es läßt sich daraus erschließen, daß wir es hier mit einer ziemlich komplexen phänomenalen Struktur zu tun haben, deren Kernschicht die wahrnehmbare Wirklichkeit – die reduzierte Wahrnehmungswelt – ausmacht.[199]

Solche Formulierungen mögen einen doppelsinnigen Charakter des phänomenologischen Weltbegriffes aufweisen, denn die „Welt" scheint eine subjektive und (zugleich) objektive Kategorie zu sein. Wie bei anderen phänomenologischen Grundbegriffen löst sich diese Ambiguität auf, sobald man die volle Bedeutung des Intentionalitätsbegriffes im Sinne der bereits erklärten noetisch-noematischen Korrelation

---

auf die zeitlich-räumlichen Eigenschaften ihrer Objekte ausgerichtet sein. Dieser Gedankengang kann hier leider nicht weiter entwickelt werden.

[198] Vgl. den Begriff „Common-Sense-Welt" von Berry Smith (1992, 1994, 1995).

[199] Vorbildlich deutliche Textstellen, die diesen Schluß entweder bestätigen oder bestreiten würden, sind kaum zu finden. Beide, Husserl und Gurwitsch, geben sich überraschend wenig Mühe, die zahlreichen Unklarheiten im Zusammenhang mit dem Weltbegriff auszuräumen. Selbst die grundlegende Frage – die Frage nach dem Verhältnis von Wahrnehmungswelt und universaler Erfahrungswelt (der Husserlschen „Lebenswelt") – läßt sich nicht eindeutig beantworten.

zur Kenntnis nimmt. Das heißt: Die Welt ist jeweils erlebte (präziser, mit-erlebte) Welt, obschon feststeht, daß wir sie üblicherweise, das heißt in der „natürlichen Einstellung", als bewußtseinsunabhängig existierend erleben.

Trotz dieser Erläuterungen zeigt sich die Explikation der menschlichen Erfahrungswelt – der etwas mystisch betitelten „Lebenswelt" – als außerordentlich schwierige, ja kaum durchführbare Aufgabe. Seit den bahnbrechenden Versuchen des späten Husserl, vor allem in seiner Krisisschrift und in *Erfahrung und Urteil* (besonders §§7-11), gilt diese Aufgabe als Thema *par excellence* der nachhusserlschen Phänomenologie.[200] Neben Gurwitschs sollten diesbezüglich auch die Beiträge einiger anderer Autoren herausgestellt werden, vor allem von Alfred Schütz, der die Strukturen der alltäglichen Erfahrungswelt herauszuarbeiten und eine Typologie der „umschriebenen Sinngebiete" (Schützscher Fachterminus für Seins-Sphären) zu gestalten versuchte.[201] Was die zeitgenössischen Autoren anbelangt, sind die Analysen von Hubert Dreyfus und Barry Smith nennenswert. Es steht aber fest: Erst im Zusammenhang mit den prägnanten Fragestellungen der analytisch ausgerichteten Philosophie des Geistes und der Kognitionswissenschaft gewann der ehemals phänomenologisch exklusive Weltbegriff eine breitere philosophische und wissenschaftliche Anerkennung.[202]

In diesem Zusammenhang gilt es, drei meines Erachtens zentrale Fragen zur Klärung dieses wichtigen, aber zugleich vagen Begriffes näher zu betrachten.

(1) Wie kann man den universalen weltlichen Hintergrund begreifen und beschreiben, wenn dieser – so Husserl – die *Vorbedingung* aller unserer sowohl theoretischen wie auch praktischen Tätigkeit sei? Kann man sich dieses Hintergrundes überhaupt (explizit) bewußt werden, da er (im Sinne eines

---

[200] Gurwitsch (1956/1966: 424): „The *Lebenswelt* appears not only as a theme in its own right but also as a more universal and, therefore the foremost theme." Vgl. dazu auch Landgrebes Aufsatz „The World as a Phenomenological Problem" (1940), in dem die wichtigsten Aspekte des phänomenologischen Weltbegriffes mit Hinblick auf die Husserlsche Grundlehre klar dargestellt sind.

[201] Dadurch hat Schütz, wie Thomas Luckmann (*Einleitung zu Schütz*, 1982: 15) zutreffend bemerkte, „in Anknüpfung an Weber und Husserl eine klare Gegenposition zum Neopositivismus vertreten (...), ohne existentialistische oder andere irrationalistische Quasi-Alternativen (...) als Wissenschaftskritik anzubieten."

[202] Man darf allerdings nicht vergessen, daß der erste, der eine ausgearbeitete Theorie von verschiedenen Erfahrungswelten entwickelte, William James (1890: 292-293) war. Er schlug eine Typologie von acht „sub-universes of reality" vor: (1) perzeptive Welt, (2) Traum- und imaginäre Welt, (3) Wissenschaftswelt, (4) Welt der idealen Relationen und abstrakten Wahrheiten, (5) Welt der Illusionen und Vorurteile, (6) mythische Welten, (7) Welten der individuellen Meinung, (8) Welten der Geistesgestörten. Vgl. dazu auch Stevens (1974: 111-118).

universalen impliziten Horizontbewußtseins) gleichsam als die notwendige Bedingung jedes möglichen Bewußtseins fungiert?

(2) Wie kann man von *einer* menschlichen Erfahrungswelt (*der* Lebenswelt) sinnvoll sprechen, wenn die phänomenale Ausprägung dieser Welt von Umgebung zu Umgebung, von Kultur zu Kultur, von historischer Epoche zu historischer Epoche, von Alter zu Alter und letztlich von Individuum zu Individuum variiert? Gibt es etwas wie einen *gemeinsamen Kern* typischer und/oder notwendiger kognitiver Merkmale (Überzeugungen, Kenntnisse, Glauben, Sitten, Einstellungen, Prinzipien, Normen, Rationalitätskriterien, Fertigkeiten und so weiter), die eine Lebenswelt der Menschheit *als Ganzheit* kennzeichnen?

(3) Wie verhält sich dieser hypothetische universale Hintergrund menschlicher Erfahrung zu anderen, spezifischeren Welten oder Seins-Sphären, die als Außenhorizonte besonderer Erfahrungstypen gelten? Stellen diese letzteren die möglichen, nicht aber die notwendigen „Teilsphären" der Erfahrungswelt dar?

Ich möchte auf diese Fragen kurz eingehen und werde mich dabei nicht auf die Details einlassen, zumal nicht auf solche Finessen, die mit der Auslegung der ungeklärten Textstellen beziehungsweise der Gedankengänge bei Husserl, Gurwitsch oder anderen Phänomenologen zu tun haben.

Ad (1): Die Einzelobjekte sind jeweils Objekte *in* der Welt: Erst dank des Welthorizontes sind sie als Objekte erfahrbar. Andererseits ist der Horizont immer ein Horizont *von* diesen oder jenen im Bewußtseinsfeld erscheinenden Objekten. Es ist daher widersinnig, entweder von Objekten ohne einen horizontalen Zusammenhang zu sprechen oder vom Horizont für sich als von einem jedes Inhalts entlehrten Rahmen.[203] Die Art und Weise, auf welche uns der Horizont bewußt wird, unterscheidet sich jedoch wesentlich vom Erfahrungsmodus der Einzelobjekte: Während Objekte jeweils explizit erfahrbar sind, ist man sich des Horizontes nur *implizit* bewußt, nimmt man ihn stillschweigend hin.[204] Trotz dieses Umstands geht der Phänomenologe davon aus, daß die als „fraglos hingenommene" Erfahrungswelt uns doch analytisch zugänglich ist. Sie ist zugänglich durch die Anwendung

---

[203] Vgl. Husserl (*Krisis*: 145-146) und Drummond (1990: 228-229).

[204] Gurwitsch (BF: 308): „In unserem Leben und Handeln in der wirklichen Wahrnehmungswelt werden wir durch ein gewisses ‚Verständnis', eine unartikulierte, unformulierte, inexplizite und doch spezifische Vertrautheit von der allgemeinen Artung des Horizontbewußtseins geleitet."

der phänomenologischen Methode, durch die Explikation der im Horizont impliziten noematischen Schichten.

Ad (2): Für Husserl ist die gemeinsame Lebenswelt der Menschheit jene objektive Welt, deren Objektivität als Intersubjektivität realisiert wird, und zwar so, daß „die verschiedenen erinnerten Umwelten [von verschiedenen Menschen] Stücke aus ein und derselben objektiven Welt" sind.

> Diese ist, im umfassendsten Sinne als Lebenswelt für eine in Gemeinschaft möglicher Verständigung stehende Menschheit, unsere Erde, die alle diesen verschiedenen Umwelten mit ihren Wandlungen und Vergangenheiten in sich schließt – da wir ja von anderen Gestirnen als Umwelten für eventuell auf ihnen lebende Menschen keine Kunde haben. (EU: 189)

Was genau eine „Gemeinschaft möglicher Verständigung" bedeutet und wie die verschiedenen „Umwelten" der verschiedenen Individuen in ein und derselben „Lebenswelt der Menschheit" zusammengesetzt werden, bleibt weitgehend unklar. Eine plausible Auslegungsmöglichkeit ist es, anzunehmen, daß die verschiedenen individuellen Welten eine fundamentale Schicht teilen. Außer dem notwendigen spatio-temporalen Gerüst müssten zu dieser Schicht auch die entweder a priori gegebenen oder durch Erfahrung sedimentierten typischen Überzeugungen und Erwartungen gehören. Wie umfangreich dieser hypothetische Kern ist, wie weit er in die höheren Ebenen der Common-sense-Welt eindringt, das heißt möglicherweise auch die kulturelle Sphäre (von Sprachuniversalien à la Chomsky bis zu den universalen Sitten und moralischen Intuitionen) einschließt, sind allerdings Fragen, die den Rahmen einer phänomenologischen Strukturanalyse überschreiten.

Ad (3): Eine der spezifischen Seins-Sphären, für die der Phänomenologe besonderes Interesse zeigt, ist die „objektive", idealisierende Welt der mathematisch-physikalischen Naturwissenschaften. Laut Husserl (EU: 39) gehört „alles (...), was die Naturwissenschaft der Neuzeit an Bestimmungen des Seienden geleistet hat", zur universalen Welt – zu jener Welt, „wie sie uns, erwachsenen Menschen unserer Zeit, vorgegeben ist". Dies bedeutet vermutlich nicht, daß jedes wissenschaftliche Ergebnis, jede Spezialtheorie samt ihrer dem Alltagsverstand fremden ontologischen Menagerie – etwa „Felder", „Kräfte", „Quarks", „Strings" usw. – auf eine mysteriöse Weise zu dem vorgegebenen Welthorizont jedes menschlichen Bewußtseins gehören. Denn,

> (...) wenn wir auch selbst nicht naturwissenschaftlich interessiert sind und nichts von den Ergebnissen der Naturwissenschaft wissen, so ist uns doch das Seiende vorweg wenigstens so weit bestimmt vorgegeben, daß wir es erfassen als prinzipiell wissenschaftlich bestimmbar. (EU: 39)

Mit anderen Worten: Dank der Idee der prinzipiellen wissenschaftlichen Bestimmbarkeit jedes Objektes durch das setzende Bewußtsein dringt die naturwissenschaftliche Welt immer mehr in die menschliche Lebenswelt ein. Man kann auch von einem wachsenden stillschweigenden Vertrauen in das wissenschaftliche Erklärungsmodell sprechen.[205] Alles, was als real Existierendes zur Lebenswelt – zum Bereich der „Doxa" – gehört, könnte im Laufe eines dem Durchschnittsmenschen unbekannten, aber als wirksam aufgefassten Verfahrens zur „Episteme" werden. Der Mensch nimmt einfach an, im Laufe dieses Verfahrens würde die „wahre Natur" der Dinge allmählich enthüllt und zum jeweiligen Zweck bereitgestellt. Infolge dieses impliziten, für die europäische Neuzeit charakteristischen Vertrauens, wird der Bereich der *Doxa* immer mehr von *Episteme* infiziert, das „ursprünglich Gegebene" von den wissenschaftlichen Idealisierungen „überlagert" (EU: 42-45). Gerade deshalb bleibt uns normalerweise – in der natürlichen Einstellung – jene Welt ursprünglicher Erfahrung, die auch der Wissenschaftswelt zugrunde liegt, verborgen. Es bedürfte nämlich einer auf die methodischen Grundprinzipien der phänomenologischen Methode gestützten Analyse, um deren Voraussetzungen explizit zu machen.

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß der Außenhorizont jeder intentionalen Erfahrung phänomenologisch als „Welt" funktioniert: als komplexer Zusammenhang verschiedener Objekttypen (Noemata) oder – noetisch ausgedrückt – als Zusammenhang aller impliziten Verweisungen, der jedem möglichen Erfahrungsobjekt seine phänomenale Identität verleiht.[206] Schon bei jeder grundlegenden, vorreflexiven Erfahrung – einfacher Wahrnehmung – begegnet man dieser Eigentümlichkeit menschlichen Bewußtseins:

> Jede Wahrnehmung eines Einzeldinges ist in ein allgemeines Wissen um die Welt eingebettet und gleichsam von ihm getragen. Man kann sagen, daß die Einzelwahrnehmung auf dem Boden dieses allgemeinen Wissens um die Welt erwächst. (BF: 329)

Es wäre eine Untertreibung, zu behaupten, daß dieses allgemeine Weltwissen auch praktisches Wissen ist. Vielmehr ist es vornehmlich und wesentlich praktisches Wissen, es stellt eine kognitive Basis dar – einen jeweils „zuhandenen Wissensvorrat" (Schütz, 1982) –

---

[205] „The phrase ‚life world' is often misused, because so many Husserlians look upon Husserl as a kind of salvation from positivism and scientism and the like. But (...) [Husserl] says explicitly that science and mathematics to a large extent shape our life-world. Even if we are not practicing scientists, results from science seep down into our conception of the world in which we live. Some of this is explicit and thematized, but most of it seeps down unnoticed. For example, without thinking much about it, we all assume that we are living on a spherical planet, one we can travel around. This is all part of our life world. It was not for people living long ago nor is it so in all cultures. This is just an example of how our scientific conception of the world gradually seeps down, and leaves its remnants." (Føllesdal, 2001: 394)

[206] Vgl. Held (2003: 17-21).

für jene unzähligen Entscheidungen und Handlungen, die – meist in Form passiver Vorgänge – unser alltägliches Leben kennzeichnen. Vielleicht ist es doch kein Wunder, daß diese komplexe, hypothetische und hoch abstrakte, durch eine dem nicht-phänomenologischen Philosophen durchaus suspekte Analyse erworbene Struktur eine längere Zeit unbemerkt blieb – bis sie in einem unerwarteten Zusammenhang – im Rahmen der KI-Forschung nämlich – wiedererkannt wurde.[207]

2.5 Zusammenfassung und Bewertung des phänomenologischen Ansatzes zum impliziten Erfahrungsinhalt

Der Ausgangspunkt phänomenologischer Bewußtseinsanalysen ist der Unterschied zwischen realen und phänomenalen Objekten. Die realen, transzendenten Objekte sind uns nur *durch* phänomenale Objekte zugänglich, sie „konstituieren" sich im phänomenalen Bereich (Gurwitsch: 1936/66: 54-55). Phänomenaler Objekte wird man durch ein besonderes philosophisches Verfahren („phänomenologische Reduktion")[208] gewahr, indem man die Aufmerksamkeit von Objekten als solchen auf ihre genaue Präsentationsweise lenkt. Im (typischen) Fall eines Wahrnehmungsdinges – eines physischen Gegenstandes etwa – präsentiert sich das Objekt *durch* eine seiner unzähligen „Abschattungen": durch seine momentan sichtbare Seite, in dieser oder jener Perspektive, unter diesen oder jenen Beleuchtungsbedingungen, in dieser oder jener Umgebung und so weiter. Dynamisch betrachtet: Im Verlauf des Erfahrungsprozesses entsteht zwischen zeitlich getrennten Erfahrungsakten beziehungsweise zwischen mit den Akten korrelierten phänomenalen Objekten eine besondere Beziehungsart: die „Einheit-in-der-Mannigfaltigkeit" oder das Identitätsbewußtsein.

Dem Bewußtsein von der Identität der verschiedenen – entweder möglichen oder aktuellen – Erscheinungsweisen desselben Gegenstandes gilt das Hauptinteresse der phänomenologischen Intentionalitätsanalysen. Die Behauptung, daß Bewußtsein intentional oder gegenständlich ist, bedeutet *prima facie*, daß ein und derselbe Gegenstand in beliebig

---

[207] Vgl. Haugeland (1987), Dreyfus (1972, 1992).

[208] Dieses Verfahren geht von einer dreifachen Abstraktion aus: Erstens abstrahiert man von dem fließenden, kontinuierlichen Charakter der Erfahrung, indem die theoretische Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Ausschnitt des Erlebnisstroms gerichtet wird, gleichsam auf ein Standbild eines Films; zweitens abstrahiert man, nachdem ein „Akt" so ausgesondert worden ist, von anderen, mit diesem Akt jeweils implizit mit-gegenwärtigen „Akten", die gemeinsam das *vollständige* Erlebnis des intentionalen Objektes ausmachen; drittens abstrahiert man von jeder Frage hinsichtlich der wirklichen („objektiven") Existenz/Nichtexistenz des Objektes.

vielen Akten beziehungsweise durch beliebig viele phänomenale Objekte (Erscheinungsweisen, Abschattungen) intendiert werden kann. In Gurwitschs Fassung: Dasselbe „Gesamtnoema" (intendiertes Objekt) kann *durch* oder *in* unendlich vielen „Einzelnoemata" (Objekte-als-intendiert) präsentiert oder re-präsentiert werden. Damit angesichts dieser unendlichen Variation seiner Erscheinungsweisen jeweils dasselbe Objekt intendiert werden kann, muß eine implizite Regelmäßigkeit, welche die Bedingungen der Variation vorschreibt, vorhanden sein.

Das Bewußtsein der Identität der phänomenalen Objekte kann sich entweder im *Modus der Unbekanntheit* oder im *Modus der Bekanntheit* offenbaren.[209] Im ersten Fall nimmt man das phänomenale Objekt als völlig unbekanntes Individuum wahr, als ob „überhaupt keine Verweisungen über die gegenwärtige Wahrnehmung hinaus vorlägen" (Gurwitsch, 1959: 421-422). Das sich durch diese seltsame Bewußtseinsart als identisch Präsentierende ist nichts mehr als eine funktional organisierte Zusammensetzung sensueller Gegebenheiten – eine Gestalt im Sinne der Gestalttheorie. Im zweiten, uns viel vertrauteren Fall erscheint das identische Objekt als Träger *generischer* Eigenschaften, sowohl sinnlicher (Ausdehnung, Farbe, Form, Ton, Geruch und so weiter) wie auch konzeptueller oder abstrakter Art (kausale Wirksamkeit, Funktion, Wert und so weiter). Die gegenwärtige Wahrnehmung „verweist" auf die möglichen, typisierten Wahrnehmungen desselben Objektes: Die aktuelle Gestalt wird zum Teil einer Gestalt „höherer Ordnung" – eines Systems, dessen andere Teile mit Hilfe von Begriffen wie *Potentialität* und *generische Unbestimmtheit* phänomenologisch expliziert werden können. Diese strukturelle Beschreibung ermöglicht Gurwitsch, das formale Prinzip der Gestaltkohärenz – die ursprünglich der Beschreibung von Gestalten in engerem Sinn galt – auf ein noematisches System auszudehnen und für die Konstitution beliebiger Wahrnehmungsobjekte verantwortlich zu machen.[210]

Die Erlebniswelt eines erwachsenen Menschen ist von Typisierungen völlig durchdrungen. In unserem alltäglichen, vorreflexiven Umgang mit der realen Welt begegnen

---

[209] Diese rein theoretische Unterscheidung entspricht ungefähr James' (Principles of Psychology I: 221) Unterscheidung zwischen „*knowledge about*" (Vertrautheitswissen) und „*knowledge of*" oder „*acquaintance*" (Bekanntheitswissen) – eine Unterscheidung, die später von Russell (*Problems of Philosophy*) übernommen und seiner atomistischen Erkenntnistheorie angepasst wurde.

[210] Diese Ausdehnung wirkt leider viel mehr metaphorisch als erläuternd. In dieser Hinsicht kann Gurwitschs Prinzip der Gestaltkohärenz mit Husserlschen Prinzipien des „Sinnzusammenhangs" verglichen werden, deren Herausarbeitung und präzise Formulierung zu den unerfüllten Ambitionen phänomenologischer Lehre zählen. Entsprechend, auf der noetischen Deskriptionsebene, benutzt Gurwitsch den Ausdruck „Verweisungsprinzipien".

wir Wahrnehmungsdingen jeweils als *Stühlen*, *Bierdosen*, *Segelbooten*, *Menschen*, *Lebewesen*, *Körpern* beziehungsweise als Mengen oder anderen „syntaktischen Gegenständlichkeiten" (Ereignissen, Sachverhalten, Relationen). Das heißt: Wir nehmen das Einzelding als etwas von diesem oder jenem Typus wahr, als diese oder jene generischen Merkmale besitzend. Insofern ist der erstgenannte Modus des präsentativen Bewußtseins – die Wahrnehmung eines rein *anschaulich* individuierten Objektes – mehr als ein zu theoretischen Zwecken postulierter Grenzfall zu verstehen denn als eine introspektiv nachweisbare Art von Identitätsbewußtsein.[211] Konstitutionsphänomenologisch ausgedrückt: Der Prozeß der Sinnkonstitution hält sich bei rein phänomenalen Objekten („perzeptiven Phantomen") nicht auf; in der Regel gehen die Gestalten – dem Kohärenzprinzip gemäß – in höhere Formen der Einheit über. Sie fungieren als Einzelerscheinungen einer mannigfaltig erfahrbaren Gegenständlichkeit oder (strukturell betrachtet) als Glieder eines miterfahrenen (impliziten) Systems. Man erfährt das unmittelbar Präsente jeweils als „etwas mehr als bloß etwas", wie unbestimmt auch immer dieses „Mehr" erscheinen mag (wie die Umrisse einer erahnten Küste im Nebel oder ein völlig befremdendes Nachtgeräusch)[212]. Selbst das scheinbar völlig Unbestimmte und Einmalige erweist sich als vorbestimmt, typisiert.[213]

Es liegt also auf der Hand, daß die Typik ein Strukturmerkmal der vorprädikativen Erfahrung ist. Dies besagt allerdings nicht, daß mein unmittelbares (rein anschauliches) Erkennen eines Objektes *als* diesem oder jenem Typus zugehörig mit einer analogen, aber doch wesentlich unterschiedlichen geistigen Tätigkeit gleichgesetzt werden darf – mit der *kategorialen Klassifizierung*. In diesem letzten Fall geht es nämlich darum, daß einem thematisch erfaßten Objekt eine seiner generischen Eigenschaften, die zuvor von ihm abgesondert war, wieder explizit zugeschrieben wird. Daher:

> [T]o perceive an object of a certain kind is not at all the same thing as apperceiving that object as representative or as a particular case of a type. In other words, pre-predicative perceptual consciousness is indeed pervaded by generic and typical; but the latter is enveloped in the perceived objects, inherent in them, incorporated in them. (Gurwitsch, 1959/66: 394)

---

[211] Die Hypothese, „der Wahrnehmungserscheinung könne jegliche Verweisung der besagten [das heißt generischen] Art fehlen", scheint Gurwitsch (BF: 193) sogar als „absurd", denn sie „führt zu einer (...) absurden Konsequenz: [daß] ein Ding mit einer seiner Wahrnehmungsabschattungen zusammenfallen" könnte. Trotzdem hält er dies für möglich, jedoch „unter gewissen Bedingungen". Obwohl er diese Bedingungen nirgendwo expliziert, darf man spekulieren, ob vielleicht neugeborene Kinder die Welt derart, das heißt als aller Typik beraubt, erleben. Für interessante experimentelle Beweise des Gegenteiligen vgl. Bower (1966/72) und Spelke (1990).

[212] Vgl. die Beispiele von Christensen (1993: 759) und Gurwitsch (BF: 195).

[213] „(...) *Unbekanntheit* ist jederzeit zugleich ein *Modus der Bekanntheit*." (Husserl, EU: 34)

Wenn auch Gurwitschs Trennung des impliziten vorprädikativen Erkennens von der expliziten kategorialen Klassifizierung überzeugend und berechtigt erscheint, so bleibt er dennoch eine positive Erklärung des erstgenannten Phänomens schuldig. Mangels einer klaren Vorstellung, wie die Wahrnehmungstypik genau aufzuklären sei, bleibt er auf die bildliche Sprache angewiesen. Die Schlüsselfrage lautet dann: Was heißt eigentlich, die Typik sei von den Objekten selbst „umhüllt", ihnen „inhärent" oder in ihnen „verkörpert"? Lassen sich diese metaphorischen Bestimmungen weiter explizieren? Bevor ich mich diesem Problem widme, ist eine Erweiterung ihres Anwendungsbereichs vonnöten.

Die typisierte implizite Strukturierung der phänomenalen Gegebenheiten kennzeichnet nicht nur die *intra*thematischen, sondern auch die *inter*thematischen Konstituenten eines Wahrnehmungsfeldes. Bevor ich beispielsweise ein völlig unbekanntes Zimmer betrete, habe ich einige implizite und typisierte „Erwartungen", und zwar nicht nur davon, wie das Zimmer von innen und von außen aussieht, sondern auch davon, welche Objekte sich darin vorfinden werden, in welchen wechselseitigen kausalen Beziehungen sie stehen, welche Lage das Zimmer innerhalb des Hauses einnimmt und so weiter. (Ich beträte das Zimmer nicht, wenn ich es nicht für selbstverständlich nähme, daß es einen Boden hat und dergleichen mehr.) In Husserlscher Terminologie ausgedrückt: Bei jedem intentionalen Erfahrungsakt sind der „Innen-" und der „Außenhorizont" – die passiven, typisierten Erwartungen mitgegenwärtig („vorgezeichnet").[214] Die apperzeptive Synthesis auf der vorprädikativen Ebene hält Husserl für regelkonform und versucht, sie durch Assoziationsgesetze beziehungsweise Begriffe wie „Weckung", „Sedimentierung", „Antizipation", „Identifikation", „Modalisierung", „Relations- und Beziehungserfassung" zu explizieren. Gurwitschs Erklärung dieses Phänomens ist dagegen auf die Gestaltlehre angewiesen: Er führt die passive, vorbegriffliche Konstitution des Wahrnehmungsfeldes auf die philosophisch modifizierten Organisationsprinzipien der Gestalttheorie zurück. An der Aussonderung des Themas aus dem Feld seien keine außersinnlichen Faktoren beteiligt: Es handele sich jeweils um einen „autochthonen Zug des Erlebnisstromes". Was hat aber dieser rudimentäre Prozeß mit den höheren (kategorialen) Konstitutionsformen – etwa mit der Konstitution der Sprach- oder Denkgegenständlichkeiten – gemeinsam? Gurwitschs Antwort lautet: die mit dem deskriptiven Prinzip der Gestaltkohärenz übereinstimmende *thematische Integrität*.

[214] Wie aus einer Bemerkung Husserls (EU: 28) zu erschließen ist, kann der Außenhorizont auch als ein „Horizont zweiter Stufe" verstanden werden, der sich auf den Innenhorizont, „den Horizont erster Stufe", bezieht und diesen „impliziert".

Die phänomenale zeitlich-räumliche Identität jedes Themas – unabhängig davon ob, es durch Anschauungs-, Erinnerungs-, Sprach- oder Denkakte intendiert wird – gründet in der Kohärenz seiner Teile.

Die außenhorizontalen (interthematischen) Beziehungen weisen aber im Vergleich mit den innenhorizontalen (intrathematischen) einige Besonderheiten auf. Um diesen Besonderheiten Genüge zu tun, führt Gurwitsch in seinem Hauptwerk *Das Bewußtseinsfeld* eine wichtige Neuheit ein: den Begriff der Relevanz. Dieser Begriff konnte aber – wie ich im Abschnitt 1.3 zu zeigen versuchte – seine wichtigste theoretische Aufgabe – den Begriff der Gestaltkohärenz zu ergänzen – nicht erfolgreich erfüllen.

Diesbezüglich muß nun konstatiert werden, daß dieser Begriff in seiner wichtigsten Aufgabe – als Ergänzung des Begriffes der Gestaltkohärenz – gescheitert ist. Das ist kaum verwunderlich angesichts der Tatsache, daß sich bereits der Begriff der Gestaltkohärenz als ungenügend erweist, über die hypothetische Gesetzmäßigkeit der aufeinander bezogenen Phasen eines Wahrnehmungserlebnisses Rechenschaft zu geben. Dies bezieht sich vor allem auf jene Fälle, in denen die Erlebnisphasen ein und desselben Objektes *keine sinnlichen Gemeinsamkeiten* teilen. (Es bleibt nämlich unklar, worin die „Kohärenz" zwischen jenen Phasen – zwischen jenen „Gestaltteilen" – bestehen sollte, die sich anschaulich völlig voneinander unterscheiden und daher kein gemeinsames „Ganzes" aufweisen.[215]) Desweiteren bleibt unklar, warum Gurwitsch auf zwei Beziehungsarten insistiert – auf der „Kohärenz" und der „Relevanz" –, da sich in seiner eigenen Interpretation die *inter*thematischen Beziehungen von jenen *intra*thematischen eher strukturell als inhaltlich unterscheiden. Man erfährt lediglich, daß die Strukturteile des Themas so „eng" miteinander verbunden seien, daß sie innerhalb des Ganzen keine Selbständigkeit besitzen; im Unterschied dazu seien Teile des thematischen Feldes „relativ selbständig". Eine inhaltliche Erklärung dieses Unterschieds – mit Blick auf die „sachlichen Bezüge" zwischen den Elementen (GTP: 199) – bietet Gurwitsch nicht. Darüber hinaus relativiert er seine Konzeption selbst, indem er an einigen Textstellen (zum Beispiel GTP: 209) behauptet, daß auch die *inter*thematischen Beziehungen zu einer Art von Gestaltbeziehungen gehörten.

Ungeachtet dieser Kritik möchte ich nun darauf hinweisen, daß das Phänomen der impliziten intentionalen Verweisungen eine notwendige Bedingung für die Konstitution

---

[215] Dies trifft besonders dann zu, wenn die Phasen – Wahrnehmungsakte – zeitlich *getrennt* sind – wenn ich zum Beispiel dieselbe Schildkröte, die ich gestern von oben gesehen habe, nun von unten sehe.

beider Strukturteile des Bewußtseinsfeldes ist: sowohl des Themas wie auch des thematischen Feldes. Diesen beiden Strukturteilen fügt Gurwitsch noch ein drittes bei – den *Rand* –, der sich vom thematischen Feld nicht klar trennen läßt.

Die dreifache Struktur des intentionalen Bewußtseins (Thema – thematisches Feld – Rand) läßt sich laut Gurwitsch an allen Akt- beziehungsweise Objekttypen nachweisen, unabhängig davon, ob es sich um schlichte Wahrnehmung handelt oder um jene höheren kognitiven Leistungen, die mit den prädikativen (kategorialen) Bewußtseinsarten zusammenhängen. Der sprachliche Bereich (im weitesten Sinn des Wortes) zeigt sich als didaktisch besonders geeignet, die Relevanzbeziehung zu erläutern – die Beziehung zwischen dem Thema (einem explizit gegebenen Satz) und seinem thematischen Hintergrund (einem System von Sätzen, auf das der thematisierte Satz implizit verweist):

> Weil das Phänomen des Zusammenhangs noematischer Natur ist, erweist sich die Beziehung zwischen dem gegebenen Satz und dem System, auf das er verweist, als eine viel engere und innerlichere als diejenige, die zwischen Bewußtseinsakten aufgrund ihrer bloßen Kontiguität in der phänomenalen Zeit besteht. Eine internoematische Relation kann nur auf den sachlichen Gehalten der jeweils beteiligten Noemata gegründet sein. Ein gegebener Satz verweist also auf ein System von Sätzen, nur weil die sachhaltigen Termini, die in es eingehen, in dem einen oder anderen Sinne relevant sind für die sachhaltigen Termini, die in den dem System angehörenden Sätzen fungieren. (BF: 270)

Daß das Phänomen des Zusammenhangs (der Relevanz) „noematischer Natur" ist, heißt also, daß es sich um eine semantische, „in den sachlichen Gehalten der jeweils beteiligten Noemata gegründete" Art von Beziehung handelt. Weder hier noch an anderen Stellen versucht Gurwitsch an diese Beziehung näher heranzugehen, geschweige denn sie inhaltlich – vom „sachlichen Gehalt" der Akte her – zu klären. Er begnügt sich mit der Feststellung, die angesprochene Beziehung sei „eine *viel engere und innerlichere* als diejenige, die zwischen Bewußtseinsakten aufgrund ihrer bloßen Kontiguität in der phänomenalen Zeit besteht". Man hat den Eindruck, daß hier die Grenzen der phänomenologischen Analyse erreicht werden. Denn, ähnliche Formulierungen (allerdings im Zusammenhang mit der vorprädikativen Typik) sind auch bei anderen Autoren auffällig:

> Husserl believes that my expectation [that the desk is four legged] has a *much more intrinsic and internal relation* to my perception [of the desk], and this can only be because my perception *alone* is in some way sufficient for my forming it. (Christensen, 1993: 764)

Das heißt: Ich *nehme* einen Tisch immer als vierbeinig *wahr*, auch wenn mir nur seine obere Fläche (beispielsweise die Tischplatte) anschaulich gegeben ist. Dies sollte ohne irgendeine

Vermittlung passieren, das heißt, ohne daß zuerst alle (oder zumindest einige[216]) – seien es sedimentierte oder bereits a priori vorhandene – Wissenselemente („implizite Überzeugungen", „Hintergrundannahmen") „durchgecheckt" werden müßten, um, von diesen „Prämissen" ausgehend, – etwa in der Art einer Schlußfolgerung – zur vorgenannten perzeptiven Erwartung gelangen zu können.

Es ist unbestreitbar, daß die beiden angeführten Zitate auf zwei verschiedene Aspekte des bereits beschriebenen Phänomens hinweisen. Während nämlich Christensen eine intrathematische und vorprädikative Beziehung zu erhellen versucht, nämlich das Verhältnis zwischen einem perzeptiven Erlebnis und den es begleitenden impliziten Erwartungen, setzt sich Gurwitsch mit jener Beziehung auseinander, die ein sprachliches, kategorial erfahrbares Thema mit einigen nicht zu ihm gehörenden, aber für es *relevanten* Hintergrundannahmen verbindet. Abstrahiert man jedoch von diesem Unterschied – welcher mit den bereits erörterten phänomenologischen Dichotomien vorprädikativ/kategorial, passiv/aktiv, Innen-/Außenhorizont, Kohärenz/Relevanz zu tun hat –, so bemerkt man eine Gemeinsamkeit, die sich für die Fortführung meiner Untersuchung als wichtig erweisen wird. Beide Autoren teilen die Einsicht, daß die Beziehung zwischen den Gliedern der intentionalen Relation eine äußerst „enge" beziehungsweise dem Erlebnis selbst „inhärente" ist. Dies darf auf den Umstand zurückgeführt werden, daß das zweite, implizite *relatum* dieser Relation „in" oder „neben" dem ersten, unmittelbar gegenwärtigen *relatum* jeweils *verborgen* bleibt.[217] Es geht nämlich um die Beziehung zwischen dem anschaulich oder unmittelbar gegebenen Noema (dem thematisierten Satz in Gurwitschs oder der unmittelbar präsenten Seite des Tisches in Husserls/Christensens Beispiel) einerseits und dem als Außen- beziehungsweise als Innenhorizont mit-gegenwärtigen noematischen System andererseits (dem System anderer Sätze; den Erwartungen hinsichtlich der unsichtbaren Seiten/Aspekte des Tisches).

Unter Umständen kann das zweite, implizite Glied der genannten Relation *explizit* gemacht werden, allerdings immer nur teilweise: Dann nämlich, wenn eine Konstituente des impliziten noematischen Systems aus diesem System ausgesondert und in ein selbständiges Thema verwandelt wird. Dabei handelt es sich um jene für unser Geistesleben ganz

---

[216] Aber welche?

[217] Vgl. Schütz (1982: 116), der über den „Horizont verborgener Implikationen" spricht.

gewöhnliche mentale Tätigkeit, die Gurwitsch unter der Bezeichnung „Thematisierung“ oder „Explikation“ erörtert[218]:

> The thematization consists in unfolding and articulating a noesis or noema into its constituents. The latter, which before thematization where imbedded in the initial noesis or noema and had an implicit efficacy – but nonetheless an efficacy – are now unraveled and displayed. Consequently, they can be apprehended and become themes themselves, whereas previously they only contributed to the constitution of another theme within which they played merely a silent role. (Gurwitsch, 1959/66: 395-6)

Als Beispiel: Ich kann meine Aufmerksamkeit auf die bisher mir nur implizit – als Teil des wahrgenommenen Segelbootes – gegebene Form des Segels richten oder auf die bisher nur implizit gegebenen Einzelheiten seiner räumlichen Umgebung, auf den unruhigen Meeresspiegel, auf die sich nähernden Regenwolken oder ähnliches. Ebenso kann ich – um Husserls Beispiel aufzugreifen – die Vierbeinigkeit des gesehenen Tisches, die vorher meiner perzeptiven Erfahrung implizit war, zum Thema erheben.

Gurwitsch läßt die äußerst interessante Frage offen, ob *alle* mitenthaltenen Konstituenten des Innen- beziehungsweise Außenhorizontes (also des Themas und des thematischen Feldes) auf diese Art thematisierbar sind. Aufgrund einiger seiner späteren Ansätze, vor allem dem des Begriffs der *Feldgliederung*, kann man mutmaßen, daß sich bestimmte Teile des Themas beziehungsweise des thematischen Feldes von anderen derartigen Strukturteilen abtrennen lassen, also zu selbständigen Themen werden können; im Unterschied zu jenen anderen, die innerhalb eines gemeinsamen Rahmens, den sie mit ihren Mitkonstituenten teilen, „eingeschlossen“ sind. (Zur Erläuterung dieser Tatsache hatte sich bereits der Leibnizsche Begriff der *petite perceptions* als hilfreich erwiesen.) Es liegt nun auf der Hand, daß die Bedingungen, unter welchen sich einige horizontale Implikationen von anderen absondern lassen, mit den genetischen beziehungsweise situationalen Umständen zusammenhängen. Obwohl diese Bedingungen von außerordentlichem Belang sind, hat vorerst – aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit – ein anderer, von Gurwitsch nur nebenbei erwähnter Aspekt dieses Problems Vorrang: der Umstand nämlich, daß auch die undiskriminierbaren, völlig verborgenen Implikationen „eine implizite Wirksamkeit –

---

[218] Es ist dabei wichtig, die praktische, alltägliche Thematisierung von jener theoretischen zu unterscheiden. Diese letztere kommt erst in der Anwendung eines besonderen methodischen Mittels, der „intentionalen Analyse“, zum Ausdruck. Ihre Aufgabe ist, „die Konstituentien herauszustellen, die in einer bestimmten Bedeutung enthalten und impliziert sind“ (BF: 236), oder – laut Husserl (KM: 83) – die „Enthüllung der in den Bewußtseinsaktualitäten implizierten Potentialitäten“. Mehr dazu siehe BF: §45. Die so verstandene intentionale Analyse ist übrigens die wichtigste methodische Gemeinsamkeit zwischen der phänomenologischen Bewußtseinsanalyse und der zeitgenössischen analytischen Philosophie des Geistes bzw. der Kognitionswissenschaft.

immerhin aber eine Wirksamkeit“ – aufweisen. Diese – wie Gurwitsch sie bezeichnet – „stillschweigende Rolle“ äußert sich darin, daß die impliziten Erfahrungselemente die *Disposition* haben, den Hauptakt zu beeinflussen oder, noematisch ausgedrückt, das originäre (unmittelbar präsente) Noema mitzubestimmen. Wie und unter welchen Bedingungen diese Disposition realisiert werden, das heißt die Mitbestimmung stattfinden kann (*muß* die Disposition realisiert werden oder genügt es, sie bloß zu *haben*?), ist aus den Ausführungen Gurwitschs leider nicht zu erschließen.

3 Der implizite Wahrnehmungsinhalt in der analytischen Philosophie

3.1 Der implizite Wahrnehmungsinhalt auf der vorbegrifflichen Ebene

3.1.1 Dretske und die zwei Kodierungsweisen

Wie bereits erklärt, läßt sich die Struktur jeder perzeptiven Erfahrung – wie auch jeder anderen Form der Intentionalität – in den gestaltpsychologischen Termini *Figur* („Thema") und *Hintergrund* („thematisches Feld" plus „Rand") phänomenologisch beschreiben. Es ist bemerkenswert, daß diese Struktur des menschlichen Bewußtseins in der semantischen Struktur eines sprachlichen Ausdrucks[219] oder einer bildlichen Darstellung erkennbar ist. Das, was in einem Kunstwerk dargestellt oder ausgedrückt wird, ist hinsichtlich der Figur-/Hintergrund-Aufteilung üblicherweise nicht neutral. Dem Leser eines Gedichtes oder dem Betrachter eines Gemäldes wird auf verschiedene Weise suggeriert, was zum Thema und was zum thematischen Hintergrund gehören soll.[220] Nehmen wir die bilderreiche Landschaftsszene, die uns William Butler Yeats (*The Wild Swans at Coole*) sprachlich vermittelt:

> The trees are in their autumn beauty,
> The woodland paths are dry,
> Under the October twilight the water
> Mirrors a still sky.
> Upon the brimming water among the stones
> Are nine-and-fifty swans.

Es ist offensichtlich, daß die jeweiligen Motive dieser Szene nicht gleichmäßig „fokussiert" werden, einige weisen mehr Details auf als andere. Ist eine solche Darstellung realistisch? Entspricht sie dem, was in einem gewöhnlichen perzeptiven Erlebnis vorkommt? In gewisser Hinsicht ja: Wir neigen unausweichlich dazu, einigen Segmenten des

---

[219] Diese Struktur wurde neulich von Leonard Talmy (2000) herausgearbeitet. Vgl. dazu seinen Aufsatz „Figure and Ground in Language", der ein vorbildliches Beispiel phänomenologischer Sprachanalyse ist.

[220] Eines der ältesten Mittel, diesen Effekt zu erzielen, ist die Perspektive in der bildenden Kunst. In einem sprachlichen Kunstwerk benutzt man hingegen verschiedene „Fokussierungen": Einige Motive werden bis in die kleinsten Einzelheiten geschildert, andere nur nebenbei erwähnt. Die endgültige Entscheidung allerdings, was als Figur und was als Hintergrund gilt, hängt vom *Rezipienten* selbst ab. Es versteht sich in diesem Zusammenhang, daß auch die „abwesenden" - ungesagten bzw. ungemalten – Motive als zum Hintergrund gehörend erlebt werden können.

Wahrnehmungsfeldes mehr Aufmerksamkeit zu widmen als anderen. Dennoch scheint uns der letzte Vers etwas „zu informativ" zu sein. Woher wußte der Dichter, daß es (genau) 59 Schwäne gibt, ohne sie gezählt zu haben? Hatte er in einem solchen (erhabenen) Moment nichts Besseres zu tun? Nehmen wir nun um des Arguments willen an, daß unser Beobachter kein allwissender Erzähler ist und daß seine Begegnung mit der Szene so schnell verlief (wie es für eine vorprädikative Erfahrung typisch ist), daß er außerstande war, derartige Finessen wie etwa die Anzahl der Teile zu beachten, die eine phänomenale Einheit – ein „figurales Moment", um Husserls Begriff zu benutzen – bilden. Kann man auch dann noch behaupten, daß er jeden einzelnen Schwan *gesehen* hat, obwohl er ihnen – als *Einzelgegenständen* – keine Aufmerksamkeit widmete? Darüber hinaus: Stimmt die Annahme, daß die (numerische) Information über die Anzahl der Schwäne auf irgendeine Weise miterfahren wurde?

Es gibt Philosophen, die solche Fragen ausdrücklich bejahen würden. So behauptet Fred Dretske im Rahmen seiner einflußreichen Informationstheorie des Wissens (*Knowledge and the Flow of Information*), daß man in solchen Fällen *mehr sieht*, als man imstande ist, kognitiv zu „verarbeiten", vereinzelt zu „repräsentieren". Dretske selbst führt ein ganz ähnliches Beispiel an, um zu zeigen, daß es „Informationen" gibt – wie die Informationen über die zu einem Ganzen gehörenden Teile –, die in einer Wahrnehmungserfahrung implizit enthalten sind. Obwohl der informationstheoretische Zugang mit dem phänomenologischen schwer zu vereinbaren ist, wird sich Dretskes Ansatz in dieser Arbeit als nützlich erweisen, und zwar nicht nur für das bessere Verständnis der impliziten Konstituenten eines perzeptiven Erlebnisses. So zitiere ich sein Paradebeispiel in extenso:

> You are looking at a fairly complex scene – a crowd of youngsters at play, a shelf full of books, a flag with all the stars and stripes visible. A reaction typical of such encounters, especially when they are brief, is that one has seen more than one was (or perhaps *could be*) consciously noticed or attended to. There were (as it turns out) 27 children in the playground, and though you, perhaps, *saw them all*, you are unaware of how many you saw. Unless you had the time to count, you do not *believe* you saw 27 children (although you may certainly believe something less specific – e.g., that you saw *many* children or *over a dozen* children). You saw 27 children, but this information, precise numerical information, is not reflected in what you know or believe. There is no cognitive representation of this fact. To say one *saw* this many children (without realizing it) is to imply that there was *some* sensory representation of each item. The information *got in*. It was *perceptually* coded. Why else would it be true to say you saw 27 children rather than 26 or 28? Therefore, the information that is cognitively extracted from the sensory representation (the information, namely, that there are *many* children in the yard, or *over a dozen* children) is information that the sensory structure codes in *analog* form. (KFI: 146-147)

Um die Pointe dieses Beispiels zu verstehen, ist es zunächst nicht notwendig, zu begreifen, was Dretske mit „analoge Kodierung" genau meint. Meiner Auseinandersetzung mit seinem Ansatz möchte ich deswegen zwei wichtige Bemerkungen voranstellen.

Erstens: Wie aus dem Zitat ersichtlich ist, beruht Dretskes informationstheoretischer Zugang auf der von Gurwitsch kritisierten und mit einer phänomenologischen Theorie unverträglichen Konstanzannahme.[221] Die Information, die in ein informationsverarbeitendes System „eingetreten ist" (*got in*) und die sich von ihm auf verschiedene Weisen repräsentieren („kodieren") läßt, ist für Dretske ein und dieselbe abstrakte – und zugleich objektiv existierende – Entität. Sie ist unveränderlich und interpretationsneutral. Das heißt: Unabhängig davon, in welcher Phase mentaler Prozessierung sich die aus der Umgebung ergriffene Information befindet – sensorisch oder kognitiv[222] –, bleibt ihr Inhalt, der „Informationsinhalt", *konstant*. Zu theoretischen Zwecken läßt sich dieser Inhalt (ganz analog zu den Husserlschen Noemata) in propositionaler Form ausdrücken, was wohlgemerkt nicht heißt, daß die Information selbst in dieser Form einkodiert werden muß.

Zweitens: Um die Hypothese zu begründen, daß es in solchen Fällen „eine sensorische Repräsentation jedes Einzelstücks" (*item*), jedes Details des (im weitesten Sinn gefasten) Wahrnehmungsfeldes gibt, führt Dretske eine Reihe nichtfiktionaler Beispiele an. Eines von diesen beschreibt die experimentell nachgewiesene und von Psychologen ausgiebig untersuchte Fähigkeit, kurzzeitig gesehene Buchstabenreihen wiederzugeben. An diesem Fall ist weniger interessant, daß die Wiedergabe nie vollständig erfolgt (das heißt, daß die Kapazität unseres „ikonischen Gedächtnisses" eine präzise feststellbare Grenze aufweist), sondern daß man sich bei wiederholten Versuchen an *jeweils andere Buchstaben* (aus derselben Reihe) erinnert. Dretske schließt aus diesem und ähnlichen Fällen, daß die vorbewußte, rein „sensorische" Repräsentationsebene mehr „Informationen" birgt, als das Subjekt auf einmal wiederzugeben (aus dem Gedächtnis abzurufen, sprachlich zu artikulieren) imstande ist.[223] Daraus leitet er verallgemeinernd ab, daß es zwei Weisen der „mentalen Kodierung" gibt: die

---

[221] Präziser: auf der *empiristischen* Variante dieser Annahme. Siehe Abschnitt 1.2.

[222] In seinen Ausführungen neigt Dretske dazu, die Feinunterschiede zwischen den jeweiligen Phasen des gesamten „informationsverarbeitenden Prozesses", der sich im menschlichen Geist abspielt, zu ignorieren. Ihm geht es vor allem darum, jene Umgestaltung aufzuzeigen, die durch den Übergang von der sinnlichen (sensorischen) zur kognitiven (semantischen) Behandlung der Information zustande kommt und die mit der besonderen Art ihrer Kodierung zusammenhängt. Daher darf er alle vor-kognitiven (nicht-konzeptuellen) Prozesse theoretisch gleich behandeln, wie aus dem folgenden Zitat ersichtlich wird: „[P]erception is a process (or if you will, the result of a process) in which sensory information is coded in analog form in preparation for cognitive utilization".

[223] „Although the subjects could identify only three or four letters, information about *all* the letters (or at least *more* of the letters) was embodied in the persisting ‚icon'. The sensory system has information about the character of all nine letters in the array while the subject has information about at most four. The availability of this information is demonstrated by the fact that after removal of the stimulus the subject can (depending on the nature of later stimulation) still extract information about any *letter* in the array. Hence, information about all the letters in the array must be available in the lingering icon." (KFI: 150)

sensorisch-perzeptive (bildliche) und die kognitiv-konzeptuelle (propositionale). Wobei er den Unterschied zwischen den beiden Repräsentationsweisen durch die rein informationstheoretischen Termini „analog" versus „digital" zu explizieren versucht. Nach diesen Vorbemerkungen kann nun die Zusammenfassung seiner Theorie folgen.[224]

Eine „informationstragende Struktur" *S* – sei es ein symbolischer, ein mentaler oder ein rein physischer Zustand/Ereignis – verkörpert potentiell unendlich viele Informationen über ein jeweiliges Objekt *o*, wobei diese Informationen auf zwei verschiedene Weisen einkodiert sein können. Die *spezifischste* Information *I*, die *S* über *o* übermittelt, ist *digital* kodiert. Alle anderen Informationen über *o* sind *analog* kodiert, weil sie ‚in *I* schon *inbegriffen* oder, wie es bei Dretske heißt, „eingebettet" (*nested*) sind. Eine Information *I'* ist in der Information *I* eingebettet, wenn (und nur wenn) sie von *I* entweder logisch-analytisch oder empirisch – „*as a matter of empirical fact or law*" – impliziert wird. Zum Beispiel: Die Information, daß es im Teich einen Schwarm von Schwänen gibt, ist eingebettet in die *spezifischere* Information, daß es im Teich (genau) 59 Schwäne gibt. Das Signal kann nicht die erste Information tragen, ohne die zweite „mitzutragen". Oder: Die Information, daß *o* ein Parallelogramm ist, ist eingebettet in die *spezifischere* Information, daß *o* ein Quadrat ist. Ebenso: Die Information, daß *o* Mensch ist, ist eingebettet in die *spezifischere* Information, daß *o* Sokrates ist. Verallgemeinert: Trägt das Signal *S* die spezifischste Information „*o* ist *F*", dann kann es keine zusätzliche Information „*o* ist *G*" tragen, welche in der ersten Information („*o* ist *F*") nicht schon eingebettet wäre. Die spezifischste Information, die eine Struktur über ein Objekt enthält, gilt als ihr *semantischer Inhalt*. Jede Struktur, die einen genuinen semantischen Inhalt haben kann, manifestiert einen „höheren Grad der Intentionalität". Unsere doxastischen mentalen Zustände wie Annahmen, Überzeugungen, Urteile und dergleichen sind typische Strukturen mit semantischem Inhalt, im Unterschied zu jenen Strukturen, die bloß einen Informationsgehalt verkörpern. Zu diesen letzteren gehören die rein sensorischen Zustände jedes informationsverarbeitenden Systems: seien es die quantitativen Zustände, die ein Voltmeter oder ein Tachometer registrieren, seien es die rein qualitativen (phänomenalen) Zustände eines menschlichen oder tierischen Innenlebens. Die Besonderheit und der unwiderstehliche Charme dieses Ansatzes liegen vor allem darin, daß der Unterschied zwischen den Systemen, die zu einem semantischen Inhalt – einem

[224] Zu einer ausführlichen Explikation vgl. KFI: Kapitel 6 und 7, insbesondere S. 137-138 und 175-185. Vgl. auch Dretskes (1985) gekürzte Darstellung seiner Theorie. Wie aus dem folgenden Absatz klar wird, benutzt Dretske „die bekannte Terminologie – analog vs. digital – in etwas nicht-orthodoxer Weise" (S. 137).

„höheren Grad der Intentionalität" – fähig sind, und jenen Systemen, die bloß einen „Informationsinhalt" aufweisen, weder mit Bewußtsein noch mit phänomenalen Zuständen zu tun hat. Der Unterschied gehe, so Dretske, aus einer „objektiven", mit der „Verarbeitung der Informationen" verbundenen Angelegenheit hervor.

Zwecks meiner weiteren Ausführungen begnüge ich mich mit der folgenden Simplifizierung der gerade dargestellten Theorie: Die analoge (bildhafte) Kodierung bezeichnet, informationstheoretisch verstanden, die Repräsentationsweise der vorprädikativen Erfahrung (die bei Dretske *sensorische* oder *schlichte* Wahrnehmung heißt). Die digitale (propositionsartige) Kodierung bezieht sich dagegen auf die allgemeine Repräsentationsform des prädikativen Bewußtseins, wie sie in Akten des Erkennens, Erfassens, Denkens oder Sprachgebrauchs zum Ausdruck kommt.[225] Den Übergang vom Analogen zum Digitalen versteht Dretske als einen informationsverarbeitenden Prozess, den Prozess der „Digitalisierung". Eine analog kodierte Information zu digitalisieren, heiße, diese Information aus einer „reicheren Informationsmatrix", in der sie „eingebettet" sei (KFI: 153), herauszuheben ,und für eine „mögliche kognitive Verwendung" bereitzustellen. Dies geschehe im Zuge eines *Informationsverlustes*: „Digital conversion is a process in which irrelevant pieces of information are pruned away and discarded. Until information has been lost, or discarded, an information-processing system has failed to treat different things as essentially the same. It has failed to classify or categorize, failed to generalize, failed to ‚recognize' the input as being an instance (token) of a more general type." (KFI: 141)[226]

---

[225] Vgl. Dretskes vieldiskutierten Aufsatz „Conscious Experience" (1993), in dem der Unterschied zwischen diesen zwei Grundtypen der bewußten Erfahrung dargestellt und erörtert wird – der Unterschied zwischen der *nicht-epistemischen* und der *epistemischen* Wahrnehmung, *Ding-Bewußtsein* und *Fakt-Bewußtsein*, dem Gewahrwerden, das *keine Begriffe* voraussetzt, und dem Gewahrwerden, bei dem eine *konzeptuelle Vermittlung* unerläßlich ist. Der Zweck dieser Unterscheidung und der dazu vorgebrachten Argumente und Beispiele ist, zu beweisen, daß der erste Bewußtseinsmodus eine eigenständige, vom zweiten Modus unabhängige mentale Gattung ausmacht. Es geht nicht nur darum, daß das Bewußtsein von einem jeweiligen Objekt kein Bewußtsein von irgendwelchen Tatsachen über dieses Objekt voraussetzt; um ein Objekt zu sehen oder zu hören oder dessen auf sonstwelche Weise gewahr zu werden, ist es nicht notwendig, daß das Erfahrungssubjekt seines Gewahrwerdens selbst gewahr wird (weder im Sinn des Ding- noch im Sinn des Fakt-Bewußtseins). Man kann gewisse mentale Inhalte haben, ohne zu wissen, daß man sie hat.

[226] Eines von Dretskes überzeugenderen Beispielen für Digitalisierung ist das akustische Tachometer. Er entwirft hierbei ein mechanisches Meßgerät, welches jede Geschwindigkeit bis zu 50 Meilen/Stunde messen kann, jedoch nicht in der Lage ist, diese Information ohne Informationsverlust in ein akustisches Signal zu verwandeln. Zum Beispiel befindet sich das System in einem (analogen) Zustand, welcher eine Geschwindigkeit von 32 Meilen/Stunde repräsentiert; dieser sehr präzise Zustand kann jedoch nicht in digitaler Form dargestellt werden, da das System für jede Geschwindigkeit zwischen 25 und 50 Meilen/Stunde nur *denselben Ton* hervorbringen kann. Dretske führt aus:

> The problem lies in the system's built in limitation for converting information from analog to digital form. It can „recognize" a speed as between 25 and 50 mph, but (...) is unable to „recognize" finer details, unable

Obwohl er sich dazu nicht ausdrücklich äußert, geht Dretske hier von einer alten und sehr geläufigen Annahme über die Natur der menschlichen perzeptiven Erkenntnis aus. Es ist die Annahme von den zwei grundverschiedenen geistigen/neuralen Tätigkeiten, die sich – sowohl zeitlich wie auch räumlich – getrennt voneinander abspielen und die zwei Phasen des gesamten Wahrnehmungsprozesses ausmachen[227]: die sensorische (nicht-konzeptuelle) und die kognitive (konzeptuelle) Phase, wobei der *Output* der ersten Phase als *Input* der zweiten dient. Ob überhaupt und, wenn ja, wie sich der rein sensorische *Output* phänomenal manifestiert – wie er aussieht (sich anhört oder anfühlt) und ob dabei eine „repräsentationale" (intentionale) Aufgabe erfüllt wird –, dies sind sehr verwickelte und weiterhin offene Fragen, Fragen zum Problem des „nicht-konzeptuellen Wahrnehmungsinhaltes". Sie lassen sich eben darum nicht eindeutig beantworten, weil das Ergebnis der sensorischen Prozesse ein – viel eher theoretisch postuliertes als introspektiv nachweisbares – Zwischenergebnis ist, dessen Existenz und Funktion erst auf der Ebene des prädikativen Bewußtseins zum Ausdruck kommen. Man kann sich kaum Bedingungen vorstellen, unter denen sich dieser Zwischenzustand offenbaren würde, ohne durch die „höheren" mentalen Akte (Akte mit propositional ausdrückbarem Inhalt) bereits verändert worden zu sein. Das heißt: Falls es tatsächlich eine rein „analoge" Art des mentalen Inhalts gibt, so scheint diese nur indirekt nachweisbar zu sein.[228]

Es sei darauf hingewiesen, daß diese Unbestimmtheit bezüglich des ontologischen Status und der intentionalen Rolle der vorkognitiven Prozesse und Zustände eine repräsentationale (oder informationstheoretische) Wahrnehmungstheorie nicht weniger belastet als eine phänomenologische. Insoweit – und unter Berücksichtigung all dessen, was

---

> to make more subtle discriminations. It has no *concept* of something's being between 30 and 35 mph, no *belief* with this content, no internal structure with this kind of *meaning*. (KFI: 152)

[227] Die folgende Passage aus Thomas Reids (1785/1969) *Essay on the Intellectual Powers of Man* (Essay II, XVI) drückt diese Annahme sehr treffend aus:

> Sensation, taken by itself, implies neither the conception nor belief of any external object. It supposes a sentient being, and a certain manner in which that being is affected; but it supposes no more. Perception implies an immediate conviction and belief of something external – something different both from the mind that perceives, and the act of perception. Things so different in their nature ought to be distinguished. (...) But the perception and its corresponding sensation are produces at the same time. In our experience we never find them disjoined. Hence, we are led to consider them as one thing, to give them one name, and to confound their different attributes. It becomes very difficult to separate them in thought, to attend to each by itself, and to attribute nothing to it which belongs to the other. (Zitiert nach Humphrey, 1992: 26-27)

[228] Das ist eben der Grund, warum sich zum Beispiel Christopher Peacocke, einer der hartnäckigsten Befürworter des nicht-konzeptuellen Wahrnehmungsinhalts, nur auf theoretische (funktionale) Argumente berufen kann, um dessen Existenz plausibel zu machen. Diese Argumente werde ich im nächsten Abschnitt aufgreifen.

in diesen Theorien ungeklärt geblieben ist – darf Dretskes Digitalisierung mit dem Husserlschen Begriff der perzeptiven Synthesis gleichgesetzt werden.[229] Ein und derselbe analog kodierte Informationsgehalt kann, abhängig von den kontextuellen Bedingungen, verschiedene semantische Inhalte hervorbringen; die rein sensorische (bildhafte) Struktur kann als Instanz verschiedener, begrifflich vorbestimmter Typen repräsentiert werden. Phänomenologisch ausgedrückt: Eine im Sinnesfeld vorkonstituierte Struktur („Phantom", „Gestalt", „figurale Einheit") kann verschiedene noematische Formen annehmen, ungeachtet dessen, ob die intendierte Gegenständlichkeit durch den Erfahrungsverlauf weiter als identisch erlebt wird oder sich phänomenal so verwandelt, daß sie sich nicht mehr als *dasselbe Etwas* bezeichnen läßt.[230] Bei Dretske heißt es:

> The process of generating different semantic structures from one and the same internal analog representation, is meant to correspond to the way the perception (...) can yield different beliefs about the object (different semantic structures) depending on the background, experience, training, and attention of the subject. The kind of semantic structure evoked by the incoming signal determines *how the system interprets* what it perceives. (KFI: 181-182)

Selbst wenn man die durchaus interessante Frage außer acht läßt, wie genau die vier aufgezählten Faktoren (Hintergrund, frühere Erfahrung, Übung und Aufmerksamkeit) auf den Wahrnehmungsprozeß einwirken, so daß diese (und nicht eine andere) semantische Struktur durch das hereinkommende Signal „hervorgerufen" (*evoked*) wird, drängt sich eine andere, vorrangige Frage auf. Was ist das eigentlich, was das System „intern repräsentiert" *ehe der Interpretationsprozess einsetzt*? Auf den ersten Blick klingt es wenig überzeugend, daß jede einzelne von unseren Sinnesorganen registrierte und das Wahrnehmungsobjekt mitbestimmende „Informationseinheit" in irgendeinem *mentalistischen* Sinne des Wortes als „repräsentiert" gilt – in dem Sinn nämlich, der die Verwendung von Verben wie „sehen" oder „hören" rechtfertigen würde. Um dies nachzuvollziehen, sollte man sich ein reichlich strukturiertes Wahrnehmungsobjekt vorstellen, dessen Bestandteile – im Unterschied zu den von Dretske angeführten Fällen (amerikanische Fahne, Bücherregal oder Kindergruppe) – bereits *sensorisch* voneinander indiskriminierbar sind (wie etwa beim Anblick einer bunten Blumenwiese aus der Ferne oder beim Hören der Meeresbrandung).[231] Hierbei wirkt

---

[229] Mit einer wichtigen Einschränkung: Für Husserl scheint die „Deutung" („Auffassung", „Apperzeption") des sinnlichen („hyletischen") Materials nicht begrifflich vermittelt zu sein. Das ist aber ein interpretativer Streitpunkt. Vgl. Mulligan (1995: 206-7 und Fußnote 27).

[230] Wie im Beispiel der Zwei-Gesichter/Vase-Figur oder in Husserls Beispiel mit der Frauengestalt, die sich als Wachsfigur entpuppt. (LU V: §27)

[231] Vgl. auch Wittgensteins Beispiel mit der tausendseitigen Figur, die unter normalen Bedingungen jeweils als ein Kreis erscheint.

Dretskes Behauptung, es gebe „eine sensorische Repräsentation *jedes* Einzelstücks", willkürlich – außer natürlich in jenem Fall, in dem der Bezeichnung „sensorische Repräsentation" eine bloß physiologische, nicht-mentalistische Bedeutung zugesprochen wird.

Dretske erkennt diese Schwierigkeit und wehrt sich gegen eine naive, „psychophysikalische" Auffassung der sinnlichen Erfahrung:

> I do not mean to suggest that there is a psychophysical correspondence between the information contained in the physical stimulus (or temporal sequence of stimuli) and the information contained in the sensory experience to which that stimulus gives rise. There is obviously a *loss* of information between the receptor surfaces and the internal representation. (KFI: 147)

Der hier angesprochene Informationsverlust kann natürlich nicht derjenige sein, den Dretske „Digitalisierung" nennt. Dieser Terminus sollte für die eigentlich *kognitiven* Prozesse reserviert sein, wobei es hier um jene Strecke des Informationsweges geht, die vom „physischen Stimulus" (oder von der „temporalen Sequenz von Stimuli") über die Rezeptoren unserer Sinnesorgane zur sensorischen Repräsentation führt. Da die sensorische Phase (per definitionem) an Informationsinhalt *reicher* ist als die daran anknüpfende(n) Phase(n), folgt (logischerweise), daß es beim Übergang von der sensorischen zur begrifflich vermittelten Erfahrung wiederum zu einem Informationsverlust kommen muß.

Trotz ihrer Einfachheit und Eleganz ist die informationstheoretische Erklärung unbefriedigend, weil sie uns keinen Ansatzpunkt gibt (außer der Menge an Information), wie die eine Phase des Wahrnehmungsprozesses von der anderen zu unterscheiden ist. Es bleibt vor allem unklar, wie der die sensorische Phase bestimmende Informationsverslust zu verstehen ist, wenn nicht wiederum als eine (vielleicht rudimentäre) Art von (begrifflicher?) Vermittlung („Proto-Digitalisierung"). Oder noch genereller: Warum es überhaupt zu einem zweiten Informationsverlust kommen muß oder warum nicht vielleicht noch weitere notwendig sind? Das heißt: Warum soll es ausgerechnet zwei Phasen des Wahrnehmungsprozesses beziehungsweise zwei Arten der „internen Repräsentation" geben? Vom Standpunkt der Informationstheorie *per se* erscheint dies mysteriös. Als ob er sich dieses Mangels bewußt wäre, ergänzt Dretske seine informationstheoretische Beschreibung durch eine „phänomenologische":

> (...) the preliminary operations associated with the preattentive processes (those which occur prior to the more elaborate perceptual processing associated with focal attention) yield only segregated figural units, units that lack the richness of information available in those portions of the visual field to which attention is given. Still, there is certainly more information embodied in

> this configuration of „figural units“ than we normally extract – information about the spacing, relative size, and position of the objects represented. (KFI: 147-148)

Bemerkenswert an diesem Zitat ist, daß der Inhalt, den die vorthematischen Prozesse (*preattentive processes*) aufweisen, als – verglichen mit dem Inhalt der thematischen Aufmerksamkeit (bei Dretske: *focal attention*) – zugleich *ärmer* und *reicher* an Information bezeichnet wird. Dies liegt darin begründet, daß Dretske hier zwei entgegengesetzte Perspektiven einnimmt: die phänomenologische Perspektive des Erfahrungssubjektes und die objektive Perspektive eines Informationstheoretikers. Aus der subjektiven Perspektive fehlt dem vorthematischen Bewußtsein die Reichhaltigkeit, die „Fülle“ eines thematisch intendierten Gegenstandes. Aus der objektiven Perspektive hingegen beinhaltet das vorthematisch Erfahrene – weil es eben um eine analog (bildlich) kodierte Struktur geht – mehr Informationen über die jeweiligen repräsentierten Objekte als jener Inhalt, der durch die intentionale Fokussierung (den Digitalisierungsprozeß) entsteht.

Zwei miteinander verbundene Schlüsse lassen sich aus dieser Bemerkung herleiten. Der erste ist, daß sich der phänomenologische Gesichtspunkt als unerläßlich erweist, und zwar auch dann, wenn man die mentalen Entitäten und Prozesse durch nichtmentalistische Termini – etwa mittels einer Informationstheorie à la Dretske – zu beschreiben und erklären versucht. Der zweite ist, daß auch der vorprädikativen, also der noch vor der „fokalen Aufmerksamkeit“ liegenden Phase des Wahrnehmungsprozesses ein phänomenaler Inhalt zugeschrieben werden kann. Wenn dies nicht so wäre, wäre es wenig sinnvoll, in diesem Zusammenhang von *Erfahrung* zu reden – und Dretske spricht ausdrücklich von „sensorischer Erfahrung“ –, und es erschiene noch weniger sinnvoll, den dieser Erfahrungsart eigentümlichen Inhalt, den „analogen Inhalt“, näher bestimmen zu wollen (weswegen sich der Gebrauch des mentalistischen Vokabulars – wie etwa im oben zitierten Ausdruck „abgesonderte figurale Einheiten“ – als unerläßlich erweist).

In den nächsten zwei Abschnitten beabsichtige ich, diesen zweiten Schluß weiter auszubauen, und zwar nicht nur unter Zuhilfenahme einiger neuerer Ansätze der analytischen Philosophie des Geistes, sondern auch mit Rücksicht auf die konvergierenden, im ersten Teil dieser Arbeit dargestellten phänomenologischen Analysen.

3.1.2 Peacocke und die „perzeptiven Szenarien“

Es ist nun soweit klar, daß Dretskes „sensorische Phase“ keine *rein* sensorische sein kann. Das ist nicht nur mehreren Autoren aufgefallen, die sich mit der Dretskeschen

Wahrnehmungstheorie auseinandersetzten und/oder sie weiterzuentwickeln versuchten,[232] sondern wurde auch von Dretske selbst eingeräumt. Ich denke hier an seine Aussage, daß bereits auf dem Weg von den Rezeptoren unserer Sinnesorgane zur „internen Repräsentation" einige Informationen ausgefiltert werden. ("There is obviously a *loss* of information between the receptor surfaces and the internal representation.") Dies weist nämlich darauf hin, daß unserem Wahrnehmungsfeld eine elementare, vorbegriffliche Gliederung innewohnt oder, informationstheoretisch ausgedrückt, daß einige Informationen aus der „Informationsmatrix" schon extrahiert („vor-digitalisiert") worden sind, ehe sie dem „kognitiven Filter" zugeliefert werden. Informationen welcher Art sind das? Oder andersherum: Falls es etwas wie eine Zwischenebene der perzeptiven Erfahrung gibt, die weder „rein sensorisch" noch bereits „begrifflich" ist, kann ihr Inhalt dann expliziert werden? Und was bedeutet diese Explikation für die Intentionalitäts- bzw. Bewußtseinsproblematik? Ist der vorbegriffliche Inhalt auch *intentional* und nicht bloß phänomenal? Und in welchem Sinn wird man seiner gewahr? Dies sind die Fragen, denen ich mich in diesem Abschnitt widmen möchte.

Selbst diejenigen Philosophen, die einen vorbegrifflichen Erfahrungsinhalt befürworten, sind sich über viele Details ihrer Position nicht einig. Ich werde an dieser Stelle solche Unterschiede übergehen, damit die für meine weiteren Ausführungen relevanten Gemeinsamkeiten zum Vorschein kommen können. Alle erwähnten Autoren gehen davon aus, daß die Informationen über die räumlichen und sinnlichen Eigenschaften der wahrgenommenen Objekte – Größe, Form, Farbe, Härte, Textur, Kontrast, Helligkeit, räumliche Lage, Bewegung usw. – uns *vorthematisch* und *vorbegrifflich* vorliegen. Die ausführlichste und ausgefeilteste Theorie darüber findet man – zumindest für den Fall der visuellen Wahrnehmung – bei Christopher Peacocke.[233] Sein Hauptbegriff „Szenario-Inhalt" (*scenario content*) bezeichnet denjenigen Teilinhalt einer alltäglichen visuellen Erfahrung, der durch bestimmte „Wahrnehmungsweisen" (*manners of perception*) spezifiziert wird – die Weisen, den umgebenden Raum des Wahrnehmungssubjekts mit Eigenschaften, Relationen

---

[232] Siehe zum Beispiel Élisabeth Pacherie (2000: 237), die zu folgendem Schluß kommt:

> what is needed in order to give a more accurate account of perceptual phenomena is not a twofold distinction of the kind advocated by Dretske [d.h. sensorisch gegenüber begrifflich] but a threefold distinction allowing for an intermediate level of perceptual content that is structured and yet not-conceptual.

Dies ist eine Position, die jener von Christopher Peacocke sehr nahe kommt.

[233] Vgl. Peacocke (1983/97, 1986/2004, 1992, 2001a, 2001b)

und Größen auszufüllen. Jedem „minimal diskriminierbaren Punkt" innerhalb des Gesichtsfeldes (räumlich bestimmt durch drei Achsen, deren Ausgangspunkt im Brustkorb des Wahrnehmungssubjekts liegt), kommt ein „Wert" (*value*) zu, der eine von den bereits aufgezählten Eigenschaften ausdrückt und konsistent mit der „Richtigkeit" (*correctness*) der visuellen Erfahrung ist. Die Gesamtheit dieser Werte – der „Einzelweisen", nach welchen das Gesichtsfeld sinnlich/räumlich strukturiert wird – gibt uns eine vollständige Beschreibung – ein „Szenario" – des sinnlichen Inhalts eines visuellen Wahrnehmungserlebnisses. Ich gehe nun davon aus, daß Dretskes oben zitierte Beschreibung der „abgesonderten figuralen Einheiten" – Strukturen, „die Informationen über den Abstand, die relative Größe und die Position der repräsentierten Objekte beinhalten" – ungefähr dem entspricht, was Peacocke mit seinem Hauptbegriff vorschlägt. Da ich Peacockes delikater Argumentation für die Existenz der perzeptiven Szenarien hier nicht nachgehen kann, versuche ich zunächst, ihr Ergebnis mit Hilfe meines Standardbeispiels darzulegen.

Daß mir die Entfernung zwischen meinem Segelboot und einer Insel, an der ich vorbeifahre, sensorisch gegeben ist, heißt, daß für mich diese Länge bereits irgendwie aussieht, *bevor* ich – und unabhängig davon, ob ich – für sie ein Erkenntnisinteresse entwickele. Diese mutmaßliche Erfahrungsart ist durchaus qualitativer und intuitiver Natur, aber doch eine intentionale Angelegenheit: Ihr Inhalt *präsentiert* mir einen (wieder identifizierbaren) Aspekt der außermentalen Wirklichkeit. Dies geschieht auf eine völlig *passive* Art und Weise: Damit die jeweilige Länge zum Teil meines Wahrnehmungsinhalts wird, brauche ich sie weder (bewußt) einzuschätzen noch mittels eines Instrumentes zu messen, noch auf sonstwelche aktive Weise zu „re-präsentieren". (Und wenn ich sie so repräsentieren würde, wäre diese Repräsentation notwendigerweise unzulänglich: Sie wäre nie imstande, den *ganzen* Inhalt meines ursprünglichen Erlebnisses wiederzugeben.[234]) Es ist

[234] Laut Peacocke liegt dies an einem der wesentlichen Merkmale des nichtkonzeptuellen Wahrnehmungsinhalts, für das in jüngerer Zeit ein *terminus technicus* gebräuchlich geworden ist: „*fineness of grain*". Unsere typischen Begriffe „schneiden" die perzeptive Welt „zu grob", um die Feinunterschiede, die unserere sinnliche Erfahrung beinhaltet, restlos erfassen zu können. In Dretskescher Terminologie (siehe oben) heißt das: Ein analog kodierter Inhalt ist immer reicher an Information als sein digitales Korrelat. Hier ist aber Vorsicht geboten. Man kann auch – in sehr spezifischen Fällen – die Diskrepanz zwischen dem sinnlichen und dem begrifflichen Erfahrungsinhalt auf den entgegengesetzten Grund zurückführen. Es gibt nämlich Begriffe, die im Bezug auf das, was uns die Sinne präsentieren, „zu fein eingestellt" (*fine-tuned*) sind. Stellen wir uns einen demonstrativen Begriff vor (vgl. Kelly, 2001: 604-605), der zur Identifizierung einer bestimmten Farbnuance dient – Safrangelb 1017 etwa. Stellen wir uns weiter vor, daß diese bestimmte Nuance in meinem visuellen Gedächtnis nicht vorhanden ist. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher „Begriff" *meiner* Farb-Wahrnehmung (im Unterschied zu der eines Kunstmalers oder eines Anstreichers) nicht entspricht, weil meine Anschauungen – aus Mangel an vielfältigeren Farbbegriffen – für die jeweilige Nuance blind sind. Man kann ein analoges

nicht einmal notwendig, die Objekte, die als *relata* dieser räumlichen Relation fungieren, zu identifizieren, geschweige denn sie „richtig" zu identifizieren. Es genügt, daß der entsprechende Abschnitt meiner Umwelt meinen Sinnesorganen zugänglich ist und daß ich als Wesen fähig bin, das sinnlich Erfaßte nach diesem oder jenem Szenario räumlich zu strukturieren, auf eine bestimmte Weise erscheinen zu lassen. (Peacocke geht übrigens davon aus, daß auch vorsprachliche Kinder und manche Tiere dieselbe Fähigkeit besitzen.[235] Darüber hinaus: Der entscheidende Grund (für ihn), den nichtkonzeptuellen Inhalt zu unterstellen und ihm nachzugehen, „lies in the need to describe correctly the overlap between human perception and that of some of the nonlinguistic animals"[236].)

Die bestimmte Weise, auf welche mir die angesprochene Entfernung gegeben ist, muß natürlich nicht der objektiv meßbaren Länge entsprechen – die Insel kann mir näher erscheinen, als sie tatsächlich ist. Wie sie mir erscheinen wird, hängt von vielen subjektiven und kontextuellen Faktoren ab: Erfahrungen, Aufmerksamkeitsgrad, die Position meines Leibes (Beobachtungswinkel), Beleuchtung, relative Größe der Insel (im Bezug zu anderen Objekten) und so weiter. Entscheidend ist aber, wie Peacocke zu beweisen versucht, daß eine derartige Präsentationsweise keinesfalls mit dem Einfluß irgendeiner vermittelnden Aktivität verwechselt wird; selbst nicht mit der Verwendung eines demonstrativen Begriffes,

---

Beispiel aus dem Bereich der Tonwahrnehmung anführen. Das Fazit aller solchen Beispiele ist: Das Schlüsselargument gegen die Möglichkeit der begrifflichen Identifizierung des Wahrnehmungsinhalts ist nicht die „Feinkörnigkeit" dieses Inhalts; es ist vielmehr – wie ich bald zeigen werde – der Umstand, daß keine Eigenschaft (eines putativen Wahrnehmungsobjektes) isoliert von anderen Eigenschaften (desselben Objektes bzw. der umgebenden Objekte) im Wahrnehmungsfeld vorkommt, was wiederum heißt, daß die Erscheinungsweise einer jeweiligen Eigenschaft so spezifisch ist, daß es keinen Begriff geben kann, der diese Erscheinungsbedingungen im voraus zu bestimmen imstande wäre.

[235] Vgl. die folgende Bemerkung:

> Cats, dogs, and animals of many other species, as well as human infants, perceive the world, even though their conceptual repertoire is limited, and perhaps even nonexistent. These perceptions are subserved by perceptual organs, and in the case of higher species, subserved by brain structures similar in significant respects to those which subserve mature human perception. (Peacocke, 2001a: 260)

Die Schlüsselfrage ist vielmehr, in welchem Ausmaß sich die Inhalte dieser Wahrnehmungen *gleichen*, das heißt in welchem Ausmaß "the animal has a visual experience as of a surface at a certain orientation, and at a certain distance and direction from itself, in exactly the same sense in which an adult human can have a visual experience with that as part of its content." (S. 260) Viele Autoren – unter ihnen zum Beispiel McDowell, der schärfste Kritiker von Peacockes Idee des nichtkonzeptuellen Inhalts – vetreten diesbezüglich eine Kantsche Position, gemäß der "the objective world is present only to a self-conscious subject, a subject who can ascribe experiences to herself" (McDowell, 1994: 114). Gurwitsch würde es so ausdrücken: Jedes objektivierende Bewußtsein enthält notwendigerweise eine – völlig passive – *reflexive* Komponente: ein „Randbewußtsein" von sich selbst. Peacockes Antwort auf diese These läßt sich in einem Satz zusammenfassen: „We should always distinguish between content that is objective, and content that is not only objective, but which is also conceived as objective." (2001a: 264) Mit anderen Worten: Der rein sensorische Wahrnehmungsinhalt eines Lebewesens kann objektiv sein, ohne daß dieses Wesen imstande ist, diesen Inhalt *als objektiv* zu begreifen.

[236] Peacocke, 2001b: 614-615.

eines Begriffes mit dem indexikal bedingten Inhalt *diese Entfernung*. Denn, meint Peacocke, erst dank einer vorbegrifflichen, interpretationsneutralen Präsentationsweise kann ich einen demonstrativen Begriff gestalten und nach Bedarf anwenden – ein Wahrnehmungsurteil vollziehen, das Präsentierte (als etwas Vorbekanntes) *re*-präsentieren.[237] Was diesen Typus der mentalen Darstellung von höheren Darstellungsweisen – jenen propositionalen und/oder begrifflichen und/oder sprachlichen – unterscheidet, ist der Umstand, daß das Dargestellte dem Subjekt als „fein granuliert" (*fine-grained*) und „einheit-frei" (*unit-free*) erscheint. Es gibt allerdings noch eine wichtige Besonderheit des nichtkonzeptuellen Inhalts.

Daß ich mir der Entfernung zwischen zwei Punkten meines perzeptiven Raumes vorthematisch und vorbegrifflich gewahr bin, heißt auch, daß mir diese Relationseigenschaft *zusammen* mit – und indiskriminierbar von – anderen Aspekten des visuellen Szenarios gegeben ist. Mein visuelles System kann sie nicht darstellen, ohne zugleich viele andere Eigenschaften darzustellen:[238] Farbe, Textur, Größe, Bewegungsrichtung, Geschwindigkeit und so weiter. In Dretskes Worten: Die jeweilige Information wird *analog* kodiert, wie auch jede andere Information, die das „Signal" – das neurophysiologische Korrelat meines Erfahrungsaktes – „trägt". Die *eine* Information, die hierbei – weil sie am spezifischsten ist – als digital kodiert gilt, ist die Zusammensetzung *all dieser Einzelinformationen*. Wenn man eine solch komplexe Struktur wie das momentane visuelle Szenario in *propositionaler* Form vollständig ausdrücken wollte, wäre das Ergebnis – die sprachliche Wiedergabe einer visuellen Szene – eine langwierige Konjunktion ihrer Konstituenten (Einzelpropositionen).

Es ist nicht schwer, ein authentisch phänomenologisches Motiv in Peacockes Ansatz zu erkennen. Die besondere Art und Weise, auf welche sich das Wahrgenommene dem Subjekt vorbegrifflich präsentiert (*manner of presentation*), entspricht – *mutatis mutandis* – dem, was Gurwitsch unter „Abschattung", „Objekt-als-wahrgenommen" oder

---

[237] „The nonconceptual content of perceptual experience contributes to making available to a thinker various perceptually based concepts. Only a thinker who has a perceptual experience with a certain kind of nonconceptual representational content can employ such perceptual-demonstrative concepts as *that shape*, *that texture*, *that interval in time*." (Peacocke, 2001a: 242)

[238] Es drängt sich hier die Frage auf: Eigenschaften *wovon* sind es, von denen hier die Rede ist? Was ist ihr „Träger"? Da wir in diesem Kapitel stets mit der vorprädikativen Erfahrungsebene zu tun haben, mag die scheinbar selbstverständliche Antwort – es seien die Wahrnehmungsobjekte, denen die Eigenschaften gehören – als unbefriedigend erscheinen. Denn: Von Objekten im prägnanten Sinn kann erst im Zusammenhang mit den höheren Konstitutionstufen die Rede sein. Um diese Schwierigkeit zu bewältigen, kann man entweder „Quasi-" oder „Proto-Objekte" als Träger der Eigenschaften unterstellen oder über Eigenschaften *des Wahrnehmungsfeldes* selbst (kürzer: Feldeigenschaften) sprechen. Je nach Kontext werde ich beide Ausdrucksweisen benutzen.

„Wahrnehmungsnoema" versteht – das Objekt, wie es sich dem Bewußtsein *rein anschaulich* darbietet. Zur Begründung dieser Parallele kann die folgende Erklärung Peacockes dienen:

> Whenever someone perceives something – an object, a property, a magnitude – he perceives it in a particular way, or, as I shall say, in a particular manner. These manners comprise part of the content of perceptual experience, and it is of them that we have to give some account in saying what that content is. (Peacocke, 1986/2004: 309)

Man könnte dem folgendes gegenüberstellen: Bei Gurwitsch fungiert das Wahrnehmungsnoema als *Strukturteil des vollen Noemas* – des Objektes selbst – und läßt sich nur theoretisch (unter dem Vorbehalt der phänomenologischen Reduktion und zwecks einer besonderen Art der Beschreibung) von diesen getrennt betrachten.[239] Denn, es gehört zum Wesen aller Typen der intentionalen Beziehung, und das heißt auch der schlichten (vorprädikativen) Wahrnehmung, von der hier die Rede ist, daß es immer etwas gibt, was die Abschattung abschattet: Eine Präsentationsweise ist jeweils die Präsentationsweise eines Dinges.[240] Aber auch Peacocke räumt dies ein, wenn er in der Fortsetzung der oben zitierten Erklärung sagt: „To say that (...) things are perceived in particular manner is not at all to imply that these things are not themselves perceived. On the contrary: the notion has been introduced here in the context of the phrase »thing perceived in a particular manner« ". Für ihn also – wie meines Erachtens auch für Gurwitsch – gehört die bestimmte Wahrnehmungsweise des Objektes zum impliziten oder Teilinhalt eines normalen Wahrnehmungserlebnisses.

Nichtsdestotrotz ist für manche Philosophen – vor allem für die existenz-phänomenologisch ausgerichteten – dieser Ansatz schwer nachvollziehbar: Gurwitschs „Abschattungen" oder Peacockes „Präsentationsweisen" könnten uns niemals unmittelbar gegeben sein, weil diese – als zweidimensionale Entitäten – einer introspektiv nicht nachweisbaren Ebene angehören – der Ebene *nichtintentionaler* Entitäten (wie etwa Sinnesdaten oder Sinneseindrücke). In unseren alltäglichen, unreflexiven Erfahrungen begegnen wir jeweils den vollkonstituierten – im typischen Fall: dreidimensionalen – Objekten. Die folgende Passage von Juan-José Botero, der sich von Wittgensteins bekannter

---

[239] Das heißt: getrennt von all denjenigen mit-intendierten Komponenten, mit denen sie eine feste Einheit bildet.

[240] Mit der möglichen Ausnahme eines visuellen oder akkustischen „Phantoms". Gurwitschs (1959: 422) identifiziert dieser Fall mit der hypothetischen Situation, daß „der Gegenstand sich für das wahrnehmende Bewußtsein in einer seiner Erscheinungs- und Darstellungsweisen erschöpfte, daß er in einer seiner Abschattungen völlig aufginge".

Kritik der phänomenologischen Vorgehensweise inspirieren ließ, drückt diesen Einwand so aus:

> But we really see three-dimensional Objects; objects that are not three-dimensional, that is, objects *within* the experience are derivative and only „come through" when our attention is directed toward the experience itself. We see „profiles" and „adumbrations" only when we shift from objects to intentional objects. I mean: what are you looking at when you see adumbrations? Not the world. You are starting at present, momentaneous state of your consciousness and at that very instant you see an adumbration. (Botero, 1999: 453)

Es kann keine Zweifel daran geben, daß die typischen, alltäglichen Erfahrungen uns die typischen, dreidimensionalen Objekte erkennen lassen – Objekte mit intentionalem und darstellendem Inhalt. Das bedeutet aber

(1) weder, daß es *andere*, nicht alltägliche Erfahrungen nicht gibt – Erfahrungen, denen die kognitive (erkennende) Komponente fehlt,

(2) noch, daß die rein sinnliche Strukturkomponente unserer typischen Erfahrungen eine nichtintentionale, mit dem „momentanen Zustand des Bewußtseins" identische Komponente ist (wie im Fall eines Juckreizes oder einer Schmerzempfindung).

Zu (1) brachten Peacocke und seine Mitstreiter einige interessante Gegenbeispiele vor.[241] Zu (2) – zur sinnlichen Komponente normaler Erfahrungen – wendet Peacocke folgendes ein:

> Those who say that sensation has almost no role to play in normal, mature human experience, or at least in normal human visual experience, commonly cite as their ground the fact that all visual experiences have some representational content. If this is indeed a fact, it shows that no human visual experience is pure sensation. But it does not follow that such experiences do not have sensational properties. It is one thing to say that all mature visual experiences have representational content, another thing to say that no such experience has intrinsic properties (properties that help to specify what is it like to have the experience) explicable without reference to representational content. (Peacocke, 1983/97: 342-343)

Wenn diese Erwiderung schlüssig ist, dann hat jede normale visuelle Erfahrung ihre „intrinsischen Eigenschaften": jene Eigenschaften, die bestimmen, wie es ist, die jeweilige

---

[241] Peacocke gibt uns folgendes Beispiel: Stellen wir uns eine Person vor, die an einem unbekannten Ort oder in einer unnatürlichen Lage eingeschlafen ist. Das erste, was diese Person wahrnimmt, wenn sie die Augen öffnet, sind nur bunte Flecken, angeordnet in unterschiedlichen Winkeln zueinander, ohne auch nur die geringste Vorstellung von Entfernung oder Tiefe. Nachdem einige Sekunden später die Person zu Bewußtsein gekommen ist und die Dinge „ihren Platz eingenommen haben", bleibt doch der sensorische Inhalt gleich – meint Peacocke. Gemäß Dretskes Beispiel (KTI: 166-7) hört man in einer unbekannten Sprache „nur Laute, aber keine Worte" (wofür er auch einen experimentellen Nachweis führt). Dretske schlußfolgert: „To learn a language is, to some extent at least, to start hearing properties associated with the words and sentences and stop hearing acoustic properties." Jedoch auch nachdem wir die Sprache erlernt haben, bleiben die akustischen Eigenschaften untrennbarer Bestandteil unseres Erfahrungsinhalts. Vgl. dazu auch Strawson (1994).

Erfahrung zu machen. Diese implizite Komponente der Erfahrung läßt sich mittels eines „repräsentationalen Inhalts“ nicht explizieren, was in der Tat heißt, daß sie sich, *als solche*, sprachlich nicht darstellen läßt. In diesem Punkt ist sich Peacocke mit Wittgenstein einig, der in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem phänomenologischen Begriff des „unmittelbar Erfahrenen“ auf die Vergeblichkeit jedes Versuchs hinwies, dessen Inhalt sprachlich (begrifflich) wiederzugeben.[242] Dies bedeutet allerdings nicht, daß es keine *indirekten* Wege gibt, den sinnlichen Erfahrungsinhalt aufzuzeigen und seine intentionale Rolle zu erhellen. Wie bereits erläutert, entwickelte Peacocke eine hierfür geeignete Metasprache. Selbstverständlich kann auch diese Sprache den rein *qualitativen* Aspekt der Erfahrung nicht ausdrücken. Die Aufgabe solcher Termini wie „Szenario-Inhalt“ oder „Wahrnehmungsweisen“ und auf diesen gegründete Argumente ist vielmehr eine andere: den eigentlich intentionalen Charakter des nichtbegrifflichen Wahrnehmungsinhalts nachzuweisen.

3.1.3 „Sinnliche Eigenschaften“ und die Konstanz in der Wahrnehmung

In diesem Abschnitt möchte ich Peacockes ursprünglichen Ansatz zum nichtkonzeptuellen Wahrnehmungsinhalt mittels einiger – zumeist bekannter – Beispiele auf die Probe stellen und dadurch meine eigene Position hervortreten lassen.

Das erste Phänomen, das ich erwähnen möchte, ist ein allbekanntes. Trotz sich ständig ändernder Beleuchtungsbedingungen nehme ich die Farbe des Segels eines Bootes als unverändert gleiche wahr: als eine bestimmte Nuance des Weißen. Auch wenn ein Teil des Segels im Schatten liegt und der andere in der Sonne, wird das ganze Objekt als einen gleichmäßigen Farbton besitzend erlebt. Desgleichen bleibt die wahrgenommene Größe und Form des Segels unverändert, auch wenn sich das Boot von mir entfernt. Peacocke (1983/98: 345) nennt ein paralleles Beispiel für den Hörsinn: Die Motorgeräusche zweier vom Beobachter ungleich weit entfernter Wagen werden als dieselben gehört.[243] Dieses

---

[242] Vgl. Botero (1999: 453):

> (...) for a description has to be linguistic, and language cannot avoid bringing in just what is supposed to be excluded from a pure description of immediate experience. Even the most direct language cannot be more than a representation. Thus, the very idea of a direct presentation of immediate experience through language appears to be incoherent.

[243] „[I]f you are searching for a quiet car, your experience gives you no reason to prefer one over the other.“ (Peacocke, 1982/97: 345)

Phänomen, das bereits Helmholtz unter dem Titel „Konstanz“[244] untersuchte, wurde auch von Husserl in mehreren seiner Schriften (vgl. LU V: §2 oder *Ideen I*: §41) angepackt.[245] Der Grund, warum sich die Konstanz in der Wahrnehmung für das Thema des nichtbegrifflichen Erfahrungsinhalts als erhellend erweist, ist, daß sie uns Beispiele an die Hand gibt, die den Unterschied zwischen dem *perzeptiven* und dem *rein sinnlichen* Inhalt besonders klar hervortreten lassen.

Eines der vertraulichen Beispiele für Größekonstanz ist der Fall zweier Bäume, die am Rand einer sich bis zum Horizont erstreckenden Straße stehen. Die Erfahrung präsentiert beide Objekte, als seien sie von gleichen physischen Ausmaßen. Und trotzdem, bemerkt Peacocke (1983/97: 345), „there is also some sense in which the nearer tree occupies more of your visual field than the more distant tree. This is as much *a feature of your experience itself* as is its representing the trees as being the same height“ [meine Hervorhebung]. Das hier von Peacocke benutzte Kriterium zur Identifizierung der jeweiligen *sinnlichen* Eigenschaft – die Größe des Abschnitts des visuellen Feldes, die durch das Stimulus-Objekt „abgedeckt“ wird – kann verallgemeinert und dadurch auch auf die nicht-räumlichen (qualitativen) Eigenschaften (wie zum Beispiel Farbe oder Helligkeit) angewandt werden.[246] So fordert uns Peacocke auf, uns eine Situation vorzustellen, in der wir zwei Wände betrachten, die einen Winkel bilden. Beide Wände sind in derselben Farbe und Helligkeit gestrichen, wobei eine Wand stärker beleuchtet ist. Unter diesen Umständen, meint Peacocke (1983/97: 345),

> your experience can represent both walls as being the same color: it does not look to you as if one of the walls is painted with brighter paint than the other. Yet, it is equally an *aspect of your*

---

[244] Es ist durchaus wichtig, das Wort „Konstanz“ in diesem Zuammenhang von seinem Homonym zu unterscheiden, der im Ausdruck „Konstanzannahme“ vorkommt. Die zwei Verwendungen sind allerdings nicht ganz voneinander unabhängig: Es sind eben solche Phänomene wie Konstanz in der Wahrnehmung, die der Konstanzannahme widersprechen – der Annahme, es gäbe eine Eins-zu-eins-Übereinstimmung zwischen der inneren Beschaffenheit des Stimulus und der Art und Weise, wie uns die Objekte erscheinen. Vgl. Schwarz (2004: 10-11). Neben der Farbkonstanz sind inzwischen viele andere Aspekte des Konstanzphänomens bekannt geworden: Größe-, Form-, Helligkeits-, Orientierungskonstanz – um innerhalb des Rahmens der visuellen Wahrnehmung zu bleiben.

[245] Das Phänomen war noch William James bekannt: „The grass out of the window now looks to me of the same green in the sun as in the shade, and yet a painter would have to paint one part of it dark green, another part yellow, to give it its real sensational effect. We take no heed, as a rule, of the different way in which the same things look and sound and smell at different distances and under different circumstances.“ (James, 1892: 21-22)

[246] Peacocke (1983/97: 349-350) geht davon aus, daß die Präsenz eines Objektes mit dieser oder jener physikalischen Eigenschaft die entsprechende *Eigenschaft des visuellen Feldes* verursacht. Die aufgrund dieses Kriteriums definierte Eigenschaft des visuellen Feldes nennt Peacocke „primed sensational property“. Die Einführung dieses Begriffes sollte jedoch eher als instrumentalistisch denn als ontologisch motiviert verstanden werden. Sie ist ein Mittel zur Referenzfixierung dessen, was ich „sensorisch authentische Eigenschaft“ nennen und für nicht existent erklären werde.

> *visual experience* that the region of the visual field in which one wall is presented is brighter than that in which the other is presented. [Meine Hervorhebung]

Auch für Husserl – zumindest für den Husserl der *Logischen Untersuchungen* (zum Beispiel LU I: §23) – gehören solche Eigenschaften des visuellen Feldes (die er mitunter mit „Sensationen" oder „Empfindungen" gleichsetzt) zum Wahrnehmungsinhalt.[247] Nehmen wir sein Beispiel der Farbkonstanz: Ich sehe die verschiedenen Stellen der Oberfläche eines roten Balles in derselben Nuance von Rot, obwohl sich die subjektiven Farbempfindungen an verschiedenen Stellen des Balles – angesichts der unterschiedlichen Beleuchtungsbedingungen – auf unterschiedliche Weise „abschatten". Eine sorgfältige phänomenologische Beschreibung, meint Husserl, muß auch diesen „Farbabschattungen" gerecht werden. Das heißt: Man muß annehmen, daß diese subjektiven, unbeständigen und unstrukturierten, von jeder synthetischen Aktivität unabhängigen mentalen Vorkommnisse auch zum perzeptiven Erlebnis des Balles gehören.

Einer der Gründe, warum Husserl und Peacocke in ihren frühen Phasen auf einer Art von Empfindungen oder Sensationen als Teilen des Wahrnehmungsinhalts bestanden, ist – so vermute ich – die unwiderstehliche Intuition, daß man sich ihrer (unter Umständen) gewahr werden kann. Schließlich bedarf es keiner besonderen mentalen Anstrengung, das Konstanzerlebnis aufzuheben: Es reicht einfach, die Aufmerksamkeit auf die entsprechenden Teile des Wahrnehmungsfeldes zu richten.[248] Was mir auf den ersten Blick (apperzipierend, monothetisch erfaßt) als gleichmäßige Röte des Balles erscheint, kann sich nachträglich – nach genauerem Hinschauen[249] – als eine Collage von verschiedenen, mehr oder weniger diskriminierbaren Rotflächen mit verschiedenen Helligkeits- und

---

[247] Husserls Position ist allerdings ambivalent (vgl. zum Beispiel Mulligan, 1995: 182). Er akzeptiert einerseits Freges Überzeugung aus „Der Gedanke", daß wir Sensationen „haben", aber niemals „sehen", und unterstellt andererseits (zum Beispiel LU I: §23), daß Sensationen – trotz ihres nichtintentionalen Charakters – Bestandteil des Wahrnehmungsinshalts sind. Diese Ambivalenz hat bekanntlich viel Polemik ausgelöst über den Status der sogenannten „reellen Inhalte". Die Polemik wurde zusätzlich angespornt durch den Umstand, daß Husserl seine Position ständig änderte und verfeinerte. Dabei ist nicht nur an seine wesentlich vertiefte Auffassung von Wahrnehmungsintentionalität zu denken, zu der er durch die Lehre über die „passive Synthesis" Anfang der zwanzigerer Jahre des letzten Jahrhunderts gelangt ist. Es geht vielmehr darum, daß die zweite Auflage seiner *Logischen Untersuchungen* sowohl doktrinär wie auch terminologisch von der ersten wesentlich abweicht, was besonders den umstrittenen Ansatz des „reellen Inhalts" betrifft.

[248] Es gibt wohlgemerkt Extremfälle, in denen die Konstanzerfahrung von sich selbst „zerbricht", was in der Tat hieße, daß Dingmerkmale uns in ihrer „sensorisch authentischen" Form spontan, ohne jegliche Explikation erscheinen sollten. Ein allgemein bekanntes Beispiel: Durch ein Flugzeugfenster betrachtete Menschen, Häuser, Bäume, Straßen oder Fahrzeuge sehen wie Spielfiguren auf einem Modellbrett aus – sie scheinen also die Größe ihres Netzhautbildes einzunehmen.

[249] Durch den Prozess, der unter dem Titel „Explikation" oder „Thematisierung" von Husserl und Gurwitsch ausführlich erörtert wurde.

Schattierungsgraden erweisen. Gleiches gilt für Peacockes Beispiel mit den zwei unterschiedlich beleuchteten Wänden: Durch aufmerksames Hinschauen könnte ich im Prinzip den „echten" Helligkeitsgrad der zwei Wände feststellen.[250] Warum sollte man dann nicht bei allen solchen Fällen annehmen dürfen, daß solche Empfindungen bereits „da" sind – *vor* der durch das Erkenntnisinteresse motivierten Explikation? Warum sollte man nicht allen unseren perzeptiven Erfahrungen einen „unredigierten", kognitiv neutralen, *sinnlich authentischen Inhalt* zuschreiben – einen Inhalt also, der noch nicht von irgendwelchen „Außenfaktoren" „überarbeitet" worden ist und daher die Dingeigenschaften in ihrer „sinnlich authentischen" Prägung darstellt?[251]

Bevor ich auf diese Herausforderung für meine eigene Position zu erwidern versuche, möchte ich noch eine wohlbekannte Klasse von Beispielen erwähnen, auf welche sich auch Peacocke und Husserl berufen. Es geht um jene Phänomene, welche die Gestaltpsychologen „Gruppierung" nannten und zum wahrnehmungstheoretischen Untersuchungsgegenstand *par excellence* machten. Daß sich die schwarzen Punkte auf einem weißen Hintergrund in unserem Wahrnehmungsfeld automatisch gruppieren und nicht als selbständige Gegebenheiten wahrgenommen werden

• • •
• • •
• • •
• • •

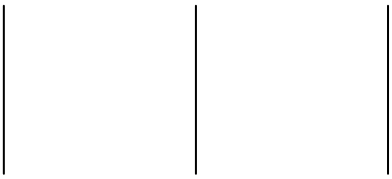
ist eine der Grundgesetzmäßigkeiten der visuellen Erfahrung, die im ersten Teil dieser Arbeit bereits erörtert wurde. Diese Gesetzmäßigkeit läßt sich auf andere Erfahrungsarten – auf die akustischen vor allem – übertragen. Obwohl unterschiedliche Gruppierungsweisen möglich

---

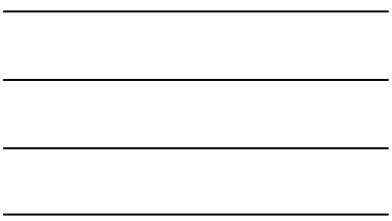
[250] Ob dies tatsächlich möglich ist, ist eine andere, empirische Frage. Wie einige Experimente beweisen, kann unter bestimmten Bedingungen die Helligkeitskonstanz ausgeschaltet werden, und zwar so, daß man die zwei Wände nicht räumlich, sondern zweidimensional betrachtet: wie zwei Flächen in einer Ebene.

[251] Eine sinnlich oder sensorisch *authentische* Eigenschaft (mein Ausdruck) könnte folgendermaßen definiert werden: Die Weise, auf die eine Eigenschaft *F* eines Objektes *o* im Wahrnehmungsfeld gegeben ist, ist dann sensorisch authentisch, wenn sich diese Art des Gegebenseins – gemäß einem intersubjektiven und meßbaren Kriterium – nicht von der Weise unterscheidet, in der *F* von den Rezeptoren des Sinnesorgans registriert wird. Zum Beispiel: Ein brauchbares Kriterium für die optisch gegebene Form eines Objektes ist jenes, das sich Peacocke (1983/97: 350) ausgedacht hat. Stellen wir uns eine dünne Glasscheibe vor, die sich senkrecht zur Sichtlinie zwischen einem Beobachter und einem Objekt befindet. Der Beobachter hat die Aufgabe, mit einem Stück Papier so die Fläche der Scheibe zu verdecken, daß er das Objekt gerade nicht mehr sehen kann. Die verdeckte Fläche entspricht nun einer der sensorisch authentischen Eigenschaften – dem Umriß des Objekts. Für die Farbe wäre dieses Kriterium die Funktion der Wellenlänge der auf die jeweiligen Bereiche der Retina auftreffenden Lichtstrahlen. Ähnlich so für die anderen Eigenschaften.

sind, wird jeweils nur *eine* – und zwar einigen relativ einfachen Prinzipien gemäß – phänomenal bevorzugt. So wird beispielsweise das oben dargestellte Arrangement von Punkten viel eher als drei Vertikale erlebt,



denn als vier Horizontale (Peacocke, 1983/97: 351):



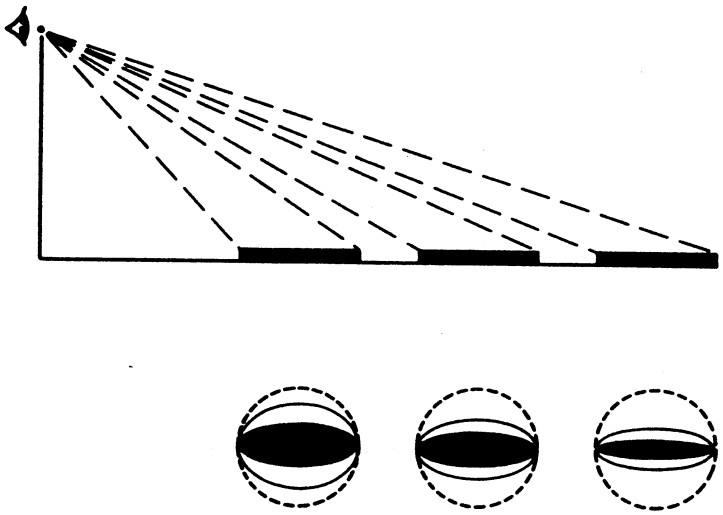
In Ausnahmefällen – da, wo die Gestaltgesetze mit *mehreren* Gruppierungsweisen übereinstimmen – kann es zum wohlbekannten Phänomen der „Gestaltumschaltung" (*Gestaltswitch*) kommen. Man muß allerdings – und sowohl Peacocke als auch Husserl tun dies – die Gruppierungs- von den „konzeptuellen" Umschaltungen unterscheiden. Denn nur die ersteren dürfen als „Umschaltungen *innerhalb* der sinnlichen Eigenschaften der Erfahrung" bezeichnet werden, weil die letzteren – wie in dem berühmten Kaninchen/Ente-Beispiel oder Husserls Paradebeispiel mit der Wachsfigur – außersinnliche (begriffliche) Faktoren einschließen und daher keine rein sinnlichen Phänomene sind. Nichtsdestotrotz darf Peacocke (1983/97: 352) behaupten: „the impression after a switch of either type that nothing has altered seems to have a similar basis".[252] Was auch immer diese Basis ist, es scheint gerechtfertigt, die Frage zu stellen: Kann uns der „Eindruck" täuschen?

Die Antwort liegt mittlerweile auf der Hand. Der Eindruck, „nichts habe sich geändert", der bei der Interpretation verschiedener Wahrnehmungsphänomene – von jenen der Konstanz in der Wahrnehmung bis hin zur Gruppierung und kognitiven Umschaltung – so verlockend wirkt, *kann* uns täuschen. Man unterliegt dieser Täuschung aufgrund einer stillschweigenden Annahme – der Konstanzannahme –, die im ersten Teil dieser Arbeit

[252] Vgl. Dretskes – präzisere – Formulierung: „Shifts of attention need not (although they may) involve a change in the kind of information made available in the sensory representation. There need not be any change in the way things look, sound, or smell. It may only involve a change in what pieces of information (carried in analog form) are extracted from the sensory information." (KFI: 142)

(Abschnitt 1.1.2.) ausführlich erörtert wurde. Aber selbst wenn man eine Variante der Konstanzannahme akzeptiert – also die Möglichkeit hinnimmt, es gäbe eine „Punkt-für-Punkt"-Korrespondenz zwischen der Struktur des Stimulus-Objektes und der Struktur seiner Präsentation in schlichter Sinneserfahrung –, wäre es ungerechtfertigt, den sinnlichen Wahrnehmungsinhalt als „authentisch" im bereits erklärten Sinn zu verstehen. Um dies zu zeigen, ziehe ich ein bekanntes Experiment (beschrieben in: Humphrey, 1993: 90) heran, das Robert Thouless durchführte und 1931 in einem klassischen Aufsatz beschrieb.

Die Probanden sollten hierbei eine runde Scheibe betrachten, die vor ihnen auf einem Tisch lag, und zwar schräg zu ihrer Sichtachse.



Die tatsächliche Form der wahrgenommenen Scheibe ist dargestellt als gestrichelter Kreis, die Netzhautabbildung als schwarze Ellipse, die phänomenale Form als Ellipsen-Umriß. (aus Thouless 1931; übernommen aus Humphrey, 1990: 90)

Die Aufgabe war nun, die perzipierte Form der Scheibe („so, wie sie wirklich erschien") mit einem Satz vorgegebener ellipsoider Formen zu vergleichen und sie einer unter diesen zuzuordnen; die Ellipsen waren hierbei so angeordnet, daß der Proband sie direkt mit der sinnlich erlebten Form der Scheibe vergleichen konnte. Das Experiment ergab, daß die Scheibe den Probanden *systematisch runder* erschien (das heißt der *physischen* Form der Scheibe ähnlicher), als gemäß der zuvor exakt ermittelten Projektion auf der Retina zu erwarten war. Auf Grundlage dieser Ergebnisse postulierte Robert Thouless das „Gesetz der phänomenalen Regression" (*the law of phenomenal regression*), welches besagt:

> (...) when a stimulus which by itself would give rise to a certain phenomenal character is presented together with perceptual cues which indicate a „real" character of the object, the resulting phenomenal character is neither that indicated by the stimulus alone nor that indicated by the perception cues, but is a compromise between them. (Thouless, 1931, zitiert nach Humphrey, 1993: 90)

Dies ist eine für die in der Konstanzannahme gründende Wahrnehmungstheorie typische Erklärung. Sie unterstellt folgende Entitäten:

(1) die Stimulus-Eigenschaft;

(2) die-Eigenschaft-als-rezipiert (die Wiedergabe von (1) durch den Rezeptor des Sinnesorgans – die retinale Abbildung);

(3) die Eigenschaft-als-sinnlich-erlebt (der „phänomenale Charakter“);

(4) die (unsichtbaren) perzeptiven Anhaltspunkte (*perceptual cues*).

Es ist hier eine Vorbemerkung vonnöten. Um die Referenz von (2) zu fixieren, bedient sich Thouless einfach des Kriteriums der retinalen Abbildung. Dieses Kriterium – seine Entsprechung wird in der Wahrnehmungspsychologie „proximaler Stimulus“ genannt[253] – ist aber bedenklich, und zwar aus einem einfachen und bekannten Grund: Selbst unsere Rezeptoren sind nicht imstande – zumindest im Fall der visuellen Erfahrung –, den Stimulus exakt abzubilden.[254] Ich werde aber diese Komplikation um des Arguments willen ignorieren.

Es ist nun trivial, daß ein und dasselbe (1) verschiedene Instanzen von (3) ergibt. Dieselbe runde Form erscheint mir abhängig vom Blickwinkel als Ellipse von verschiedenen Graden der Exzentrizität. Viel interessanter ist, daß sich (3) mit (2) nicht deckt, ja, daß sogar dieselbe Instanz von (3) aus verschiedenen Instanzen von (2) hervorgehen kann. Aber warum sollte das interessant sein? Weil man stillschweigend annimmt, es sei natürlich, daß die „Information“ – um mich Dretskescher Termini zu bedienen – auf dem Weg vom Stimulus zur „inneren Repräsentation“ unverändert bleibt, *vorausgesetzt*, daß keine anderen Faktoren den Prozeß beeinflussen. Falls festgestellt werden sollte, daß das „innere Abbild“ der Stimulus-Eigenschaft – der „phänomenale Charakter“, wie es bei Thouless heißt – tatsächlich von jenem retinalen abweicht, ist die Annahme weiterer Faktoren unvermeidlich – Punkt (4) in obigem Schema. Das System muß nämlich irgendwie „wissen“ oder „voraussetzen“, wie eine Eigenschaft unter *optimalen* (oder *normalen*) Bedingungen aussieht,[255]

---

[253] Für die visuelle Wahrnehmung definiert Koffka (1935: 79-80) den proximalen Stimulus als die „Erregungen des Sinnesorgans, die durch vom Objekt ausgelöste Lichtstrahlen hervorgerufen werden“. Der „distale Stimulus“ entspricht dem außermentalen Objekt bzw. einer seiner Eigenschaften.

[254] Erstens gibt es (normalerweise) nicht ein, sondern zwei retinale Abbildungen; und zweitens sind diese „verzerrt“ und stehen auf dem Kopf. Siehe Gregory (1970) und Noë (2000: 2).

[255] Eine bereits von Husserl bemerkte und ausführlich erörterte Annahme, vgl. zum Beispiel DR: §32 und §36.

damit die „phänomenale Regression hin zur wahren Eigenschaft“ erfolgen kann. Kurzum: Unter Einfluss von (4) wird (1) nicht wie (2), sondern wie (3) sinnlich dargestellt.

Es ist mittlerweile unumstritten, daß im so verstandenen Prozeß der mentalen Rekonstruktion der „echten“ Beschaffenheit des Stimulus jene Faktoren die Hauptrolle spielen, die in der Literatur unter generellen Termini wie „Erfahrung“ und „Lernen“ (siehe Peacocke, 1983/97: 343) vorkommen. Ich lasse hier jene Frage beiseite, die zu den Zentralfragen jeder *kognitiv ausgerichteten* Wahrnehmungstheorie gehört: Wie sollen diese Faktoren – mit den angeborenen perzeptiven Mechanismen („Modulen“) zusammenwirkend – die Entwicklung und Anwendung der perzeptiven Anhaltspunkte genau beeinflussen? Im besonderen: Woher weiß das System, wann es welche Anhaltspunkte berücksichtigen soll? (Die aktuellen komputationalistischen, neurophysiologischen und evolutions-psychologischen Theorien versuchen diese Fragen zu beantworten, allerdings mit bedenklichem Erfolg. Ihr Nachteil ist, daß sie untereinander ungenügend integriert sind, das heißt als Einzeltheorien unvollständig.) Stattdessen möchte ich die Schlüsselfrage für das Thema dieses Abschnitts stellen: Welche Entität aus dem obigen Schema entspricht der – von Peacocke und Husserl angenommenen – rein sinnlichen Komponente eines Wahrnehmungserlebnisses: (2) oder (3)?

Eigentlich sollte die Antwort heißen: weder-noch. Denn: (2) ist *zu dem Zeitpunkt* noch kein phänomenales Datum (kein *Inhalt* im prägnanten Sinn[256]), und (3) ist nicht mehr sinnlich authentisch. Wie ist aber dann der Begriff des rein sinnlichen, nichtkonzeptuellen Erfahrungsinhalts zu verstehen?

Natürlich kann man dessenungeachtet weiter darauf bestehen, daß es zwischen (2) und (3), zwischen jenem retinalen und jenem „inneren“ Abbild des Stimulus, keinen Unterschied gibt. Der einzige Unterschied zwischen zwei Entitäten hätte dann mit ihrem jeweiligen ontologischen Status zu tun: (3), als Elementarteil jeder Sinneserfahrung, wäre demnach bloß eine phänomenale Variante von (2). Das ist nicht unvorstellbar: Schließlich gibt es keinen apriorischen Grund, warum uns die Sinneserfahrung – auf einer rudimentären, tief unterbewußten Ebene – die Dingmerkmale nicht so präsentieren sollte, wie sie auf dem Rezeptor abgebildet werden, das heißt weder, wie sie „wirklich“ sind,[257] noch, wie es bei

---

[256] Das heißt im traditionellen Sinn und *nicht* im Sinn des Informationsgehalts, wie dieser Begriff von informationstheoretisch geneigten Philosophen à la Dretske verstanden wird.

[257] Der in Fußnote 17 genannten Komplikationen ungeachtet.

Thouless heißt, in Form eines „Kompromisses“ zwischen den beiden (zwischen (1) und (2) nämlich). Was die experimentell nachweisbaren Einwände gegen diese Hypothese betrifft – wie etwa diejenigen, die aus dem Ergebnis des bereits beschriebenen Experiments hervorgehen –, so könnten sie vielleicht auch entsprechend beseitigt werden.[258] Aber was gewinnen wir, falls wir eine solche Hypothese – die Hypothese über die Existenz einer sinnlich authentischen Erfahrungsebene – gebilligt haben?

Bereits in seiner frühen Phase – die der Theorie über den Szenario-Inhalt vorausgeht – räumt Peacocke (1983/97: 352) ein, daß es „zumindest zwei Ebenen der Klassifizierung der visuellen Erfahrung in sinnlichen Termini“ gibt. Die erste, die „Grundebene“, ist die Ebene der sinnlich authentischen Eigenschaften, wie ich sie genannt habe. Die zweite ist die Ebene der „subjektiven Einordnung“ der Entitäten, die auf der Grundebene identifiziert werden.[259] Will man zum Beispiel erklären, warum die auf der Grundebene stets „gleiche Anordnung von Punkten“ mal als drei vertikale und mal als vier horizontale Linien erlebt wird, so muß man sich auf die zweite Klassifikationsebene berufen. Ich gehe davon aus, daß zu dieser Ebene alle „Gestaltphänomene“ im weitesten Sinne des Begriffs gehören: Figur/Hintergrund-Aufteilung, Konstanz in der Wahrnehmung, Bestimmung des Referenzrahmens, scheinbare Bewegung und manch andere. Denn, in allen diesen Fällen haben wir es mit selbstorganisierenden, heraussprungenden Strukturen zu tun – Strukturen, die den vorbegrifflichen Inhalt jeder Wahrnehmung kennzeichnen. Daß eine solch spontane – aber doch regelkonforme – Gliederung des visuellen Feldes (vermutlich auch des Hör- und Tastfeldes[260]) keinesfalls sensorisch authentisch ist (wie von Dretske, Peacocke und

---

[258] Zum Beispiel: Warum sollte uns das Resultat dieses Experiments – selbst wenn wir es für methodisch einwandfrei hielten – zu irgendeiner Schlußfolgerung über die wahre Natur sensorischer Erfahrung verpflichten? Vielleicht haben Thouless' Versuchsteilnehmer doch diejenige Form *gesehen* (in irgendeinem *mentalistischen* Sinn dieses Verbs), welche der Projektion auf der Retina genau entsprach, aber – unter dem Einfluß unbewußter Faktoren – verbal ausgesagt, daß sie eine rundere (weniger exzentrische) Form wahrgenommen hätten. Einer dieser Faktoren könnte allein schon der Umstand sein, daß die Versuchspersonen im voraus wußten, daß es sich um einen dreidimensionalen Gegenstand handelte.

[259] „[The] second level [is] determined by different possible patterns of comparative subjective similarity between experiences falling under these basic types.“ (1983/97: 352) Peacocke schließt sich damit – mit erheblicher Verzögerung – jenen Autoren wie Meinong, Stumpf, Husserl oder Piaget an, die eine Art von sensorisch authentischen Eigenschaften befürworteten und mit denen sich Gurwitsch wegen ihrer „dualistischen“ Auffassung kritisch auseinandersetzte. Siehe Abschnitt 1.1.2. oben.

[260] Beweise dazu findet man bereits in Katzs klassischem Werk *Der Aufbau der Tastwelt* aus 1925. Von neueren Ansätzen vgl. Dennetts (1991: 142-143) Darstellung des berühmten Experiments, das von Gerald und Sherrick durchgeführt und 1972 bekannt wurde.

Husserl vormals angenommen), sondern bereits „vor-digitalisiert“[261], ist mittlerweile klar geworden. Aber was bleibt dann noch übrig, was zu der *ersten*, sensorisch authentischen Klassifikationsebene gehören sollte?

Es ist zu vermuten, daß die zahlreichen sowohl empirischen wie auch konzeptuellen Argumente, die gegen die Existenz einer solchen „Grundebene“ des Wahrnehmungsinhalts vorgebracht werden können (von denen einige bereits erwähnt wurden), Peacocke dazu zwangen, sein ursprüngliches Klassifikationsschema aufzugeben und eine neue Aufteilung vorzuschlagen (1992: Kapitel 3): die Aufteilung aller impliziten Wahrnehmungsinhalte in „Szenario-“ und „proto-propositionale“ Inhalte. Ich habe den Szenario-Begriff zu Anfang dieses Abschnitts hinreichend dargestellt. Ich möchte nun meine Auseinandersetzung mit Peacocke mit einem wichtigen, ja entscheidenden Punkt zum nichtkonzeptuellen Inhalt abschließen.

Kehren wir kurz zum bereits geschilderten Experiment zurück. Die folgende Feststellung scheint mir als unanfechtbar: Der jeweilige Umriß wäre den Probanden nicht so erschienen, wie er ihnen erschien, wenn er nicht als Umriß *einer Scheibe* – sondern etwa als der eines Eis oder eines anderen Gegenstandes – erlebt worden wäre. Bedeutet dies dann, man müsse vorher *wissen* (im Sinn des kognitiven, propositionalen Wissens), daß es um eine Scheibe oder zumindest um einen runden, dreidimensionalen Gegenstand geht? Mußten die Probanden einige, ihrem perzeptiven Erlebnis vorhergehende *propositionale Erwartungen* haben, wenn sie auch unterbewußt blieben? Mußten sie, anders gesagt, über einen entsprechenden *Begriff* (oder ein „Schema“ oder irgendeine doxische propositionale Einstellung) verfügen, der die richtige sinnliche Darstellung der Scheibe in verschiedenen Situationen gewährleistet?

Nicht unbedingt. Es ist nämlich nicht nur vertretbar, sondern auch plausibel, daß ein bestimmter – entweder sinnlicher oder bloß räumlicher – Aspekt eines Objektes mit anderen, im Wahrnehmungsfeld kopräsenten Aspekten desselben Objektes so zusammenhängt wie Teile eines Strukturganzen. Gerade diese Möglichkeit wurde von Gurwitsch in seiner gestalttheoretischen, auf den Begriff der Kohärenz gegründeten Auslegung des Wahrnehmungsnoemas vorgezeichnet, die im ersten Teil dieser Arbeit

---

[261] Pacherie (2000: 247): „When we perceive a visual scene as organized in a certain way, certain structures, properties or relations in the scene are made salient. Those features of the scene are given special emphasis in our perceptual representation. This level of representation differs from sensory representation as characterized by Dretske in that some of the information is, so to speak, pre-digitalized. “

expliziert wurde (siehe insbesondere Abschnitt 1.1.3.). Die Bedingungen, unter welchen eine phänomenale Einheit – eine „Gestalt" im erweiterten Sinn – zustande kommt (aus dem Rest des Wahrnehmungsfeldes „herausspringt"), können so *kontextabhängig* und daher *einmalig* sein, daß sie mittels keines Begriffs vorbestimmt (typisiert) werden können. Jedes phänomenale Strukturganze ist eine einmalige, durch die gegenseitigen funktionalen Verhältnisse seiner Teile determinierte Zusammensetzung phänomenaler Eigenschaften. In unserem Beispiel hieße das: Die sinnlich gegebene Form der Scheibe war im Erfahrungsfeld der Probanden auf eine spezifische (Gurwitsch würde hinzufügen: *kohärente*) Art und Weise mit ihrer Farbe, ihrem Helligkeitsgrad, ihrer Textur und ihrer Position im subjektiven Raum so verflochten, wie dies für einen vorbegrifflichen („analogen") Inhalt – im Sinne von Dretske – typisch ist. (Daß die Mitwirkung dieser anderen Eigenschaften von Thouless ignoriert wurde – sowohl in seinem Experiment wie auch in der oben zitierten Deutung der Ergebnisse –, ist auf seine atomistische, auf der Konstanzannahme beruhende Konzeption des Geistes zurückzuführen. Wie manchen anderen Psychologen seiner Zeit schien es ihm selbstverständlich, daß ein Aspekt des Gegenstandes *isoliert* von seinen übrigen Mitaspekten sinnlich dargestellt werden kann.)

Die Zusammengehörigkeit bestimmter Struktureigenschaften des Wahrnehmungsfeldes kommt auch zum Ausdruck beim Effekt der Konstanz in der Wahrnehmung: Das spezifische Röte-Erlebnis des Balles im Beispiel Husserls, der „trügerische" Eindruck, der entsprechende Abschnitt des Sehfeldes sei überall gleichmäßig gefärbt, scheint wesentlich von der Gegebenheitsweise *anderer Eigenschaften* desselben Gegenstandes abhängig zu sein, von denen einige auch *durch andere Sinne* erlebt werden (wie etwa die Form, die Härte oder die Hohlheit des Balles).[262] Entscheidend ist, daß diese „Art des Gegebenseins"[263] – die gestalthafte Gruppierung der visuell oder akustisch oder tastend erfahrbaren Attribute des Balles – zum Erkenntnispotenzial auch jenes Wesens gehört, *das über keinen Begriff „Ball"*

---

[262] „[A] thing would not have this colour had it not also this shape, these tactile properties, this resonance, this odour and that the thing is the absolute fullness which my undivided existence projects before itself." (Merleau-Ponty: 1945/62: 319)

[263] Es ist nicht uninteressant, daß diese aus der Wahrnehmungstheorie übernommene Bezeichnung bereits von Frege, Cantor und Husserl als *terminus technicus* für den variierenden „Sinn" eines sprachlichen Ausdrucks benutzt wird. Der beabsichtigte Parallelismus zwischen zwei Bereichen – dem der Sprache bzw. des propositionalen Denkens einerseits und dem der Wahrnehmung andererseits – wirkt allerdings bei Husserl befremdlich. Wie kann nämlich die perzeptive Auffassung (Apperzeption) dieselbe Rolle in einer Wahrnehmungserfahrung ausfüllen wie der Sinn in einer Proposition, wenn die perzeptive Auffassung – zumindest im Fall simpler Wahrnehmung – *keine* begriffliche (propositionale) Tätigkeit ist? Vgl. dazu Mulligan (1991: 183-184).

verfügt. Verallgemeinernd kann dann behauptet werden: Die einen Szenario-Inhalt konstituierenden Wahrnehmungsweisen (im Sinne Peacockes) sind funktional voneinander so abhängig, daß der Erlebniskontext jeder einzelnen dieser Wahrnehmungsweisen als einmalig und daher begrifflich nicht typisierbar bezeichnet werden kann.[264]

In seiner kritischen Auseinandersetzung mit Peacockes Theorie des nichtkonzeptuellen Wahrnehmungsinhalts, deren Grundsatz er aber teilt, verweist Sean Kelly (2000) auf denselben Punkt, allerdings in einem etwas veränderten Zusammenhang. Er versucht zu zeigen, daß die Kontextabhängigkeit aller im Wahrnehmungsfeld identifizierbaren Eigenschaften der Hauptgrund ist, warum der sinnliche Wahrnehmungsinhalt begrifflich nicht vorbestimmt werden kann. Es ist nämlich kaum denkbar, daß irgendein Begriff – selbst ein demonstrativer („diese Farbe", „jene Länge") nicht – eine phänomenale Gegebenheit restlos spezifizieren könnte, deren Erscheinungsumstände einmalig und nicht wiederkehrend sind. Kontextabhängigkeit, die also für Kelly als wesentliches Merkmal des nichtkonzeptuellen Wahrnehmungsinhalts gilt, versteht er in zweifachem Sinn. Zum einen hängt die Erscheinungsweise einer Eigenschaft wesentlich von ihrem „Träger" ab. Um dies zu veranschaulichen, beruft sich Kelly auf Merleau-Ponty. Für den französischen Phänomenologen wäre das Blau eines Wollteppichs nicht dasselbe Blau, wenn es nicht ein „wollenes Blau" wäre:[265]

---

[264] Es sei hier an Gurwitschs gewichtigen Beitrag zur phänomenologischen Wahrnehmungstheorie erinnert: an seine Einsicht, daß es kein sinnliches Substrat geben kann, das als unveränderlicher „innerster Kern" aller perzeptiven Erfahrungen desselben Objektes die phänomenale Identität dieses Objektes gewährleisten sollte. Diese Einsicht, die Gurwitschs bekannter Kritik der Husserlschen bestimmbaren X zugrunde liegt, wurde von Merleau-Ponty aufgenommen und mit dem hier erörterten Ansatz in Zusammenhang gebracht – mit der These über die Einmaligkeit jeder einzelnen Erscheinungsweise eines Wahrnehmungsdinges:

> The unity of the thing beyond all its fixed properties is not a substratum, a vacant X, an inherent subject, but that *unique* accent which is to be found in each one of them, that *unique* manner of existing of which they are a second order expression. For example, the brittleness, hardness, transparency and crystal ring of a glass all translate a single manner of being. (Merleau-Ponty, 1945/62: 319; meine Hervorhebung)

Unter „Ausdruck zweiter Stufe" versteht Merleau-Ponty die spezifische synergische Auswirkung aller miterfahrenen Eigenschaften eines Dinges, die dem wahrgenommenen Ding ihre „einmalige Existenzweise" verleiht. Diese Auswirkung kann auch als die emergente „Gestaltqualität" des Wahrnehmungsdinges bezeichntet werden, die aus seinen „Teil-Eigenschaften" – aus den Eigenschaften „erster Stufe" – hervorgeht.

[265] Vgl. Merleau-Ponty (1945/62: 4-5, 313, 323). Die Genealogie dieser Idee ist unklar. Merleau-Ponty verweist auf Sartres *L'Imaginaire* (s. 241). Olav Wiegand (persönliche Mitteilung) führt den Ansatz auf Gurwitsch zurück, von dem sie die französischen Phänomenologen übernommen hätten. In seiner von der Mögliche-Welten-Semantik inspirierten Rekonstruktion des Husserlschen Intentionalitätsbegriffes legt auch Jaako Hintikka großen Wert auf die „Objekt-Bezogenheit" der Wahrnehmung. Sein Hauptbeweis stammt aber nicht aus der philosophischen, sondern aus der psychologischen Literatur – von jenen Autoren wie Jakob Beck, David Katz und James Gibson, die alle

> (...) when I perceive a property like height or color, what I see is not some independently determinable property that any other object could share; rather what I see is a dependent aspect of the object I'm seeing now. The dependency of the pereceived property on the object is so complete that even if I see the color of the carpet to be the same as the color of some other object – a shiny steel ball, for instance – I can always rationally wonder whether they are in fact the same color. I can, of course, satisfy myself that they are the same color by measuring the wavelength of the light they reflect (...) But this doesn't tell me anything about the content of the original perceptual experience, since it's on the basis of the new, measuring experience that I come to believe in the equivalence. (Kelly, 2000: 607-608)

Soviel über die Abhängigkeit der Eigenschaft von ihrem Objekt, was auf der vorprädikativen Erfahrungsebene heißt: von anderen als zusammengehörend („kohärent") erlebten Eigenschaften, die dasselbe Objekt ausmachen. Der zweite von Kelly erörterte Typus der Abhängigkeit ist die Abhängigkeit der Eigenschaft von Eigenschaften anderer umgebender Objekte.[266] Zum Beispiel: Der Farbkonstanzeffekt käme kaum zustande, wenn unser visuelles System die jeweiligen Beleuchtungsbedingungen nicht berücksichtigen und dadurch die „wahre" Farbe des Stimulus-Objektes aus ihrem sensorischen Abbild[267] erfolgreich rekonstruieren würde. Es versteht sich dabei, daß die Beleuchtungsbedingungen hier keine unabhängige Variable sind, sondern daß sie ihrerseits aus der räumlichen Position und der Beschaffenheit der umgebenden Objekte entnommen werden. Was weiter heißt, daß diese anderen „Objekte"[268] im Wahrnehmungsfeld mitgegeben („kopräsent") sein müssen.

Um zu zeigen, wie die Objekt- und Umgebungsabhängigkeit – der „Innen-" und der „Außenhorizont" – auf der vorprädikativen Ebene zusammenwirken, ziehe ich die spektakuläre Schachbrett-Illusion heran

---

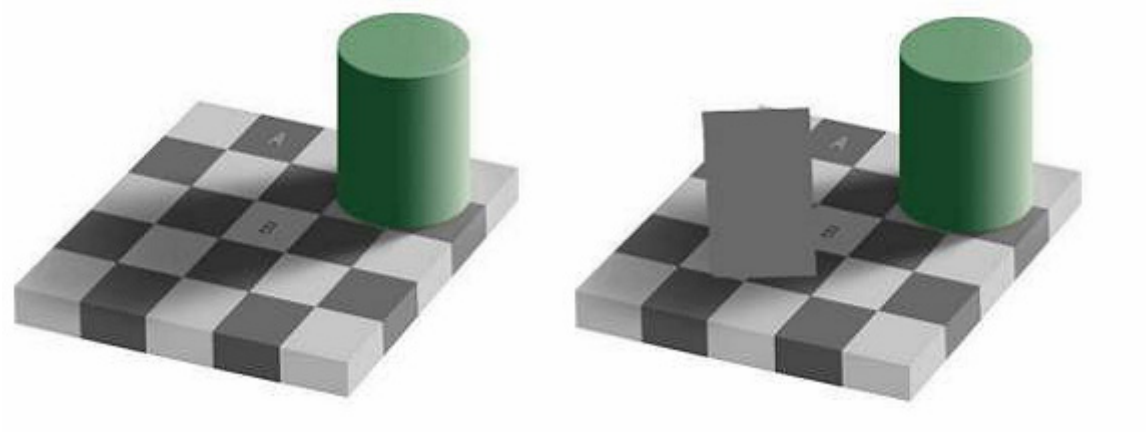
> emphasized that colors are not normally seen just as colors as such, but as somehow connected with the objects of perception, that is to say, as colors *of* objects (surface colors), film colors, colors *of* transparent regions of space (volume colors), colors *of* light sources (luminous colors), colored illuminations *of* objects or *of* empty space, etc. (Hintikka, 1975: 221, Fußnote 34)

Um zu zeigen, daß das Argument der Objekt-Bezogenheit der schlichten Wahrnehmung noch beeindruckender in der Tastsphäre wirkt, berufen sich sowohl Merleau-Ponty (1945/62: 314-317) wie auch Hintikka auf das bereits 1925 erschienene Buch von David Katz *Der Aufbau der Tastwelt*.

[266] Hier drängt sich eine interessante Parallele auf – die Parallele zwischen den zwei angesprochenen Typen der Kontextabhängigkeit und den zwei von Phänomenologen herausgearbeiteten Arten der impliziten Intentionalität: dem „Innen-" bzw. dem „Außenhorizont".

[267] Ein Abbild, das sinnlich authentische Eigenschaften verkörpert, die man, wie Kelly vorschlägt, durch „Messen der Wellenlänge des reflektierten Lichts" objektiv feststellen kann.

[268] Ich setze das Wort in Klammern, um die Frage vorläufig offenzulassen, ob auf der vorprädikativen Erfahrungsebene von Objekten im prägnanten Sinn gesprochen werden kann. Diese Frage möchte ich im nächsten Abschnitt aufgreifen.



Schachbrett-Illusion (aus Adelson, http://web.mit.edu/persci/people/adelson/checkershadow_illusion.html). Um uns zu vergewissern, daß die Felder A und B gleichfarbig sind, ist ein Vergleichsfarbfeld notwendig (rechtes Bild).

Es liegt auf der Hand, daß die Erscheinungsweise des Feldes B von mitbestimmenden Beleuchtungsbedingungen aus der Position und der Beschaffenheit der umgebenden „Objekte" „abgeleitet wird". Es ist beachtenswert, daß dabei auch die phänomenale Beschaffenheit *des ganzen Schachbretts,* die gleichmäßige Anordnung der weißen und schwarzen Felder, mitberücksichtigt wird. Das Feld B sieht heller aus, als es aussehen „sollte", und zwar nicht nur, weil unser visuelles System den Schatten des zylindrischen Objektes kompensiert, sondern auch, weil es im jeweiligen Bereich des Wahrnehmungsfeldes eine weiße – und nicht eine schwarze (oder eine blaue oder eine durchsichtige) – Fläche „erwartet". Diese Art von „Erwartung" – wie schon vielmals in dieser Arbeit betont – ist weder eine „aktive" (im phänomenologischen Sinn) noch eine begriffliche (propositionale) Angelegenheit.

Dank all jener clever konstruierten Beispiele, die sich Wahrnehmungspsychologen in den letzten 150 Jahren haben einfallen lassen, kommt uns die phänomenale Kontextabhängigkeit in Fällen der „künstlichen" Figuren am überzeugendsten vor. Man kann beispielsweise die oben zitierte Bemerkung von Kelly auf die bekannte Müller-Lyer-Illusion anwenden und feststellen, daß die gesehene Länge der horizontalen „Pfeile" in beiden parallelen Gestalten („Spitzen nach innen" bzw. „Spitzen nach außen") „keine unabhängig bestimmbare Eigenschaft ist, die irgendein anderes Objekt haben könnte, sondern vielmehr (...) ein abhängiger Aspekt desjenigen Objektes, das ich jetzt sehe". Genauso verhält sich mit dem zweiten von Kelly erörterten Typus der Abhängigkeit: Die

Erscheinungsweise der zwei nebeneinander positionierten Müller-Lyer-Figuren ist gegenseitig bedingt.

An dieser Stelle ist man versucht, die Abhängigkeiten im Fall „bedeutungsloser" Figuren anders als die Abhängigkeiten im dreidimensionalen Raum zu betrachten. Eine mögliche Erklärung für diese Diskrepanz können wir in der Annahme sehen, daß das spezifische Aussehen der Eigenschaften dreidimensionaler Objekte (eine bestimmte Bläue *des Teppichs* oder eine bestimmte Form *der Scheibe*) eine zuvorgehende begriffliche Identifikation des betrachteten Objekts unterstellt. Nur weil man *wisse* (im Sinne des propositionalen, aber nicht unbedingt bewußten Wissens), daß es um einen Teppich bzw. eine Scheibe gehe, sei man imstande, die Farbe beziehungsweise die Form als dem jeweiligen Träger innewohnende Eigenschaften zu erleben.

Wenn diese Annahme stimmte, wäre die Art, auf die ein Wesen die Welt sinnlich erfährt, notwendig von der konzeptuellen Deutung derselben und daher vom begrifflichen Repertoire dieses Wesens abhängig. Dadurch würde die tief verwurzelte Intuition untergraben, die den sinnlichen Inhalt einer Wahrnehmung vom begrifflichen Inhalt der Urteile und anderer propositionaler Einstellungen scharf trennt. Man müßte dann weiterhin annehmen, daß zum Beispiel höhere Tiere und vorsprachliche Kinder *entweder* die Welt grundverschieden sehen (vielleicht auch hören, fühlen oder riechen) *oder* daß sie über einen – etwa rudimentären, aber doch uns (erwachsenen Menschen) vergleichbaren – Begriffsapparat verfügen, der gewährleistet, daß ihre und unsere Wahrnehmungsweisen phänomenal homolog wären. (Folgerichtig hieße das dann auch, daß es etwas wie schlichte, begriffsunabhängige Wahrnehmung überhaupt nicht geben kann.)

Diese Unklarheit scheint im Falle zweidimensionaler, „bedeutungsloser" Objekte nicht aufzutreten. Es klingt nämlich sinnlos, in diesem Zusammenhang von der Anwendung irgendwelcher Begriffe oder kognitiver Schemata zu reden. Denn, was sollte das bedeuten: Die gesehene Länge der zwei horizontalen Linien sei abhängig von einer zuvorgehenden kognitiven (begrifflichen) Identifizierung – und daß heißt: Typisierung – der beiden Müller-Lyer-Figuren? Wenn diesen „Objekten" eine Typik innewohnt, dann scheint sie grundverschieden zu sein von jener Typik, der die alltäglichen, physischen Gegenstände unterliegen – Gegenstände, die eine „andere Seite" haben und daher kausale und andere Eigenschaften aufweisen können. Es scheint außerdem, daß die Gestalttypik nicht gelernt werden muß, ja nicht gelernt werden *kann*. Sowohl jene, die zum ersten Mal die Müller-Lyer-Figuren sehen – eine horizontale Linie mit den Spitzen nach außen, die andere mit den

Spitzen nach innen –, wie auch jene, die sie zum hundertsten Mal sehen, unterliegen gleichermaßen der „Täuschung". Eine der beiden horizontalen Linien sieht *immer* länger aus, was bedeutet, daß keinesfalls irgendeine „begriffliche Identifizierung" der zwei beobachteten Gestalten ihre Erscheinungsweise beeinflußt. (Ja, die Unfähigkeit, die beiden Linien trotz des kategorialen Wissens darum als gleich lang zu sehen, dient oft geradezu als Schlüsselargument für die Unabhängigkeit der sinnlich-perzeptiven von den begrifflich-kognitiven Prozessen.) Kurzum: Die phänomenale Abhängigkeit der Teile vom Ganzen – der Eigenschaften von ihren Trägern – scheint im Falle eines einfachen, zweidimensionalen Objektes vollkommen formaler (struktureller) Natur zu sein und somit keine höheren Konstitutionsformen – Begriffe und propositionales Denken – vorauszusetzen.

Wie steht es dann mit den impliziten Eigenschaften und/oder Teilen der dreidimensionalen Objekte – der typischen Objekte unseres Alltags? Hängt ihre *sinnliche Erscheinung* von den höheren Formen der noematischen Identität – von der begrifflichen Identifizierung ihrer Träger – ab? Erlebt man sie *anschaulich* anders durch den Einfluß kognitiver Akte? Ob mir dasselbe Blau anders vorkäme, wenn ich nicht (propositional) wüßte, daß es zu einem Wollteppich gehört, oder ob dieselbe Form anders aussähe, wenn ich nicht wüßte, daß es sich um eine runde Scheibe handelt, oder ob sich ein Geräusch anders anhörte, wenn ich nicht wüßte, daß ein Automotor es hervorbringt, oder ob sich der Gegenstand in meiner Hand anders anfühlte, wenn ich nicht wüßte, daß es sich um eine Computermaus handelt[269] – *all das ist kaum eindeutig festzustellen.* Nichtsdestotrotz gehe ich davon aus, daß jede der erwähnten Eigenschaften uns *irgendwie* vorkommt, in unserem Wahrnehmungsfeld vertreten wird, unabhängig davon, *ob* wir und *wie* wir die phänomenalen Einheiten, die als putative „Träger" der Eigenschaften fungieren, begrifflich zu identifizieren imstande sind.[270] Wenn die Weise, wie uns eine jeweilige Eigenschaft sinnlich vorkommt,

---

[269] Es ist dabei bemerkenswert, daß man solche Fragen im Falle eines zweidimensionalen, „bedeutungslosen" Objektes überhaupt nicht sinnvoll stellen kann. Es klingt nämlich abstrus zu fragen, ob die beiden Müller-Lyer-Gestalten anders aussähen, wenn ich nicht wüßte, daß es um eine Figur mit diesen und jenen geometrischen Eigenschaften geht. Oder: Ob eine dreieckige Gestalt anders aussähe, wenn ich nicht wüßte, daß es ein Dreieck ist. In allen solchen Fällen gibt es *nichts*, was man nicht (unmittelbar) sähe, das zur begrifflichen Identität der jeweiligen Figur gehören *und* ihre Erscheinungsweise beeinflussen könnte. Es gibt sozusagen nichts Wahrnehmungsrelevantes, was „hinter" dem sinnlich Erfahrenen steckte. Man kann natürlich spekulierend annehmen, daß die abstrakten geometrischen Eigenschaften, wie etwa die Eigenschaft *die Summe der drei Ecken beträgt 180°*, zum Begriff des Dreiecks eines Durchschnittsmenschen gehören. Aber selbst wenn man diese unwahrscheinliche Annahme akzeptieren würde, scheint es noch unwahrscheinlicher, daß solch ein theoretischer Begriff den rein sinnlichen Inhalt der angeschauten Figur – seine phänomenale Identität – mitbestimmen könnte.

[270] Für jemanden, der dies bestreiten wollte, wäre dann die Frage unausweichlich, welche begriffliche Bestimmung des Trägers der Eigenschaft eine Änderung ihrer Erscheinungsweise nach sich zöge und welche

von irgendetwas abhängen sollte, dann ist das die Weise, wie bestimmte *andere, miterlebte Eigenschaften* uns vorkommen, was wiederum zu der Frage führt, wie – nach welchem „Szenario" – das momentane Wahrnehmungsfeld strukturiert ist. Wie bereits betont, hängt diese gegenseitige Beeinflussung von Feldeigenschaften mit der Grundstruktur der vorprädikativen Intentionalität zusammen. Eines der möglichen theoretischen Modelle, diese Struktur zu erläutern, ist dasjenige, das von Dretske – mit Hilfe des informationstheoretischen Begriffes der *analogen Kodierungsweise* – vorgeschlagen wurde. Ein anderes Modell bietet die gestalttheoretische Feldtheorie, welcher das abstrakte Prinzip der Kohärenz (im Sinne von Gurwitsch) zugrunde liegt; ein drittes läßt sich aus der Peacockeschen Hypothese der vorkognitiven, begriffneutralen perzeptiven Szenarien herbeiführen.

Obwohl sie sich voneinander in mehreren Hinsichten unterscheiden,[271] gehen alle drei Erklärungsversuche davon aus, daß das reine Wahrnehmungsfeld *vorkonstituiert* sein muß. Ihm können mit anderen Worten keine „sensorisch authentischen" Daten zugeschrieben werden. Allerdings: Dem reinen Wahrnehmungsfeld wohnen auch *keine Wahrnehmungsobjekte* (im üblichen Sinn) inne. Denn, erst dank des explizierenden, sich auf den verfügbaren Begriffsapparat stützenden Bewußtseins lassen sich vormals ausgesonderte phänomenale Gegebenheiten als „Objekte", „Objekteigenschaften", „-teile", „-gruppen" („Mengen" und „Sachverhalte") identifizieren. Was einem bewußten Wesen (das nicht unbedingt selbstbewußt sein muß!) – sei es ein vorsprachliches Kind, eine höhere Tierart oder ein erwachsener Mensch – vorprädikativ begegnet, sind die herausspringenden, voneinander abhängigen, sinnlich qualifizierten und räumlich-zeitlich lokalisierten Anhäufungen von

---

nicht; und nach welchem Kriterium. Wenn ich zum Beispiel weiß, daß der von mir betrachtete Gegenstand ein blauer Wollteppich ist, aber nicht weiß, daß es der blaue Wollteppich *meiner Oma* ist, wird dann das Blau-Erlebnis das gleiche sein wie in dem Fall der vollständigen Information (vorausgesetzt, daß alles andere unverändert bleibt)? Oder: Ändert sich etwas in der sinnlichen Qualität meiner Erfahrung der Formeigenschaft, nachdem ich begriffen habe, daß der ellipsoide Gegenstand, den ich betrachte, keine Scheibe, sondern ein anderes Objekt von gleichem Umriß ist? Des weiteren: Beeinflußt die Erkenntnis, daß das Geräusch aus einem FIAT-Motor stammt (und nicht zum Beispiel aus einem VW), meinen sinnlichen Erfahrungsinhalt des Geräusches, die Art, wie ich es sinnlich erlebe? Und die Erkenntnis, daß es sich um einen FIAT Tempra handelt und keinen FIAT Uno? Und so weiter ad absurdum. Im welchem Moment wird aber das absurdum erreicht? Wie soll die Logik dieser Variation – der imaginierten Änderung der begrifflichen Identität des Gegenstandes in Bezug auf die phänomenale Identität seiner sinnlichen Präsentation – verstanden werden? Wo liegen die Grenzen der Variation? Und können sie nach einem allgemeinen Kriterium festgestellt werden, oder sind sie von Einzelfall zu Einzelfall anders gestellt?

[271] Ich denke hier nicht an die (erheblichen) Unterschiede in den generellen methodischen Ausgangspunkten der drei Modelle, sondern an die Unterschiede, die sich auf die „Ontologie" der vorprädikativen Erfahrungsebene auswirken oder den Grad der Autonomie dieser Ebene (im Bezug auf die höheren Erfahrungsstufen) betreffen.

Feldeigenschaften. Diese rudimentären Strukturen – nenne man sie „Gestalten", „figurale Einheiten", „Erscheinungsweisen" oder anderswie – können nur in einem besonderen, genau spezifizierten Sinn als Grundelemente des reinen Wahrnehmungsfeldes – des analogen Erfahrungsinhalts – fungieren. Die genauen Bedingungen, unter denen sich diese Einheiten erfahrungsgemäß konstituieren, wurden aufgrund all jener erwähnten, in der wahrnehmungspsychologischen Literatur ausführlich geschilderten und erörterten Beispiele erläutert. Diese Beispiele – Beispiele der verschiedenen Arten der Konstanzerfahrung, Gruppierung von phänomenalen Daten, Figur/Hintergrund-Aufteilung und so weiter – weisen auf eine rudimentäre, *vorprädikative Typik* und damit auf die Prozesse einer *vorprädikativen Synthesis* („Digitalisierung"). Genauso wie ihre prädikative Entsprechung steht die vorprädikative Typik im Dienst der Identitätserfahrung, was wiederum besagt, daß auch die vorprädikativen Akte intentionale Akte sind. Um es prägnant auszudrücken: keine Identität ohne Typik, keine Intentionalität ohne Identität.

„Intentional" heißt in der Phänomenologie auch „weltlich". Unter welchen Bedingungen ein Identitätserlebnis zu einem Welterlebnis wird, geht aus dem im ersten Teil dieser Arbeit explizierten phänomenologischen Horizontbegriff hervor. Dem muß nun – zum Schluß dieses Abschnitts – noch eines nachdrücklich hinzugefügt werden: *Weil* unsere vorprädikativen Erfahrungen auf die Welt bezogen sind, können sie keine „sensorisch authentischen" Elemente bergen. Sinnlich authentische Erlebnisse können einem Wesen nur das vergegenwärtigen, was mit ihm selbst vorgeht; nicht aber, wie die Welt ist – wie sie aussieht, klingt, riecht, schmeckt oder sich anfühlt. Nur ein Wesen, das zur sinnlich-räumlichen Identitätserfahrung fähig ist – seine Erfahrungsinhalte nach einem Szenario im Sinne von Peacocke zu strukturieren vermag –, kann eine Welt *haben*. Sonst *ist* es bloß die Welt.

3.2 Das Problem der „Präsenz" in der Wahrnehmung

3.2.1 Eine phänomenologische Deutung des impliziten Wahrnehmungsinhalts

In den zwei vorangehenden Abschnitten versuchte ich, auf die Ähnlichkeiten zwischen dem Begriff des nichtkonzeptuellen Inhalts, der im Mittelpunkt der aktuellen Debatten der analytischen Theorie der Wahrnehmung steht, und dem phänomenologischen Begriff der vorprädikativen Erfahrung hinzuweisen. Das, was die Analyse beider Begriffe so sehr behindert, sie aber zugleich philosophisch so interessant macht, ist die Schwierigkeit, Bedingungen herzustellen, in denen sich uns nichtkonzeptuelle Inhalte oder Inhalte

vorprädikativer Erfahrung *als solche* kundtun. Einerseits sind nichtkonzeptuelle Inhalte (außer in außergewöhnlichen oder umstrittenen Fällen) normalen Erwachsenen (im Gegensatz zu vorsprachlichen Kindern und gewissen Tieren, von denen man es vermutet) unzugänglich, da sie den einmal erworbenen Begriffsapparat nicht mehr ablegen können[272]. Oder anders gesagt: Der konzeptulle und der nichtkonzeptuelle Teil eines erworbenen Erfahrungsinhalts sind untrennbar voneinander. Andererseits hat die vorprädikative Erfahrung die ungewöhnliche Eigenschaft, daß sie genau dann aufhört, vorprädikativ zu sein, wenn wir anfangen sie zu analysieren. Einen Blick auf ihre Reinform erhaschen zu wollen, wäre als ob man versuchte, durch eine jähe Kopfbewegung herauszufinden, wie ein Spiegel ohne Spiegelbild darin ausieht.

So beschänkt sich die Analyse der beiden besagten Begriffe vor allem auf philosophisch-spekulative Argumente. Das Fazit der bisherigen Anaylse nichtkonzeptueller Inhalte (das heißt, der zwei vorangegangenen Abschnitte) ist, daß sich diese Inhalte nicht mit rein sinnlichen Inhalten decken: zum Beispiel mit den Eigenschaften eines Objekts, wie sie auf der Netzhaut abgebildet sind. In unserer alltäglichen Erfahrung nehmen wir Gegenstände in ihren spezifischen Erscheinungsweisen wahr, und diese Erscheinungsweisen sind niemals „sensorisch authentisch". Die sensorischen Eigenschaften der Wahrnehmungsobjekte auf der vorprädikativen Ebene – die Farbe (der Klang, der Geruch, der Geschmack), die Größe, die Bewegungsrichtung und -Geschwindigkeit, die Position im Raum, die Entferung eines von anderen und weitere gegenseitige räumliche Relationen – sind „gemeinsam" gegeben, und zwar im Sinne des Dretskeschen Begriffs „analog kodierter Inhalt". Ich kann die Röte eines Apfels vor mir nicht sehen, ohne zugleich auch seine Gestalt, seine Oberflächenstruktur, seine Lage auf dem Tisch und den Abstand zur Tischkante zu sehen. Die erfahrene Farbe ist immer Teil eines bestimmten Erscheinungskomplexes des „Gegenstands" – eines „Gegenstands" der sich zusammen mit

---

[272] Vom Standpunkt der Gestaltpsychologie würde man diese Tatsache folgendermaßen ausdrücken: Eine perzipierte Gestalt beinhaltet (in typischen Fällen) nicht nur die sensorischen Gegebenheiten als ihre Teile, sondern auch Teile, Oberflächen und Momente (im Husserlschen Sinn) *der „realen", physischen Objekte.* Gestalten sind mit anderen Worten "*transparent*": „they do not block out all autonomous properties of objectual structures on which they depend, but rather overlap materially with these objects." (Berry Smith, 1988: 47) Es gibt allerdings auch die untypischen Fällen. Das sind eben die Beispiele der perzeptiven Illusionen – jene Fälle, die Gestaltpsychologen herausgearbeitet haben, um die sonst unerkennbaren Gestaltstrukturen aufzuzeigen. „Indeed, the very fact that perceptual illusions affect only a certain limited set of features of the phenomenal world suggests that most experienced Gestalten are to a high degree transparent in this sense." (Barry Smith, 1987: 47) Eine solche Illusion *als* Illusion bloßzulegen, heißt, daß man die intransparente Gestaltstruktur – ein zweidimensionales Bild etwa – als Teil einer breiteren Gestalt erkannt hat – eines Ganzen, dessen Teile als Objekte mit kausalen, funktionalen und anderen höheren Eigenschaften fungieren. Vgl. B. Smith (1987: 48-49), der dies am Beispiel der Müller-Lyer Illusion veranschaulicht.

anderen „Gegenständen“ im phänomenalen Raum befindet. Mit anderen Worten: phänomenale Eigenschaften bilden schon auf der niedrigsten Erfahrungsebene strukturelle Ganzheiten. Die Bedingungen der Entstehens, des Bestehens und des Verschwindens – die Bedingungen der Identität – dieser strukturellen Ganzheiten sind bereits seit mehr als einem Jahrhundert Gegenstand empirischer Untersuchungen – von den ersten Versuchen der Gestaltpsychologie bis zu den aktuellen philosophischen Wahrnehmungstheorien und den Neurowissenschaft. Für gewöhnlich spricht man vom Problem der Eigenschaftsbindung oder, phänomenologisch ausgedrückt, vom Problem der Konstitution (Integration) des phänomenalen Inhalts auf der vorpädikativen Ebene.[273]

Alle in vorigem Abschnitt bemühten Argumente sprechen also für die These, daß eine implizite Ebene unserer Erfahrung existiert, deren Inhalt eine spezifische, autonome, mit dem abstrakten Prinzip der Kohärenz (im weitesten Sinne verstanden) konforme Struktur aufweist. Das heißt, daß die Objekte unserer Wahrnehmungswelt auf eine bestimmte Weise aussehen (vermutlich auch klingen, sich anfühlen, riechen oder schmecken) – auf eine Weise, die in rein qualitativen Termini beschrieben werden kann, also ohne jegliche Berufung auf die höheren Formen der noematischen Identität. Die verschiedenen Wahrnehmungsweisen kommen sowohl durch angeborene Mechanismen wie auch durch erlernte, aufgrund früherer Erfahrungen entwickelter Anhaltspunkte zum Vorschein. Das heißt, daß es nicht notwendig ist, ein Wahrnehmungsobjekt, einen Hund etwa, *begrifflich* zu identifizieren, um es (einfach) wahrnehmen zu können.[274] Die Tatsache, daß normale erwachsene Menschen bestimmte Elemente einer visuellen Szene in der Regel als bekannte, „lebensweltliche Objekte“ erleben (da sie über die erforderlichen Begriffe verfügen) und daß dieses Identitätserlebnis verschiedene Assoziationen hervorruft, heißt noch lange nicht, daß der Besitz von Begriffen und die kognitive Assoziationsfähigkeit notwendige Bedingungen dafür sind, die Szene auf eine spezifische, rein anschauliche Weise erfahren zu können. Es ist also mit anderen Worten gerechtfertigt sich vorzustellen, daß es nicht nur Wesen mit

---

[273] Vgl. Jacob (2002):

> Visual perception makes us aware of such funamental properties of objects as their size, orientation, shape, color, texture, spatial position, distance and motion, all at once. One of the puzzles that arises from neuroscientific research into the visual system (...) is the question of how these various visual attributes are perceived as bound together, given the fact that neuroscience has discovered that they are processed in different areas of human visual system (...).

[274] „Seeing something as a dog as a result of prior expectations concerning dogs would not mean that the content of our perception has the concept *dog* as a constituent, but that certain shape properties of the visual scene are made salient as a result of the application of a particular set of processing routines.“ (Pacherie: 2000: 252)

einer vorbegrifflichen, rein perzeptiven Intentionalität gibt, sondern daß wir mit diesen Wesen diese grundlegende (minimale) Form der Realitätsstrukturierung gemein haben. (Wenn auch diese Form in unserem Fall von „höheren" Intentionalitätsebenen[275] überlagert ist.) Die Argumente hierfür sind natürlich indirekt – philosophisch und evolutionstheoretisch –, aber darum nicht weniger überzeugend.

Wäre es nun möglich, daß sich der phänomenale Inhalt der vorprädikativen Erfahrung mit dem nichtkonzeptuellen Inhalt (wie ihn die aktuelle analytische Philosophie der Wahrnehmung versteht) deckt? Das hängt von der Definition der beiden Begriffe ab. Bislang benutzte ich den Begriff der vorprädikativen Erfahrung, ohne nur den Versuch unternommen zu haben, ihn zu definieren. Dieses Vorgehen ist nicht ungewöhnlich. Ja, es ist für die philosophische Vorgehensweise geradezu typisch, daß die Definition des Begriffs, der Gegenstand der Debatte ist, ein *Ergebnis* derselben Debatte wird, und daß man unterdessen den Ausdruck, der den betroffenen Begriff bezeichnet, gleichsam „auf Pump" benutzt, bis nicht (auf Grundlage konzeptueller oder empirischer Argumente) seine eigentliche Bedeutung geklärt, bis der Begriff nicht besser verstanden wird. Es ist nun der rechte Zeitpunkt, den Versuch einer Begriffsklärung der vorprädikativen Erfahrung zu unternehmen. Ich gehe davon aus, daß die vorprädikative Erfahrung jene Art der Erfahrung ist, die (1) durch kein *Erkenntnisinteresse* seitens des Erfahrungssubjekts motiviert ist, oder daß dieses Interesse dem Subjekt unbewußt bleibt; und die (2) monothetisch (im phänomenologischen Sinne) ist – die ihren Inhalt in einem einheitlichen intentionalen Akt erfaßt. Auf Grundlage dieser zwei Annahmen möchte ich eine Interpretation des impliziten Inhalts der vorprädikativen Erfahrung in vier Thesen vorschlagen, die ich im Nachgang begründen werde. Ich werde außerdem versuchen, einen Zusammenhang mit dem Begriff der nichtkonzeptuellen Erfahrung herzustellen:

---

[275] Wie ich im letzten Abschnitt erwähnte, gibt es keine klare Antwort auf die Frage, ob Begriffe die Erscheinung von Objekten beeinflussen. Ändert sich zum Beispiel der *Geschmack* des Weins, den ich trinke, nachdem man mir verrät, daß ich nicht einen teuren Bordeaux oder Dingač, sondern einen billigen No-Name-Wein trinke? Ändert sich nochmals der *Geschmack*, nachdem man mir außerdem verrät, daß das gar kein Wein, sondern ein Weinersatz ist? Vielleicht würde ich, nachdem ich noch einen Schluck koste, ausrufen: „Tatsächlich, wenn ich es genau bedenke, schmeckt das gar nicht nach Wein". Aber das heißt nur, daß die beiden Erfahrungen (jede *als Gesamtheit* genommen) qualitativ unterschiedlich waren. Was sie unterscheidet, ist der *Aufmerksamkeitsgrad*. (Wie im Fall der blauen Teppichfarbe, von der ich nach *eingehender Betrachtung* feststelle, daß sie nicht vollkommen blau ist, sondern einen Graustich aufweist, oder Husserls Puppe in einem Schafenster, die man zunächst mit einer Person verwechselt, die sich aber nach genauerem Hinschauen als Attrappe erweist.)

(1) In Bezug auf die vorprädikative Erfahrung bezeichnet das Attribut *implizit* den unthematisierten (uninterpretierten) Inhalt eines einfachen Wahrnehmungserlebnisses.

(2) Im engeren Sinn umfasst dieser Inhalt die – sowohl sinnlichen wie auch quasi-sinnlichen – Teile/Momente eines monothetisch wahrgenommenen Gegenstandes, wobei der Gegenstand im weitesten Sinn verstanden werden muß, so daß er jede im reinen Wahrnehmungsfeld vorkonstituierte Ganzheit umfaßt.[276]

(3) Die Einheitsprinzipien, nach denen sich die impliziten Teile/Momente auf ihre expliziten Ganzheiten beziehen, sind jene konstitutiven Prinzipien, die Gurwitsch als *Kopräsenz*, *Kohärenz* und *Relevanz* herauszuarbeiten versuchte.

(4) Der implizite Inhalt einer schlichten Wahrnehmungserfahrung bestimmt den Gegenstand dieser Erfahrung mit, genauso wie jeder Strukturteil sein Strukturganzes mitbestimmt.[277]

Von einem impliziten oder uninterpretierten Gegenstandsteil zu reden, mag widersprüchlich klingen. Denn sobald man eine phänomenale Gegebenheit sprachlich beziehungsweise begrifflich identifiziert, hat man sie schon – streng genommen – aus ihrem phänomenalen Kontext herausgeholt und thematisch (explizit) gemacht. Es versteht sich daher, daß die Implizit/Explizit-Terminologie eine Meta-Position voraussetzt. Gegebenenfalls kann diese Position in Form einer ausgearbeiteten Theorie ausgedrückt werden, derer basische Entitäten sprachlich oder schematisch artikulierbare *abstracta* sind („Informationen", „Repräsentationen", „perzeptive Noemata", „Gestalten"). Die Regeln

---

[276] In diesem Punkt lehne ich mich sowohl gedanklich wie auch terminologisch an Husserl an:

> In der schlichten Wahrnehmung heißt der ganze Gegenstand „explizite", jeder seiner Teile (Teil im weitesten Sinne) „implizite" gegeben. Die Gesamtheit der Gegenstände, welche in schlichten Wahrnehmungen explizite oder implizite gegeben sein können, macht die weitest gefaßte Sphäre der sinnlichen Gegenstände aus. (LU VI: §48)

Vgl. dazu auch APS: 149, Gurwitsch (BF: 158-159) und Mulligan (1995: 180). Beides, *Gegenstände* und ihre *Teile* sind im weitesten Sinn zu verstehen. *Teile* bezeichnen nicht nur jene Stücke von Einzeldingen, die als selbständige Objekte denkbar sind, sondern auch die Entitäten, die Husserl „Momente" nennt. Zu diesen letzten gehören auch die Relationen, die verschiedene räumliche oder zeitliche Beziehungen innerhalb des ganzen Wahrnehmungsfeldes ausdrücken. Es ist daher klar, daß die vorprädikativ perzipierten Eigenschaften nicht unbedingt zeitlich-räumlich kontinuierte Strukturen sein müssen: „wherever there is a phenomenal discontinuity there are perceived relations." (Mulligan, 1993: 177)

[277] Insoweit kann die Dretskesche Digitalisierungsmetapher irreführend sein: der für die Entstehung des expliziten Wahrnehmungsinhaltes notwendige Informationsverlust ist nie vollständig. Die spezifischere Information über das jeweilige Wahrnehmungsobjekt, die im ursprünglichen Signal (d.h. in der ursprünglichen Phase des Wahrnehmungsprozesses) analog einkodiert wurde, wird nie vollkommen "abgelegt" (*discarded*). Aus der dynamischen Perspektive betrachtet kann die einmal abgelegte Information ihren Einfluss auf die künftigen Wahrnehnungsakte beibehalten.

einer solcher morphologischen Theorie beschreiben die Verhältnisse zwischen den angesprochenen Entitäten.

Darüberhinaus: Etwas als „implizit" zu bezeichnen, ist nur unter der Voraussetzung sinnvoll, daß dies explizierbar ist. Daß eine mentale Gegebenheit in einer anderen implizit oder „eingebettet" ist (wie ein Teil in einem Ganzen), heißt also, daß sie zum Thema eines Sonderaktes *werden kann.*[278] In Dretskes Ausdrucksweise: Eine sensorisch (analog) kodierte Information hat die Fähigkeit, semantisch kodiert (digitalisiert) zu werden. Dieser – *dispositionalen* – Auffassung nach stellt das Wahrnehmungsfeld ein *Feld der Potentialitäten* dar (Vgl. *Ideen I*: 189; Schütz, 1982: 52), in dem eine bloß miterlebte, uninterpretierte Gegebenheit dem thematischen Bewußtsein zur Disposition steht: Sie kann entweder statisch – durch die entsprechende Fokussierung (Petitot, 1995: 352-353) – oder dynamisch – im kinästhetischen Verlauf der Wahrnehmung[279] – intentional identifiziert werden. Bevor dies aber stattgefunden hat, hätte die angesprochene Gegebenheit eine *phänomenale* Vor-Existenz: Sie ist im Wahrnehmungsfeld *vor-konstituiert* worden, und zwar durch jene Prozesse, die sowohl von den Phänomenologen – meist unter Husserls kontroversem Titel „passive Synthesis" – wie auch von den analytischen Philosophen – in Termini wie „analoger Inhalt", „Wahrnehmungsweisen" oder „perzeptives Szenario" – beschrieben wurden.

In einer Theorie der Wahrnehmungsintentionalität dient also der Titel „implizit" als Strukturbegriff. Er soll jenen kuriosen Zustand anzeigen, in dem sich eine Gegebenheit befindet, *bevor* sie aus der Gesamtheit ihrergleichen herausgehoben und als eigentliches Thema intendiert (expliziert) wird.[280] Hierfür erweist sich Gurwitschs Begriff *Kopräsenz* als erläuternd: Er deutet auf eine rudimentäre Beziehung hin, in welcher sich die zum einheitlichen Wahrnehmungsfeld gehörenden Gegenständlichkeiten befinden. Es liegt aber auf der Hand, daß dieser Begriff erst im Zusammenhang mit den zwei komplementären Begriffen – *Kohärenz* und *Relevanz* – seine theoretische Aufgabe erfüllen kann. Dies ist

---

[278] Husserl (LU VI: §48; meine Hervorhebung):

> Im Ganzen steckt zwar der Teil *vor aller Gliederung* und ist darin im wahrnehmenden Erfassen des Ganzen miterfaßt; aber diese Tatsache, daß er darin steckt, ist zunächst bloß die *ideelle Möglichkeit*, ihn und sein Teilsein in den entsprechenden gegliederten und fundierten Akten zur Wahrnehmung zu bringen.

[279] Oder durch einen Erinnerungsakt, wie im obenerwähnten Beispiel mit der Wiedergabe der Buchstabenreihen. In diesem Fall ist das intentionale Objekt allerdings nicht mehr Teil eines Wahrnehmungs- sondern eines Erinnerungsfeldes.

[280] Entweder als Thema eines monothetischen oder eines polithetischen Aktes. Im ersteren Fall fungiert sie als Ganzes für sich; im letzteren als Teil/Moment eines Ganzen.

sowohl auf den dynamischen Charakter des Bewußtseins wie auch auf die immense Vielfältigkeit der Konstitutionsprozesse zurückzuführen. In der Tat ist das Wahrnehmungsfeld *nie* als Feld lauter Potentialitäten gegeben, dessen Konstituenten in Bezug zueinander bloß mitgegenwärtig wären. Aus dem Feld heben sich stets neue, innerlich kohärente und gegenseitig relevante Strukturen ab, während die anderen – die nicht mehr thematischen Entitäten – in den Hintergrund hinabsinken. Jede im Wahrnehmungsfeld neukonstituierte Gegenständlichkeit stellt eine *Strukturganzheit* da – ein Feld für sich sozusagen. In diesem Fall gilt – gemäß den drei Gurwitschs Prinzipien – jedes noch nicht thematisierte Einzelteil eines neukonstituierten Ganzen als *implizit* (in Bezug auf das Ganze) – ebenso wie die im Hintergrund verbliebenen (oder in ihn bereits versunkenen) Inhalte als implizit (in Bezug auf das Wahrnehmungsfeld als Ganzes) bezeichnet werden dürfen.

Eine aus dem Feld heraustretende Struktur, deren Einheit in der Kohärenz ihrer Teile gründet, beinhaltet sowohl sinnliche wie auch *nicht-sinnliche* Teile. Daß diese Dichotomie aber von einem beschränkten theoretischen Wert ist, zeigen die bereits erwähnten Fälle (Abschnitt 1.3.3) der nicht-sinnlichen (ergänzenden) Teile, welche mit den eigentlich sinnlichen Teilen eine phänomenale Einheit bilden. (Weil diese letztere eben *als augenfällig präsent* erlebt werden, finde ich es angebrachter, von „quasi-sinnlichen" Teile zu reden.)

Daß ein Gestaltteil, von dem es keine sinnliche Spur gibt, dennoch als sichtbar („sensorisch repräsentiert") zu sein *scheint*, ist einer der Gemeinplätze gestalttheoretischer Wahrnehmungsauffassung. Wie durch zahlreiche Beispiele nachgewiesen wurde, hängt die phänomenale Identität eines derart gegebenen Teils von seiner Position innerhalb des Strukturganzen ab. Die Seite eines Dreiecks ist, wenn von diesem getrennt und isoliert betrachtet, nicht mehr die Seite des Dreiecks[281], sondern etwas anderes – eine schwarze Linie auf weißem Hintergrund, oder was auch immer. Im Extremfall scheint sogar die *Existenz* des Teils von seinem phänomenalen Kontext abhängig zu sein. Versuchte man beispielsweise, eine „Seite" des berühmten Kanisza-Dreiecks getrennt von jener Gestalt, in die sie eingebettet ist, zu betrachten, so wäre man gezwungen zuzugeben, daß da eben *nichts* ist.

[281] Außer für den Fall, daß man sie sich *als solche* im Geist vorstellt.

3.2.2 „Filling-In" oder „finding-out" – eine falsch gestellte Frage?

Nun ist aber eine wichtige Erweiterung der Theorie vonnöten. Es sind nicht nur die räumlichen – stereometrischen oder topologischen – Eigenschaften (wie im Fall der typischen gestalttheoretischen Beispiele), die die mentale Kategorie *nicht-sinnlich-aber-als-sinnlich-gegeben* instanziieren. Man kann ebenso jene *sinnlich nichtexistenten*, bloß „virtuell" präsenten Objektteile oder -Merkmale „sehen" (vermutlich auch „hören"), die höhere Formen der noematischen Identität aufweisen. Ein treffendes Beispiel hierfür, das nicht mit den üblichen Beispielen der *perzeptiven Täuschung* verwechselt werden darf, ist das Phänomen der „perzeptiven Wiederherstellung" oder „Ausfüllung" (*perceptive completion*, *perceptive filling-in*). Eine einleuchtende Beschreibung dieses Phänomens findet man bei Daniel Dennett (1991, 1996/2004). Dennett beschreibt seine erste Begegnung mit Belottos berühmter Landschaftsmalerei von Dresden. Inmitten weiterer Motive, die man bewundern kann, enthält dieses Bild eine entfernte Brücke, auf der sich individuell unterscheidbare menschliche Figuren bewegen, welche – *auf den ersten Blick* – mit einer erstaunliche Detailtreue dargestellt sind:

> I remember having had a sense that the artist must have executed these delicate miniature figures with the aid of the magnifying glass. When I leaned close to the painting to examine the brushwork, I was astonished to find that all the little people were merely artfully positioned single blobs and daubs of paint – not a hand or foot or head or hat or shoulder to be discerned! (Dennett, 1996/2004: 346)

Die naturalistische (physikalistische) Erklärung des Phänomens lautet: Das Gehirn habe die Farbflecken *als* menschliche Figuren „repräsentiert", indem es die „fehlenden" Details hinzu- und einfügte. Laut Dennett ist eine derartige Repräsention viel mehr eine Sache der kognitiven als perzeptiven Repräsentation: die Leistung des Gehirns sollte viel mehr als ein „Herausfinden" (*finding out*) denn als ein „Ausfüllen" (*filling in*) interpretiert werden. Das Hirn „schlußfolgert" (angesichts der sinnlich verfügbaren Elemente), was es *sehen soll*, statt es „wirklich" zu sehen – statt das Wahrnehmungsfeld mit den „echt" neuen Elementen auszufüllen. Ob dies stimmt oder nicht, ist eine Sache der – sowohl experimentellen wie theoretischen – Überprüfung. Ich möchte auf diese wichtige Frage noch zurückkommen. Nun geht es mir darum, Dennetts Bericht –- den vier obengenannten Prinzipien folgend – phänomenologisch zu formulieren, damit ein wichtiger Punkt zum Vorschein kommen kann.

Die perzeptive Situation bevor beziehungsweise nachdem Dennett „sich nah an das Gemälde beugte, um die Pinselstriche zu untersuchen" entspricht dem Unterschied zwischen dem einfachen und dem propositionalen Sehen, der Dingwahrnehmung und der

Beziehungserfassung. Noetisch ausgedrückt geht dieser Unterschied aus der unterschiedlichen Art der intentionalen Fokussierung hervor, und diese hat wiederum mit den verschiedenen Teilen/Momenten zu tun, die in dem einen beziehungsweise in dem anderen Erfahrungsakt impliziert sind. Als der Beobachter das Objekt, welches zunächst monothetisch (als Ganzes) intendiert war, polythetisch (teilweise) intendierte, führte dies zu einer Frustration seiner impliziten „Erwartungen" hinsichtlich der Teile des ursprünglich gesehenen Ganzen („nicht eine Hand noch ein Fuß noch ein Kopf noch ein Hut noch eine Schulter zu erkennen!"). Es entstand (gleichzeitig) eine qualitativ neue perzeptive Situation: eine neue Teil/Ganzes-Beziehung. Gurwitsch und Husserl folgend kann man auch sagen, die nachträglich (durch genaueres Hinschauen) festgestellte Inkoheränz der vorthematisch gesehenen Teile führe zunächst zur Frustration und dann zur Modalisierung der ursprünglichen Identitätserfahrung des Ganzen.

Wie Dennetts Bericht nachweist, kann man den intentionalen Inhalt der zwei Wahrnehmungsakte – das, was vor beziehungsweise nach der prädikativen Explikation gesehen wurde – introspektiv nachvollziehen und beschreiben. Was sich aber nicht nachvollziehen und daher auch nicht beschreiben läßt, ist der *sinnliche Teilinhalt* der zwei Erfahrungen, weswegen die Frage, ob sich *auch dieser* Inhalt verändert hat oder nicht, keine eindeutige Anwort ergibt. Selbst unsere starke Intuition, daß in diesem Fall eine gewisse sinnliche Änderung hätte stattfinden *müssen,* hilft uns kaum, die Frage zu beantworten. Denn, selbst wenn sich die Position des Beobachters im Bezug auf das Objekt nicht im geringsten geändert hätte, ist es durchaus nachvollziebar, daß sich der *intentionale Inhalt* – die gesehene Gegenständlichkeit – dennoch verwandelte. Die perzeptive Umgestaltung – vom *Menschenfiguren* zu *Farbflecken* – hätte nämlich durch die zunehmende Aufmerksamkeit oder eine eine ähnliche „mentale Umschaltung" zustande kommen können. Es gibt daher keinen Grund, Dennetts Beispiel anders zu betrachten als all jene Beispiele der mehrdeutigen Gestalten, wo man plausiblerweise eine Änderung der „internen" aber nicht der „externen" Wahrnehmungsbedingungen unterstellt. (Eigentlich sollte auch Dennett dieser These zustimmen, weil seine Erklärung des „Filling-In"-Phänomens auch eine Art von „mentaler Umschaltung", und nicht eine sensorische Änderung voraussetzt.)

In einem Punkt muß man allerdings Dennett (und allen anderen Verfechtern eines kausalen Erklärungsmodels der Erfahrungsinhalte) zustimmen: Bevor das Gehirn die „fehlenden" Elemente hinzu- und einfügte – wie es bei Dennett heißt –, mußten (theoretisch gesprochen) *einige* „sinnliche" Elemente vorhanden sein. Wäre dies nicht der

Fall, gäbe es da nichts für das Gehirn umzuorganisierten oder zu ergänzen! Ich würde daher keinesfalls bestreiten, daß auch gewisse sinnlichen Faktoren zur Konstitution des Wahrnehmungsinhalts beitragen: Sie gehören zweifelsohne zu den notwendigen Bedingungen jeder Wahrnehmungserfahrung. Das Problem liegt darin, daß sich diese hypothetischen Gegebenheiten von jenen „virtuellen", „sinnlich unerfüllten" *erfahrungsgemäß* nicht trennen und daher auch nicht individuieren lassen[282] – genau wie im Fall des Kaniszas Dreieicks oder anderer gestalttheoretischen Beispiele. So scheint die Frage, ob sich der sinnliche Teilinhalt zweier Erfahrungsakte – vor und nach dem genaueren Hinschauen – verändert hat oder nicht, keine Anwort zu haben. Wenn man die Frage bejaht (wie Husserl oder Peacocke – in einer seiner Phasen – sie bejahen würden), muß man eine Variante der Konstanzannahme in kauf nehmen. Wenn man andererseits die Frage verneint oder sie für eine falsch gestellte Frage erklärt (wie es vermutlich mit Gurwitsch der Fall wäre), verzichtet man auf die verlockende Möglichkeit, sich eine – wenn auch provisorische – kausal-genetische Erklärung des Phänomens zu verschaffen. Und da es auf diese Frage keine Antwort gibt, gibt es auch keine Antwort auf die Frage, ob die Leistung des Gehirns als ein „Herausfinden" (*finding out*) oder als ein „Ausfüllen" (*filling in*) interpretiert werden muß! Die erste Antwort würde implizieren, daß sich der sinnliche Inhalt nicht geändert habe, und daß die neue Erfahrung ausschließlich eine Folge „übersinnlicher Faktoren" sei (eines genaueren Hinschauens oder ähnliches); die zweite Antwort würde implizieren, daß sich der Inhalt verändert habe infolge eines Hinzufügens neuer sensueller Elemente beziehungsweise infolge eines Austausches alter durch neue sensuelle Elemente – jener, die einem „Kopf", einer „Hand", einem „Bein", einem „Körper" und so weiter entsprechen durch jene, die dem „Farbfleck 1", dem „Farbfleck 2", dem „Farbfleck 3" und so weiter entsprechen.

Obwohl meine Einstellung hinsichtlich des erörterten Problems derjenigen Gurwitschs sehr nahe ist, unterscheidet sie sich doch von allen bereits erwähnten. Mir erscheint im Licht der Analyse der nichtkonzeptuellen Inhalte die Möglichkeit plausibel, daß sich ein Teilinhalt zweier Erfahrungen – der Erfahrung vor und nach der Erkenntnis, daß es sich nicht um fein gemalte menschliche Figuren handelt, sondern um Farbflecken – tatsächlich *nicht geändert hat*. Dies würde allerdings nur unter zwei sehr restriktiven Bedingungen gelten. Erstens: Diesen Teilinhalt darf man nicht als rein sinnlich (oder wie ich es nenne: „authentisch sinnlich") begreifen, sondern vielmehr als vorkonstituierten nichtkonzeptuellen Inhalt im

[282] Außer in rein formalen Termini: in einer strukturellen Beschreibung.

Sinne von Peacockes Begriff „Szenario-Inhalt“. Und zweitens: man müßte voraussetzen, daß sich die *räumliche Lage der Beobachters* bezüglich des beobachteten Gemäldes nicht geänderte, da ja jede solche Änderung eine Änderung der kinästhetischen Verhältnisse im Wahrnehmungsfeld zu Folge hätte, und somit auch eine Änderung des impliziten nichtkonzeptuellen Erfahrungsinhalts. Anders ausgedrückt: die Gesetzmäßigkeiten der dynamischen Perzeption unterscheiden sich von jenen der statischen Perzeption, und dieser Unterschied wirkt sich im intentionalen Wahrnehmungsinhalt aus. Gurwitsch würde sagen: Die funktionalen Beziehungen innerhalb des Wahrnehmungsfeldes ändern sich in Abhängigkeit von den Organisationsverschiebungen innerhalb dieses Felds.

Hinsichtlich der begrifflichen (nichtsinnlichen) Funktionsbeziehungen zwischen den Teilen der wahrgenommenen Gestalt möchte ich folgendes hervorheben: Obwohl in jedem Einzelfall – für jede winzige Figur für sich – die funktionale Beziehung zwischen den Teilen und dem Ganzen eine einmalige war[283], wies sie eine *Typik* auf – ein Umstand, mit dem der Mahler zweifellos gerechnet hat. Im Unterscheid zum gestalttheoretischen Beispiel mit den geometrischen Figuren geht es hier nicht um eine räumliche Typik, sondern um „Typik höherer Ordnung“. Die einmalige und doch typische Erscheinungsweise jedes Farbflecks – *als* menschliche Figur genommen – wurde durch jene Faktoren bedingt, die Dretske als *Hintergrund*, *frühere Erfahrung*, *Übung* und *Aufmerksamkeit* identifizierte. In unseren Fall heißt das etwa, daß der Beobachter kein Fachmann war, daß er dem in Frage stehenden Gemälde zum ersten Mal begegnete, daß er den „Einzelfiguren“ keine besondere Aufmerksamkeit widmete, und so weiter. Wären diese Bedingungen nicht erfüllt, wäre die spezifische Sehensweise – das spektakuläre Trugbild – kaum zustande gekommen.

Darüberhinaus brauchte es sogar einer gewissen mentalen Anstrengung seitens des Beobachters, sich der Macht der perzeptiven Typik zu entwinden. Dies gelingt erst, wenn der implizite Wahrnehmungsinhalt *expliziert* wird. In unserem Fall heißt das, daß jeder Teil („Hand“, „Beine“, „Fuß“, „Schuh“, „Hut“ usw.) nicht mehr als Teil eines bestimmten Ganzen („Menschenfigur“) gesehen wird, sondern als ein Ganzes für sich („Farbfleck“), welches wiederum seine eigenen Teile (etwa kleinere Farbenflecken) beinhaltet. Wie schwierig es manchmal ist, die einmal eingenommene mentale Einstellung zu ändern (den „internen Schalter“ umzulegen), beweisen die bekannten und bereits erwähnten Beispiele

[283] Ich gehe nämlich davon aus, daß sich die zu jeder Figur gehörenden Farbflecken auch voneinander unterscheiden: in Farbe, Form, Textur usw.

der mehrdeutigen Figuren aus der klassischen psychologischen und philosophischen Literatur. Was in Dennetts Beispiel das entscheidende war, daß man nämlich die Farbflecken als typisierte menschliche Figuren gesehen hat – und was von Dennett nicht thematisiert wurde – ist der Umstand, daß man nicht nur Farbenflecken für menschliche Körperteile mißrepräsentierte, sondern daß man auch die anderen unsichtbaren Details hinzufügte.

Vom Standpunkt des Ganzen sind also die sinnlichen und die quasi-sinnlichen Teile einer Gestalt von gleicher funktionaler Bedeutung: sie tragen gleichermaßen zur Erscheinungsweise des Ganzen bei. Daß die einen von den anderen phänomenal nicht trennbar sind (zumindest nicht *salva toto* – so, daß das Ganze unverändert bleibt), ist allerdings keine Besonderheit der „bedeutungslosen Objekte" (Gestalten im engeren Sinn). Analog verhält es sich im Fall der Teile/Momente eines physischen Objektes: die sichtbare Seite einer Kugel ist nicht trennbar von ihrem unsichtbaren Inneren oder von ihrem Gewicht. Erst in einer reflektierenden Einstellung lassen sie sich absondern. Dabei spielt es keine Rolle, als was diejenigen Momente, von denen es im reinen Wahrnehmungsfeld keine Spur gibt, weil sie weder eine räumliche Position einnehmen noch eine „Fülle" besitzen, aufgefasst werden sollen: als „quasi-sinnlich", „potentiell sinnlich" oder „nicht-sinnlich".

Dies besagt allerdings nicht, daß *jeder* der sinnlichen („sensorisch repräsentierten") Teile unerläßlich für die noematische Identität des Ganzen ist. Nehmen wir einmal an, ich erkenne das neblige, gegliederte Objekt in meinem Gesichtsfeld als *einen großer Schwarm von Schwänen*. Nehmen wir weiter an (im Sinne der phänomenologischen Methode der mentalen Variation), daß, *von mir unbemerkt*, einer der 59 Schwäne –- die ursprüngliche Anzahl der sinnlich repräsentierten Einzelteile des Objekts –- entflogen. Der explizite Inhalt des neuen Wahrnehmungsaktes bleibt – *ceteris paribus* – derselbe.[284] Was sich geändert hat, ist nur der *implizite* Wahrnehmungsinhalt[285]: die vorbewußte räumliche Organisation des Wahrnehmungsfeldes. Oder: nehmen wir an, daß die graue Kugel, die vor mir liegt, einen roten Fleck hat, welcher aber – angesichts der mangelnden Aufmerksamkeit – in meiner

[284] Wie schon William James bemerkte, überschreiten so feine Differenzierungen, wie jene zwischen einem Schwarm von 59 und einem Schwarm von 58 Schwänen das visuelle Vermögen unseres Geistes. Es gibt keine mehrstrahligen Akte solcher „Resolution". Auch Wittgenstein machte dieselbe Pointe. Nach ihm gibt es kein optisches Kriterium, nachdem man eine tausendseitige Figur von einem Kreis unterscheiden könnte. Unter normalen Umständen sehen die beiden Gestalten gleich aus. Dies weist auf die wesentliche Unbestimmtheit der visuellen Erfahrung hin – ein Leitmotiv der existentiellen Phänomenologie, das im Kontext der aktuellen Diskussionen zum Perzeptionsproblem immer wieder vorkommt. Vgl. Thompson, Noë, Pessoa (1996: 188).

[285] Präziser: der sinnliche Teil dieses Inhalts.

Erfahrung nicht explizit präsentiert ist. Das heißt: der (explizite) Inhalt dieser Erfahrung (sein „noematischer Sinn“) läßt sich als *Da liegt eine graue Kugel* ausdrücken. Das eventuelle Entfallen eines seiner Teile – des roten Flecks – hätte keine Auswirkung auf die noematische Identität des Ganzen. (Selbstverständlich wäre dieselbe Variation nicht denkbar im Falle, daß der rote Fleck ein *expliziter* Teil des Wahrgenommenen wäre, das heißt wenn der semantische Inhalt der in Frage stehenden Erfahrung durch eine komplexere Proposition ausgedrückt würde – nämlich: *Da liegt eine graue Kugel mit einem roten Fleck*.)

Zwei Schlußfolgerungen gehen aus meiner Analyse von Dennetts Bespiel hervor. Die erste: Ein weiteres Mal bestätigt sich die Vergeblichkeit der Trennung der zwei Aspekte der perzeptiven Erfahrung: des „sinnlichen“ („gegebenen“) und des „übersinnlichen“ („hervorgebrachten“) – der Trennung, die aus der stillschweigenden Anwendung der Konstanzannahme hervorgeht. Diese Trennung ist nur im Rahmen einer strukturellen Analyse eines einzelnen Erfahrungsakts sinnvoll (wie bei Gurwitsch); sie ist aber sinnlos, wenn man den phänomenalen Inhalt zweier unterschiedlicher Erfahrungsakte vergleicht – zweier Akte mit einem vermeintlich gleichen sensuellen, aber zwei unterschiedlichen intentionalen Wahrnehmungsinhalten („Gesamtinhalten“). Die zweite Schlußfolgerung: Das Phänomen der mentalen Wiederherstellung oder Ausfüllung ereignet sich nicht nur in den listig konstruierten Beispielen der Philosophen und Psychologen. Es ist vielmehr eine der Schlüsseleigenschaften unserer alltäglichen (vorprädikativen) Wahrnehmungserfahrung. Hierbei spielt es keine entscheidende Rolle, ob die gegebenen Teile (wie bei dem Kanisza-Dreieck) rein sinnlich identifiziert werden, oder ob sie eine Identifizierung auf begrifflicher Ebene verlangen – eine begriffliche Typisierung. Unsere Alltagserfahrung ist zerstückelt und „zerlöchert“: die Art und Weise der Verbindung der zerstückelten Teile und des Ausfüllens der „leeren Flecken“ ist eine Angelegenheit der vorprädikativen Typik. [286]

[286] Eines der meistdiskutierten Themen der neueren Philosophie der Wahrnehmung ist die Hypothese von der sichtbaren Welt als „großer Illusion“ (*the Great Illusion Hypothesis*) – die Hypothese, daß wir in unseren alltäglichen visuellen Wahrnehmungen viel mehr annehmen (wie in Dennetts Interpretation seiner eigenen Begegnung mit Belottos Malerei) als wir eigentlich (unmittelbar, authentisch) sehen. Vgl. dazu Noë (2002). Die große-Illusion-Hypothese ist eine der möglichen Antworten auf das Problem der Wahrnehmungspräsenz – welches ich vermittels dem Kanisza-Dreieck und Dennetts Belotto-Beispiel veranschaulicht habe.

4 Herausforderungen einer Theorie der impliziten Überzeugungen

4.1 Implizite Überzeugungen: mitbewußte Inhalte prädikativer Akte

Das gestalttheoretische Erklärungsmodell anwendend, geht Gurwitsch davon aus, daß *jede* Komponente des Erfahrungshorizontes eine gewisse – wenn auch nur eine latente oder potentielle – Rolle in der Konstitution des aktuellen Bewußtseinsfeldes spielt und dadurch einen gewissen Beitrag zur phänomenalen Identität des jeweiligen in diesem Feld erscheinenden Themas leistet. Wäre dies nicht der Fall, könnte diese oder jene Komponente – diese oder jene implizite Verweisung – ausfallen, ohne daß das betroffene Thema seine intentionale (noematische) Identität einbüßte. Solch eine Möglichkeit ist allerdings kaum denkbar. Es geht ja nicht darum, daß sich die jeweilige Komponente als notwendiger oder essenzieller Strukturteil der Objekterfahrung erweisen könnte, sondern vielmehr darum, daß jede Einzelerfahrung (jeder intentionale Akt) in ein *Netzwerk* von anderen potentiellen Erfahrungen (Akten) eingebettet sei, welches Gurwitsch als „System von Verweisungen" beziehungsweise als „noematisches System" (auch „Gesamt-Noema") bezeichnet. Jede Änderung in einem Teil dieses Netzes zieht zwangsläufig Änderungen in anderen Teilen des Netzes nach sich.

Dieser holistische Ansatz[287] hat allerdings einen offensichtlichen Schwachpunkt: die *Unbestimmtheit der Grenzen* eines jeweiligen noetisch/noematischen Systems, in dem jede Einzelerfahrung (Einzelnoesis) und daher auch jedes Einzelnoema eine funktionale Rolle spielen soll. Insoweit nämlich diese Grenzen vage und unbestimmbar sind, erscheint es nicht einleuchtend, von einer funktionalen Rolle – geschweige denn von einer bestimmten funktionalen Rolle – einer vereinzelten Noesis und eines vereinzelten Noemas zu sprechen. Denn wie soll eine Relation als erklärend, ja als grundlegend, fungieren, wenn eines ihrer *relata* nicht nur unbestimmt, sondern auch unbestimmbar zu sein scheint?

Eine vertretbare Theorie des intentionalen Bewußtseins scheint mir daher verpflichtet zu sein, die Tendenz zur unendlichen Vermehrung der impliziten

[287] Die prominentesten Befürworter dieses Ansatzes in der analytischen Philosophie sind Quine (1951) und Davidson (1984).

Erfahrungselemente einzuschränken, das heißt auf eine systematische Weise zu klären. Hinzu kommt, daß das Kennzeichen „implizit" auf eine Gruppe sehr verschiedener Phänomene angewandt wird, die keine „natürliche", klar definierte Gattung ausmachen.[288] Es wäre deshalb ratsam, erst einmal aufzuklären, welche Entitäten das überhaupt sind, denen in einer phänomenologischen Theorie unter dem Kennzeichen „implizit" eine so entscheidende Rolle zugeschrieben wird. Als vorrangige Kandidaten für solch eine Aufklärung bieten sich jene sprachlich artikulierbaren Strukturen an, die als *implizite Annahmen, implizite Erwartungen*, *implizite Überzeugungen* (*Glauben, Meinungen*, *Gedanken)* oder ähnliches bezeichnet werden können. Diese terminologische Auswahl kann durch zwei Gründe gerechtfertigt werden, die ich kurz vorbringen möchte.

Erstens: Die Mehrheit von Husserls Interpreten – einige zustimmend, andere ablehnend – sehen die Husserlschen Noemata als eben jene Art von sprachlich artikulierbaren Entitäten, die man üblicherweise als „Propositionen" bezeichnet. Diese Autoren stehen in einer langen Tradition der analytischen Philosophie[289], deren Ausgangspunkt die These von der strukturellen Ähnlichkeit zwischen Sätzen und Gedanken, zwischen sprachlichen und mentalen Bauelementen ist. Hier sei eine unter vielen sinngemäß gleichen Äußerungen zitiert:

> [F]or Husserl an intentional content is always „conceptual" in nature. That is to say, (...) for all acts of the „that p" kind, e.g., judgings, desirings and seeings *that p*, an intentional content is something that can be true or false, i.e., something at least akin to what analytical philosophers call a proposition. (Christensen, 1993: 756)

Es gibt allerdings auch Autoren (zum Beispiel Drummond: 1990, 1992, 1997, 2003), die an dieser Stelle eine sorgfältigere Analyse vornehmen würden. Sie unterscheiden zunächst zwischen (a) dem intentionalen Inhalt selbst – also wie dieser sich (in der natürlichen Einstellung) dem Bewußtsein präsentiert – und (b) seinem (in einer reflektierenden Einstellung) sprachlich artikulierbaren Sinn. Außerdem würden sie die wesentliche Charakteristik dieses Inhaltes beziehungsweise seines „Sinnes", wahr oder falsch zu sein, nur mit Vorbehalt hinnehmen. „Wahrheit" beziehungsweise „Falschheit" wäre für sie ein Strukturmoment des Noemas, und das heißt kein bewußtseinsunabhängiges, im voraus und

---

[288] Wobei einige von diesen Phänomenen nichtintentionaler Natur sind.

[289] Diese Tradition kann einerseits bis Chisolm und Sellars und andererseits bis Wittgenstein, Russell und Frege hin verfolgt werden. Siehe dazu Bieri (1981: 139-144), Cobb-Stevens (1990: 13-19; 138-145) und Dummett (1992: Kap. 2 und 13).

endgültig bestimmbares Attribut des intentionalen Gegenstandes. Wenn man nun – unter den gerade angeführten Einschränkungen – die These hinnimmt, daß der intentionale Inhalt konzeptueller und propositionaler Natur sei, gibt es keinen Grund, warum nicht *auch* der intentionale Inhalt jener Akte, die in vorgenannten Akten implizit sind, ebenso konzeptueller und propositionaler Natur sein sollte – zumal dann, wenn, wie bereits erwähnt, auch dieser verborgene Inhalt (im Prinzip) thematisiert werden kann (entweder spontan, wie in der Alltagserfahrung, oder gezielt, mittels einer intentionalen Analyse).

Zweitens: Die Verwendung von Begriffen wie *implizite Erwartungen*, *implizite Annahmen*, *implizite Überzeugungen* kann kaum vermieden werden, wenn es um die Rolle derjenigen Strukturelemente intentionaler Erfahrung geht, die im unmittelbar Erfahrenen inbegriffen (mitenthalten) zu sein scheinen. Jedesmal nämlich, wenn sich die Phänomenologen aufgefordert fühlen, zur Explizierung dieser Rolle die quasitechnischen Neologismen „Noesis“ und „Noema“ durch andere Beschreibungsmittel zu ergänzen, sind sie auf den üblichen alltagspsychologischen Begriffsvorrat angewiesen – denselben Begriffsvorrat übrigens, auf den auch die analytischen Philosophen seit Frege und Russell angewiesen sind.

Ausgehend von diesen beiden Gründen, setze ich nun die folgende Arbeitshypothese voraus: Der mitbewußte (implizite) Inhalt jedes intentionalen Erlebnisses läßt sich in diskrete, unreduzierbare und bedeutungstragende Strukturteile extrahieren, die in einer propositionalen Form dargestellt und analysiert werden können.[290] Zur Veranschaulichung dessen, wie eine solche Analyse aussehen könnte und was für Schlüsse daraus folgten, führe ich einige höchst hypothetische, unseren alltagspsychologischen Intuitionen ganz und gar widrige Beispiele an.

Nehmen wir einmal an, in meiner Wahrnehmung des vorbeisegelnden Bootes fehlte die *implizite Überzeugung* (abgekürzt: *ü*)[291], daß das Boot einen Boden, eine Unterseite hat.

---

[290] Entscheidend ist hier: Diese Hypothese bedeutet *nicht*, die impliziten Erfahrungselemente würden *wirklich* in dieser Form im menschlichen Geist/Gehirn gespeichert („repräsentiert“). Der angeführten Hypothese zuzustimmen, zieht noch keine ontologischen oder mental-ontologischen (in Bezug auf den Typus der „mentalen Repräsentation“) Verpflichtungen nach sich. Diesbezüglich nehme ich eine instrumentalistische Position ein, die bekanntlich meist von Dennett (zum Beispiel 1978) vertreten wird.

[291] Ich nehme die Begriffe „implizite Annahme“ und „implizite Überzeugung“ als gleichbedeutend. Sie bezeichnen jene „doxische“ propositionale Einstellung, die analytische Philosophen „implicit belief“ nennen und deren ontologischen Status sie zu klären versuchen. Einige deutsche Autoren bedienen sich dazu der Worte „Glaube“ oder „Meinung“. Nun hängt allerdings nichts in meinen folgenden Ausführungen von der Wahl der Begrifflichkeit ab.

Unter der Voraussetzung der minimalen Kohärenz und Konsistenz der intentionalen Zustände hätte der Ausfall jener impliziten Annahme Folgen für das mit dem Objekt verbundene Glaubenssystem. Einige weitere Überzeugungen (Annahmen) – implizite und explizite – würden sich demnach ändern müssen oder entfallen, neue würden dafür auftauchen (etwa, daß das Boot untergehen wird, daß die Matrosen ins Meer springen, daß die Mütze des Skippers naß wird und so weiter). In diesem Zusammenhang kann man darüber spekulieren, ob das Nichtvorhandensein (die Abwesenheit) einer impliziten *positiven* Überzeugung (daß das Boot eine Unterseite hat) dieselben kognitiven Auswirkungen wie die Existenz der *negativen* impliziten Überzeugung (daß das Boot keine Unterseite hat) hätte.[292] Auch ungeachtet dieser Schwierigkeit ist klar, daß der Ausfall der erwähnten Überzeugung *irgendwelche* Auswirkungen hätte, und zwar nicht nur kognitive (im Sinne einer Revision der anderen – impliziten oder expliziten – Annahmen, Überzeugungen, Erwartungen), sondern auch praktische (für das Urteilen und Handeln folgenreiche).

Durch *reductio ad absurdum* folgt also, daß die besagte implizite Überzeugung *u* ein unerläßlicher Bestandteil meines intentionalen Erlebnisses des Segelbootes sein muss; phänomenologisch formuliert: ein Teil seines inneren Horizontes. Demnach wäre es auch nicht schwierig, sich ein analoges Beispiel auszudenken, das den perzeptiven *Außenhorizont* veranschaulicht: das miterfahrene thematische Feld. Wäre ich nicht der Überzeugung, die ich zweifellos beim Betrachten des vorüberfahrenden Segelboots implizit habe, daß der Wind und das Wasser ursächlich auf das Boot einwirken, dann hätte ich auch nicht eine Reihe weiterer – expliziter oder impliziter – Überzeugungen zur Fortbewegung des Bootes, dem Verhalten der Segel, den Bewegungen der Matrosen und so weiter. Dies würde in der Folge meine Entscheidungen und mein Handeln beeinflussen.

Oder nehmen wir ein Beispiel jener impliziten Schlüsse, die mit unseren Zahlbegriffen zusammenhängen. Elmar Holenstein (1988: 99) führt Bar Hillels Stuhl-Beispiel als Argument gegen die These an, daß solche impliziten Annahmen aus explizitem, auf Perzeption gründendem Wissen logisch folgen:

> [F]ür einen Menschen ist das Wissen, daß mehr als 5 und weniger als 9 Stühle in einem Raum sind, wenn dort 8 Stühle stehen, in erster Linie ein *intuitives* und nicht ein *inferentielles*. Ein Mensch, der Zahlen „im Kopf" hat, hat diese üblicherweise im Rahmen von so etwas wie einer Ziffernreihe repräsentiert und nicht isoliert jedes Zahlzeichen für sich. Die Zahlenreihe gibt sich dabei als ansteigend, nicht unbedingt räumlich, sondern werthaft. Eine 8 findet sich nicht nur anschaulich eingebettet zwischen 5, 6 und 7 auf der einen und 9, 10 und 11 auf der anderen

---

[292] Das heißt, daß gelte: $\sim(A_i p) \rightarrow (Ar \,\&\, As \,\&\, At) \leftrightarrow A\boldsymbol{i}\sim p \rightarrow (Ar \,\&\, As \,\&\, At)$.

> Seite, sondern zugleich als der Quantität nach 5, 6 und 7 überlegen und 9, 10 und 11 unterlegen. Wenn wir es überhaupt nötig haben zu schließen, daß bei 8 Stühlen mehr als 5 und weniger als 9 gegeben sind, dann basieren unsere Schlüsse auf solchen intuitiven Appräsentationen unserer Zahlenvorstellungen. (Holenstein, 1988: 99-100)

Wie triftig nun auch Holensteins Argument gegen ein inferentielles Verständnis von implizitem Wissen sein mag, so gibt weder er noch jemand anderes eine Antwort auf die eigentlich interessante Frage: wie nämlich „intuitive Appräsentationen" unserer Zahlenvorstellungen „werthaft" – im Unterschied zu „räumlich" – sein können? Das heißt: wie es möglich ist, daß sie *ad infinitum* fortsetzbar sind? Es ist nicht nur völlig unklar, warum dem so ist, sondern auch, von welcher Art die Antwort auf diese Frage sein sollte, das heißt, von welcher Theorie man eine solche Antwort erwarten dürfte.

Oder schauen wir uns als Beispiel der sprachlichen Intentionalitätsform den folgenden Satz an: „Während im Golf der Krieg ums Öl tobt, steigt dessen Preis." Würde man nicht bei der (übrigens völlig passiven, „automatischen") Entschlüsselung dieses Satzes stillschweigend voraussetzen (und zwar entsprechend des Systems der mit diesem Satz verknüpften impliziten Annahmen)[293], daß sich das Pronomen „dessen" auf das Öl bezieht, wäre die Entschlüsselung gar nicht möglich beziehungsweise eine Frage des Zufalls. (→ Searle und die linguistische Pragmatik)

Insgesamt betrachtet, sind die in meinen drei Beispielen herangezogenen impliziten Überzeugungen (Annahmen) nicht nur irgendwelche unter den scheinbar unendlich vielen möglichen Implikationen zum jeweiligen intentionalen Akt beziehungsweise zu seinem Objekt. Es handelt sich dabei vielmehr um solche Überzeugungen, denen wir (intuitiv) eine funktionale Rolle in der Struktur der beispielhaft beschriebenen Erfahrungen zutrauen würden. Ohne solche Überzeugungen würden besagte Erfahrungen ihre intentionale Identität verlieren; sie würden sich nicht mehr auf die Gegenstände beziehen, auf die sie ursprünglich gerichtet waren. Nun scheinen aber nicht *alle* impliziten Überzeugungen hinsichtlich ihrer intentionalen Aufgabe von solcher Gewichtigkeit zu sein. Die Folgen des

---

[293] Dieses System umfaßt eine ganze Reihe von Annahmen, die nicht nur apriorischer oder grammatischer Natur sind, sondern die zu einem allgemeinen „Common-sense-Wissen" gehören. Es gibt übrigens keine apriorischen oder unfehlbaren Prinzipien, auf die man sich berufen könnte, um alternative Interpretationen des Satzes auszuschließen. Desgleichen gibt es keine solche grammatische Regel – eine, die etwa besagen könnte, daß sich Pronomina im Hauptsatz auf Nomen im Nebensatz gemäß der Reihenfolge letzterer beziehen. Das heißt: Es wäre eine Interpretation des Satzes denkbar, nach welcher auch der Preis des Krieges oder des Golfs stiege. Schon seit dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gibt es einen Überfluß an ähnlichen Beispielen sowohl in der Sprachphilosophie (vgl. dazu besonders die virtuos interpretierten Beispiele von Searle aus seinen Aufsatz „Literal Meaning") wie auch bei den Kritikern der künstlichen Intelligenz, wie zum Beispiel Dreyfus, 1972; Winograd, 1972; Haugeland, 1985).

Wegfalls der impliziten Überzeugung, daß Philosophen nicht unsterblich sind, sind nicht – zumindest nicht im Alltag – vergleichbar mit den Folgen der Abwesenheit der impliziten Überzeugung von der Wirkung der Schwerkraft. Jene impliziten Überzeugungen, deren Wegfall für ein jeweiliges Beispiel keine Auswirkungen hätte, könnte man plausiblerweise aus dem intentionalen Erfahrungshorizont eines jeweiligen Aktes ausschließen. So haben die hypothetischen Überzeugungen, daß Philosophen sterblich sind oder daß Hühner keine eckigen Eier legen, keinerlei Bedeutung für meine Wahrnehmung des vorübersegelnden Bootes oder für die Entschlüsselung des mehrdeutigen Satzes im obigen Beispiel.[294]

Kann man nun auf solche, sehr spezifischen, impliziten Überzeugungen *en general* verzichten? Das Problem liegt an dieser Stelle darin, daß sich auch die unscheinbarsten und abstrusesten Implikationen in *bestimmten* Situationen als intentional relevant erweisen könnten. (Mit ausreichend Phantasie ließen sich geeignete Situationen mühelos konstruieren). Sie sind auf eine gewisse Weise, wenn auch in einem sehr unbestimmten, „potentiellen" Sinn, Teil meines generellen Wissensvorrats oder meines allgemeinen kognitiven Hintergrunds. Damit nicht genug. Schließen wir einige Überzeugungen aus dem hypothetischen Wissensvorrat („belief box") aus, so wären – gemäß dem bereits erwähnten Holismusprinzip – die Folgen für die anderen Überzeugungen, aber auch für die auf diesen gründenden nichtdoxischen intentionalen Zustände (für unsere Wünsche und Absichten vor allem) unvorhersehbar. Wenn ich die implizite Überzeugung verlöre, daß Philosophen sterblich sind, behinderte mich das dann daran, weiterhin implizit daran zu glauben, daß ich ersticke, wenn ich Kants *Kritik der reinen Vernunft* verschlinge? (Und nur der liebe Gott weiß, was mir zustoßen würde, wenn ich aufhörte zu glauben, daß Hühner eiförmige Eier legen.)

Kurzum: Diese unrealistischen Beispiele verdeutlichen, daß etwas mit dem naiven, alltagspsychologischen Begriff der impliziten Überzeugungen nicht in Ordnung ist. Betrachten wir implizite Überzeugungen als jenen expliziten strukturell vollständig analog, also als propositionsartige, diskrete und vernetzte Entitäten, so scheinen zwei – für die Theorie der Intentionalität verheerende – Schlußfolgerungen unvermeidbar zu sein: (1) Die Menge dieser Entitäten weitet sich unendlich aus[295], und (2) im Einzelfall beeinflußt jede Überzeugung jede andere.

---

[294] Dennetts (1983) Beispiel: „Alle Anwälte tragen Schuhe."

[295] Es genügt anzunehmen, daß ich implizit überzeugt bin, die Anzahl der Finger an meiner Hand sei kleiner als $5+n$ (für n ganzzahlig und $n>0$), und zwar derart, daß ich für *jede* einzelne Zahl n eine solche implizite Annahme habe (vgl. Lycan, 1986).

Um diese Folgen zu vermeiden, müßte man entweder die Anwendung des Begriffes der impliziten Überzeugungen (oder impliziten Annahmen, Erwartungen und ähnliches) zur Erklärung des Horizontaspektes der Intentionalität unterlassen *oder* die sich auf diesen Begriff stützende Theorie in geeigneter Weise verbessern. Unter „Verbesserung" verstehe ich, daß die Theorie in der Lage sein müßte, zu bestimmen, welche impliziten Überzeugungen eine Rolle in der Konstitution der intentionalen Erfahrung spielen könnten und unter welchen Umständen dies der Fall wäre.

Welche funktionale Rolle, falls überhaupt eine, eine implizite Überzeugung im Einzelfall spielt, hängt nicht nur von (1) ihrem Inhalt (dem „noematischen Sinn") ab, sondern auch (2) vom unmittelbaren kognitiven Kontext (das heißt vom Inhalt anderer, mit ihr unmittelbar verknüpfter Überzeugungen) und (3) von den aktuellen praktischen und biographischen (situationalen) Umständen der jeweiligen Erfahrung. Eine Theorie zu erarbeiten, die imstande wäre, einen systematischen Zusammenhang zwischen einzelnen impliziten Überzeugungen einerseits und kognitiven und praktischen Kontexten andererseits herzustellen, wäre ein überambitiöses und vergebliches Unterfangen.[296] Möglicherweise könnte aber eine bescheidenere Aufgabe bewältigt werden, nämlich das Bemühen, zu einer plausiblen und universell anwendbaren Klassifizierung (Typisierung) der impliziten Überzeugungen zu gelangen – einer Klassifizierung, auf deren Grundlage geklärt werden könnte, welche *Typen* impliziter Bestandteile intentional wirksam sind, und welche nicht.

Auch wenn man eine solche Theorie nicht vollständig ausformuliert, läßt sich eine Daumenregel vorwegnehmen: Je allgemeiner (typisierter) eine implizite Überzeugung, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie tatsächlich intentional wirksam ist. Im ersten Teil meiner Arbeit wurde als wichtiges Ergebnis der phänomenologischen Explikation festgestellt, daß nicht nur der innere und äußere Horizont unerläßliche Bestandteile der intentionalen Erfahrung sind, sondern daß der Erfahrungshorizont immer als typisiert erfahren wird. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Begriff der Typik, der in sich Aspekte der Notwendigkeit und der Potentialität birgt, ziemlich komplex ist. Diese Aspekte sollte eine plausible Theorie der impliziten Intentionalität berücksichtigen.

Die phänomenologisch ausgerichteten Autoren zeigten keinerlei Interesse an einer solchen Theorie, was sicherlich an der Besonderheit ihrer philosophischen Methode

---

[296] Merkwürdigerweise unterstellt Dreyfus (1982: 10) Husserl genau diese Ambition und erkennt ihn als „der ambivalente Vater der Kognitionswissenschaft".

beziehungsweise an der spezifischen Fokussierung auf ihre Ziele liegt. Im Rahmen der analytischen Philosophie des Geistes hingegen wurden im letzten Vierteljahrhundert eine Menge interessanter Ansätze vorgeschlagen, die von der Voraussetzung ausgehen, daß es jene intentionalen Zustände und Prozesse („propositionalen Einstellungen") gibt, die man als „implizite" oder „schweigende" bezeichnen könnte.[297] Die Motivation, diese Ansätze zu einer akzeptablen und kohärenten Theorie auszubauen, liegt in den Mängeln der bisherigen Versuche begründet. In diesem Zusammenhang kann man zwei – nicht voneinander unabhängige – Hauptmängel benennen: (1) der ungeklärte ontologische Status der Kategorie der impliziten Überzeugungen (wie übrigens auch der anderen unbewußten mentalen Zustände und Prozesse) und (2) ihre „Neigung" zur übermäßigen Vermehrung. Dementsprechend stellen sich einer Theorie der intentionalen Überzeugungen zwei schwere Aufgaben: (1) eine geeignete Klassifizierung der unbewußten intentionalen Zustände und Prozesse anzubieten und (2) zu versuchen, auf Grundlage dieser Klassifizierung die phänomenologische These, daß wir über unendlich viele Überzeugungen verfügen, mit der ebenso plausiblen, naturalistischen These zu versöhnen, daß die Kapazitäten des menschlichen Geistes begrenzt sind.

Die zeitgenössische Philosophie des Geistes hat sich an dieser Aufgaben versucht.[298] Diese Versuche hatten verschiedene Kriterien der Zuschreibung impliziter Überzeugungen (und anderer propositionaler Einstellungen doxastischer Art) zum Ergebnis.

Die folgende Liste stellt nun meine Zusammenfassung der repräsentativsten dieser Kriterien dar:

- Nichtexplizitheit (Potentialität): Implizite Überzeugungen sind *mögliche* (*dispositionale*) Propositionen, die uns nicht bewußt sind und/oder uns niemals bewußt waren, d.h. solche Propositionen, die wir entweder niemals erwogen, und deshalb nicht in unserer „belief-box" abgelegt haben, oder aber die uns bekannt gewesen waren, allerdings im Laufe der Zeit ins Vergessen gerieten;

---

[297] Alle diese Autoren sind Verfechter einer Variante des intentionalen Realismus (zum Beispiel Sellars, Field, Lycan): Sie setzen die Existenz einer Art intentionaler Zustände und Prozesse beziehungsweise ihnen entsprechender Entitäten voraus; oder einer Art Instrumentalismus (zum Beispiel Dennett): Sie nehmen an, daß solche Entitäten, unabhängig von ihrem ontologischen Status, zumindest eine explanatorische Funktion haben.

[298] Vgl. Lycan (1986), Dennet (1975, 1981), Audi (1982), Field (1978), Crimmins (1992), Manfredi (1993), Stich (1982).

- Eingeschränkte Nichtexplizitheit (Potentialität): Implizite Überzeugungen sind nichtexplizite („nicht-erwogene") Propositionen, an die wir *im Prinzip* zu glauben geneigt sind, vorausgesetzt (a) wir besitzen die konzeptuellen Ressourcen (Konzepte, Repräsentationen), an sie zu glauben, und (b) diese vereinbar sind mit den propositionalen Inhalten unserer expliziten Annahmen;
- Virtuelle Präsenz: Implizite Überzeugungen sind explizite Überzeugungen, die in der *Form kognitiver Dispositionen* „virtuell präsent" sind (Crimmins: 1992: 248), d.h., daß wir kognitiv geneigt sind, uns so zu verhalten, Objekte wahrzunehmen, Gedanken zu hegen oder linguistische Ausdrücke zu äußern / zu verstehen *als ob* wir explizite Annahmen mit identischen propositionalen Inhalten hätten;
- Disposition zur Zustimmung: Implizite Überzeugungen sind explizite Überzeugungen, mit denen wir *unter geeigneten kognitiven Bedingungen* übereinstimmen *würden* (d.h. explizit an sie glauben würden), zum Beispiel wenn wir nach ihnen gefragt, an sie erinnert oder vor ihnen gewarnt werden, oder wenn eine kognitive Hürde entfernt wird, die den expliziten Glauben hemmt, wie im Fall von Freuds unterdrückten Wünschen oder alltäglicher Geistesabwesenheit;
- Kognitiver Affekt: Implizite Überzeugungen sind nichtexplizite Propositionen, die auf jene kognitiven Prozesse *wirken*, durch die wir zu expliziten Propositionen gelangen;
- Ableitbarkeit von Antezedenzen: Implizite Überzeugungen sind nichtexplizite Propositionen, die als stillschweigende *Voraussetzungen* dezidierter Instanzen der eigenen bewußten Glaubensinhalte theoretisch abgeleitet werden können (Entscheidungen, Schlußfolgerungen, Urteile und so weiter);
- Ableitbarkeit von Konsequenzen: Implizite Überzeugungen sind *offensichtliche Konsequenzen* unserer Grundüberzeugungen, die uns zwar nicht bewußt sind, auf die wir aber unter den richtigen Umständen zu folgern geneigt sind (Field, 1978: 16-17; Dennett, 1975: 710);
- Hohe Relevanz: Implizite Überzeugungen sind nichtexplizite Propositionen, die kraft ihres Inhalts und in einem bestimmten Kontext den höchsten Relevanzgrad (unter weiteren Propositionen) für eine andere Proposition, oder eine *bestimmte* Klasse anderer Propositionen aufweisen, derer man (zum gegenwärtigen Zeitpunkt) bewußt ist;

Natürlich erhebt diese Liste weder einen Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Konsistenz: Die aufgeführten Kriterien überschneiden sich eher als daß sie sich gegenseitig ausschließen. Dies ist allerdings kaum zu vermeiden, da es in der Literatur keinen Konsens über den rechten Zugang zu diesem Problem gibt, geschweige denn zu seiner Lösung. Trotzdem würden alle Autoren, die ich bemüht habe, (meiner Meinung nach) darin übereinstimmen, daß das erste Kriterium – jenes, das implizite Annahmen mit allen möglichen dispositionalen Glaubenszuständen des Bewußtseins identifiziert – zu grob und deshalb als Grundlage einer Theorie des impliziten Bewustseinsinhalts ungeeignet sei. Sucht man hingegen nach restriktiveren Kriterien, so würde man sicherlich jene in Betracht ziehen, in deren Definition implizite Propositionen die *spezifischste* Rolle in der Entstehung bestimmter expliziter Annahmen oder Klassen von Annahmen spielen – seien diese das Ergebnis von Wahrnehmungen, Entscheidungen, Deduktion oder Sprachverstehen. Genau dahin tendieren auch alle anderen (oben erwähnten) Versuche, den Begriff der impliziten Überzeugung zu erklären. Tatsächlich scheint dahinter auch die Motivation phänomenlogischer Philosophen zu stehen, solche Begriffe einzuführen und zu präzisieren wie „intentionaler Horizont", „Mitbewußtes", „thematisches Feld", „Gesamtnoema", „implizite Verweisungen" und vor allem „Relevanz". Denn in meinem Verständnis war es nicht das Hauptziel von Husserl und seiner Nachfolgern, zumindest kein exklusives – vielleicht nicht einmal ein primäres Ziel –, unsere Aufmerksamkeit auf den weitestmöglichen kognitiven Hintergrund zu lenken, vor dem intentionale Objekte ihre Identität gewinnen und erhalten. Sein Zweck war vielmehr, den spezifischen und gesetzmäßigen Charakter der *Beziehung* zwischen den expliziten und impliziten Teilen verschiedener intentionaler Inhalte herauszustellen – und zwar ohne Rücksicht auf den Umstand, daß (von Anfang an) der implizite Anteil als grenzenlos und als sich im Unendlichen verlierend galt. Falls der einzige Zweck der Explikation der horizontalen Struktur des intentionalen Bewußtseins durch Husserl und seine Anhänger die Bestätigung seiner Grenzenlosigkeit und seiner holistischen Struktur gewesen wäre, dann wäre das ganze Projekt der intentionalen Analyse von Akten und ihrer Inhalte ein Rohrkrepierer geworden – ein sinnlos generelles Unterfangen mit einem klar vorhersehbaren Ergebnis: radikalem Agnostizismus. Husserls Betonung der erwähnten Aspekte des intentionalen Hintergrunds und sein Thematisieren dieser abstrakten und komplexen Struktur unter der Rubrik „Welt" (oder „Lebenswelt") sind nur Indizien seiner langfristigen Ambition, in der Interdependenz unterschiedlicher – also auch *potentiell unterscheidbarer* – Teile des Hintergrunds einen Sinn zu erkennen und die Bedingungen zu explizieren, unter denen diese Teil aus dem Hintergrund heraustreten und intentionale

Objekte ko-konstituieren können. Wie ich gezeigt habe, ergeben sich aus der phänomenologischen Analyse interessante Verallgemeinerungen, die mit dem Begriff der *Typizität* zu tun haben. Vielleicht können einige dieser Verallgemeinerungen bestätigt und weiterentwickelt werden, vielleicht auch nicht. Aber es scheint keinen anderen (heuristisch vernünftigen) Weg zur Erforschung des Phänomens der horizontalen Intentionalität zu geben, als „induktiv" vorzugehen: nämlich den Einfluß der relevanten impliziten Propositionen in spezifischen Fällen von Akten und Akttypen zu identifizieren und gegebenenfalls ihre (typischen) Inhalte – auf der Grundlage erkannter Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Kategorien – gemäß spezifischer Relevanzkriterien zu klassifizieren.

Wie ich mich im Verlauf dieser gesamten Arbeit zu zeigen bemüht habe, ist das Hauptproblem dieses Forschungsprogramms die Unterbestimmtheit der Objekte durch ihren „Horizont", oder, in Gurwitschs Worten (in Anknüpfung an seine gestalt-theoretischen Vorgänger), der „thematischen Ganzheiten" jeweils durch ihre „Teile" beziehungsweise ihre „thematischen Felder". Obwohl ich mich hauptsächlich auf den perzeptiven (prä-prädikativen) Inhaltstypus als phänomenologisch paradigmatischen Fall konzentriert habe, betrifft dieses Problem ebenso die prädikativen Akte: Die Unterbestimmtheit der Bedeutung eines propositionalen Inhalts durch seinen sowohl propositionalen wie auch nicht-propositionalen Kontext ist keine geringere Mißlichkeit als die Unterbestimmtheit des gesamten Wahrnehmungsinhalts durch seine mitbegebenen Teilinhalte. Der einzige Unterschied liegt darin, daß im Fall der prädikativen (propositionalen) Akte die *Kohärenz*beziehung eine geringere Rolle spielt als bei den prä-prädikativen (perzeptuellen oder quasi-perzeptuellen) Akten. Dies ist der Tatsache geschuldet, daß die Elemente einer Proposition bezeihungsweise eines Satzes – das Analoge der Gestalt-Teile perzeptueller Objekte – sich funktional in einer recht unmittelbaren und unkomplizierten Weise aufeinander beziehen. Soll heißen: Die Syntax (innere Struktur) sowohl des Gedankens wie auch eines sprachlichen Ausdrucks scheint sich für eine schematische Analyse – zum Beispiel, à la Frege, Russell oder Chomsky – eher zu eignen als jene der perzeptuellen Objekte[299]

[299] Dieser Umstand wurde in den Abschnitten 2.3.1–2.3.3 und 2.5 im Zusammenhang der Fragestellung, ob die Gesetze der Gestaltbildung verallgemeinert werden können, dargelegt. Jedoch gibt es hier eine mögliche Komplikation, die nicht unerwähnt bleiben soll: Geschriebene oder ausgeprochene Propositionen sind auch perzeptuelle Objekte und können als solche auch analysiert werden, d.h. als bestehend aus Gestalt-Teilen (Buchstaben, Phonemen, Wörtern, Worten usw., einschließlich Leerzeichen und Diaräsen). Interessanterweise gibt es Autoren, die – und zwar nicht unergiebig – die Methoden der Gestalt-Analyse auf Propositionen als nicht-perzeptive, d.h. abstrakte Objekte, angewendet haben. Vgl. Talmy (2000).

Dies berücksichtigend werde ich im folgenden Abschnitt den Versuch unternehmen, am Beispiel linguistischer Intentionalität die spezifische kausale/motivierende Rolle impliziter Überzeugungen zu erhellen, und das bezüglich der expliziten Überzeugungen einerseits und ihres Gesamtkontextes – des intentionalen und nichtintentionalen Hintergrunds – andererseits. Es geht hierbei um eine Art von implizitem propositionalen Inhalt, der im Akt des Sprachverständnisses als Ergänzung des sprachlich geäußerten propositionalen Inhalts fungiert.

4.2 Implikaturen in der Kommunikation als implizite Überzeugungen

Es bedurfte des Lebenswerks einer ganzen Generation von Philosophen (ungefähr von den frühen fünfziger bis zu den späten achtziger Jahren)[300], um die enorme Wichtigkeit des „Kontextes" für die verbale Kommunikation nachzuweisen. Statt der regelgesteuerten Rekonstruktion der konventionellen Bedeutung von gesprochenen Aussagen kam die Schlüsselrolle bei der verbalen Kommunikation nun der inferentiellen Rekonstruktion der kommunikativen und informativen Intentionen des Sprechers zu („speaker's meaning"). Der neuen Sichtweise auf Kommunikation – dem „ostensiv-inferentiellen" Konzept – lag die Idee zugrunde, daß eine typische gewöhnliche Aussage nicht nur einen expliziten Inhalt hat, sondern auch mit impliziten Inhalt aufgeladen ist. Was in einer Äußerung „impliziert" (*implicated*) ist – um Grices treffenden Ausdruck zu benutzen – sind vor allem die Überzeugungen, Absichten und weitere „propositionale Einstellungen" (Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen, Ängste, etc.) des Sprechers sowie verschiedene nicht-propositionale Inhalte (Emotionen, Eindrücke, Stimmungen, Einstellungen, Fähigkeiten, Fertigkeiten und so weiter).

Es ist heute ein Gemeinplatz, daß die Kenntnisse der syntaktischen und semantischen Regeln, die natürlich allen Beteiligten im Kommunikationsprozeß vertraut sein müssen, für das Verständnis natürlicher Sprache nicht ausreichen. Um eine schriftliche oder verbale Botschaft zu verstehen, muß der Adressat eine Vorstellung davon haben, was der Absender „gemeint haben könnte": Es muß eine Möglichkeit geben, die „Bedeutungsintention" zu erkennen, die der geäußerten Proposition zugrunde liegt. Eine Möglichkeit hierzu – faktisch die einzig pragmatische, welche die Standardliteratur vorsieht – ist eine Art von *nicht-*

[300] Austin, Grice, Searle, Schiffer und anderen.

demonstrativer Inferenz: der Schlußfolgerung auf die beste Erklärung. Das heißt, man versteht die explizit im semantischen Inhalt der Äußerung enthaltene Proposition als Prämisse[301] und gelangt – unter Zuhilfenahme zusätzlicher Evidenz schlußfolgernd – zur „Bedeutungsintention". Natürlich ist dieses Vorgehen kaum jemals geradlinig. Denn üblicherweise können Botschaften nicht ohne Hilfe mannigfaltiger „Hilfshypothesen" dekodiert werden – durch den verbalen Kontext, durch Verhaltens- oder Situationsumstände, also nicht ohne relevante Erinnerungen und alle anderen Dinge einschließlich des allgemeinsten Wissens über die Welt („common sense"), kurz alles, was zum psychologischen "Konstrukt namens „Kontext" gehört. Man bedenke den folgenden trivialen Dialog:

BARBIE: Schatz, kannst du mir den Reißverschluß aufmachen?

KEN: Meine Hände sind dreckig.

Um zu verstehen, was Ken sich hierbei denkt, muß Barbie bestimmte „versteckte" Annahme kennen: daß Ken verstanden hat, daß er den Reißverschluß auf der Rückseite des Kleides öffnen soll, das sie zur Zeit trägt. Daß weiterhin das Öffnen des Reißverschlusses mit dreckigen Händen ihr Kleid verschmutzen könnte (was Ken offensichtlich nicht möchte). Aber da es andere mögliche Annahmen (potentielle „Implikaturen") gibt – faktisch unzählige –, fragt man sich, wie Barbie die richtigen Vermutungen aus der unendlichen Anzahl von Kandidaten herauspickt. Es sind verschiedene Lösungen für dieses Problem, nämlich das der Unterbestimmtheit des propositionalen Inhalts der „Bedeutungsintention" durch den propositionalen Inhalt der Sprachnachricht *und* des Kommunikationskontextes, vorgeschlagen worden.

Eine der interessantesten und zur Zeit meistdiskutierten ist die „Theorie der Relevanz" von Dan Sperber und Deirdre Wilson (1986, 1987, 1996). Indem sie Grices „ostensiv-inferentielles" Kommunikationsmodell übernahmen, verstehen Sperber und Wilson unsere alltägliche sprach-interpretierende Praxis als eine Art Schlußfolgerung auf die beste Erklärung der „Bedeutungsintention" des Sprechers.[302] In diesem Prozeß stützt sich der

---

[301] Hierbei wird angenommen, daß diese Prämisse (der explizite Teil der Botschaft) einfach dekodiert wird. Anders gesagt: der Kodierungs-/Dekodierungsprozess kann nicht vollständig durch Schlußfolgerung ersetzt werden.

[302] Wobei man die Absicht der "Informierung" (*informative intention*) – die Absicht, einen bestimmten propositionalen Inhalt zu übertragen – von der "kommunikativen" Absicht (*communicative intention*) unterscheiden muß – der Meta-Absicht, daß die Absicht der Informierung sich manifestiere.

Interpret auf zwei Gruppen von „Annahmen“: auf die „Explikaturen“ – die Annahmen über das explizit Gesagte – und die „Implikaturen“ – die Annahmen über das, was gemeint ist.[303] Letzteres versteht man am besten als Bündel von Propositionen, die die pragmatischen (kontextuellen) Kommunikationsbedingungen ausdrücken. Da der Kommunikationsprozeß für Sperber und Wilson eine Art Schlußfolgerung ist, spielen implizite Propositionen als Prämissen dieser Schlußfolgerungen hierbei eine entscheidende Rolle. Wie gelangen wir zu diesen Prämissen? Die Strategie der Eingrenzung möglicher impliziter Propositionen auf die zutreffenden Implikaturen beruht auf dem Prinzip der *Maximalisierung der Relevanz* und *der Minimierung des Aufwands*. Vereinfacht: Bei der Rekonstruktion der Implikatur ist der Zuhörer – unbewußt dem Prinzip der Relevanzoptimierung folgend – auf die für ihn *zugänglichsten* Annahmen (unter allen möglichen) angewiesen, natürlich unter Berücksichtigung des explizit in der empfangenen Äußerung eincodierten propositionalen Inhalts. Um zu zeigen, was die Relation der „Zugänglichkeit“ genau bedeutet, haben Sperber und Wilson (1985) eine ganze Reihe mehr oder minder überzeugender Beispiele aufgeführt. In meinem Beispiel sind die impliziten Propositionen mit der optimalen Relevanz:

(a) Ken weiß, daß er Barbies Kleid öffnen soll.

(b) Ken weiß, daß das Kleid beim Öffnen mit dreckigen Händen verschmutzt werden kann.

(c) Ken setzt voraus, daß Barbie nicht möchte, daß das Kleid schmutzig wird.

(d) Ken möchte nicht (ohne eine eventuelle Zustimmung durch Barbie) das Kleid mit dreckigen Händen öffnen.

Die Propositionen (a), (b) und (c) sind Prämissen, die (*nicht*-demonstrativ) aus dem hervorgehen, was in der sprachlichen Äußerung einkodiert ist, während (d) demonstrativ aus (a), (b) und (c) einschließlich der verbal einkodierten Proposition (der Explikatur) folgt.

Warum sind die Prämissen (a), (b) und (c) die kontextuell „zugänglichsten“ und daher am „relevantesten“ für die Rekonstruktion der Bedeutungsintention? Weil diese Voraussetzungen am besten den Eingrenzungen genügen, die aus dem explizit gegebenen propositionalen Inhalt im Kontext der Äußerung hervorgehen. Es sind eben jene Annahmen, die unter den gegebenen Umständen die kommunikative Absicht des Sprechers

[303] In der technischen Begrifflichkeit der philosophischen Pragmatik: Explikaturen sind Propositionen, die aus der semantischen Repräsentation (der logischen Form) einer sprachlichen Äußerung „entwickelt“ werden können, wobei Implikaturen Propositionen sind, die diese Fähigkeit nicht haben.

am besten „erklären“ – die also am „relevantesten“ für das sind, was der Sprecher implizit dem Zuhörer zu vermitteln beabsichtigt. Da sich aber Sperber und Wilson nicht mit dem intuitiven („phänomenologischen“) Kriterium, das heißt dem „subjektiven“ Kriterium der „Korrektheit“ beziehungsweise der Relevanz der Implikation[304], begnügen, schlagen sie ein „objektives“ vor: die Propositionen (a), (b) und (c) haben die höchste „kognitive Auswirkung“ im gegebenen Kontext, und ihre Herauslösung aus dem Kontext verlangt den geringsten „Prozessierungsaufwand“. Die kognitive Prozessierungsauswirkung bestimmen Sperber und Wilson als potentielle Rolle, die eine Proposition bei der Bestätigung oder Verwerfung anderer Annahmen spielt, und den Prozessierungsaufwand als „Einsatz mentaler (Gehirn-) Ressourcen“.

Natürlich ist vom phänomenlogischen Standpunkt eine Rechtfertigung durch einen „Prozessierungsaufwand“ nicht akzeptabel, da der hier verwendete Begriff „Aufwand“ nichts bezeichnet, was ein Teil des phänomenologischen Erfahrungsinhalts ist oder werden könnte; dieses Wort ist eine Metapher für (angebliche) unbewußte kognitive Prozesse. Da für Sperber und Wilson Implikaturen das Paradebeispiel unbewußter (subdoxastischer) Inhalte sind, stellt sich die Frage, ob man die *mentale* Präsenz der Implikaturen begründen kann? Manifestiert sich implizite Kommunikation auf irgendeine Weise phänomenal? Eine interessante Antwort auf diese Frage – eine Antwort, die im Einklang mit der grundlegenden Ausgangshypothese dieser Arbeit steht – bietet François Récanati (1993: 245-250), der im Unterschied zu Sperber und Wilson annimmt, daß Explikaturen und Implikaturen die Bedingung genügen müsssen, daß sie dem Bewußtsein zugänglich sind (*conscious availability condition*). Obwohl die Inferenz der Implikatur ein spontaner und nichtreflektierender Prozeß ist, ist sich das Subjekt dieses interpretierenden Prozesses dessen *bewußt*, daß sich sein Urteil über das, was der Sprecher impliziert, auf einem früheren, unabhängigen Urteil über das gründet, was der Sprecher gesagt hat: „We have distinct conscious representations for ‘what is said’ and ‘what is implicated’ by a given utterance: both are consciously accessible and are consciously accessible *as distinct*.“ (Récanati, 1993: 245).

Diese Behauptung widerspricht auf den ersten Blick meinem Verständnis von implizitem Erfahrungsinhalt, nach dem der mitbewußte Inhalt – soweit er mitbewußt ist –

---

[304] Dieses Kriterium könnte man als Gefühl der „Korrektheit“ oder der „Angemessenheit“ (Mangan, 2001) bezeichnen, welches sich, als “fringe of consciousness“ im Sinne von James und Gurwitsch, als nichtintentionaler Bestandteil intentionaler Zustände/Prozesse manifestiert, also auch im Falle der linguistischen Intentionalität.

nicht *selbständig* gegeben sein kann, sondern immer nur als Teil des *gesamten* Inhalts eines intentionalen mentalen Zustands – als sein *Teil*inhalt. Aber tatsächlich besteht kein Widerspruch: Aus Récanatis Formulierung (wie ich sie verstehe) geht nicht hervor, daß uns die Inhalte der Implikatur und Explikatur schon *während* des Kommunikationsprozesses, des Prozesses der Rekonstruktion der Bedeutungsintention, im wahrsten Sinne des Wortes zugänglich sind: als zwei *bestimmte* propositionale Inhalte. Sie sind uns vielmehr (im besten Fall) als zwei unterschiedliche *Typen* von mentalen Inhalten („unmittelbar gegeben" im Gegensatz zu „impliziter Inhalt") zugänglich. Erst eine nachträgliche („philosophische") Reflektion ermöglicht uns die Unterscheidung zwischen den beiden Inhalten als *bestimmte* propositionale (und nicht nur phänomenale) Inhalte. Hier drängt sich eine interessante Parallele mit der visuellen Perzeption auf: Beim einfachen perzeptiven Akt sind uns die unmittelbar sichtbare und die unsichtbare Seite eines physikalischen Objekts als zwei unterscheidliche Erlebnisse, beziehungsweise zwei unterschiedliche Typen mentalen Inhalts gegebenen, hingegen nicht als zwei konzeptuell/propositional unterschiedliche (Dretske: „vollständig digitalisierte") Inhalte.

Aber gleich welches Kritium der Relevanz man verwenden mag – das „objektive" (kognitivistische) oder das „subjektive" (phänomenale) – das oben erwähnte Problem der Unterbestimmtheit bleibt ungelöst. Die Relevanztheorie von Sperber und Wilson bietet uns ein verständliches und gebrauchsfähiges Kriterium zur Identifikation jener Annahmen, die für das Verständnis beziehungsweise die Herleitung der Bedeutungsintention am relevantesten sind. Sie beantwortet uns allerdings nicht die Frage, welche Rolle der *Rest des mentalen Kontextes* im Interpretationsprozeß beziehungsweise bei der Festlegung oder bei der Revision von Überzeugungen, die das Resultat dieses Prozesses sind, *spielt* – übrigens genauso wenig wie alle anderen Theorien impliziter mentaler Inhalte. Dieser Rest besteht aus: (1) Quasi-Implikaturen – Propositionen, die entweder intuitive Voraussetzungen oder intuitive Konsequenzen der linguistisch (explizit) ausgedrückten Proposition sind[305], aber einen niedriegeren Relevanzgrad für diese Proposition haben; (2) anderen potentiellen Propositionen (Überzeugungen, Annahmen) und (3) einem nichtintentionalen Kontextbestandteil.

[305] Und deren Entfernung den Prozeß der Rekonstruktion der Absicht des Sprechers erschweren oder verunmöglichen würde.

Ich möchte an meinem Paradebeispiel veranschaulichen, was ich unter Quasi-Implikaturen verstehe. Die folgenden Sätze beschreiben mögliche Implikaturen, das heißt intuitive Voraussetzungen/Folgen, die – ohne Berücksichtigung ihres Relevanzgrades – im explizit ausgedrückten Teil des kommunizierten Inhalts zwischen Barbie und Ken impliziert sein könnten.

- Barbie trägt zur Zeit nur ein Kleid.
- Barbie möchte, daß Ken den Reißverschluß des Kleides öffnet, welches sie *gerade trägt* (und nicht eines anderen Kleides).
- Barbie möchte das Kleid ausziehen.
- Barbie möchte, daß Ken den Reißverschluß *sofort* öffnet (und nicht zum Beispiel in fünf Minuten).
- Barbie möchte, daß Ken den Reißverschluß so weit öffnet, daß sie das Kleid ausziehen kann.
- Barbie erwartet, daß Ken sie beim Öffnen des Reißverschlusses nicht verletzen wird.
- Barbie erwartet, daß Ken sich selbst beim Öffnen des Reißverschlusses nicht verletzen wird.
- Barbie erwartet, daß Ken beim Öffnen des Reißverschlusses das Kleid nicht kaputtmacht.
- Das Kleid hat zumindest einen Reißverschluß.
- Falls das Kleid mehrere Reißverschlüsse hat, erwartet Barbie von Ken, daß dieser jenen öffnet, welcher es Barbie ermöglicht, das Kleid *auszuziehen*.
- Der Reißverschluß befindet sich auf der Rückseite des Kleides (weswegen es schwierig ist, ihn ohne Hilfe zu öffnen).
- Das Kleid wird durch das Öffnen eines oder mehrerer Reißverschlüsse ausgezogen.
- Barbie glaubt, daß der Reißverschluß an ihrem Kleid funktioniert.
- Barbie glaubt, daß Ken einen Reißverschluß bedienen kann.

Einige dieser Propositionen (zum Beispiel Barbies Wunsch, daß Ken den Reißverschluß *sofort* öffnet) könnte man eigentlich als *Explikaturen* behandeln – als wären sie bereits im

explizit ausgedrückten (ausgesprochenen) Anteil „logisch enthalten". Andere könnte man als Implikaturen deuten, die logische Folgen von Explikaturen sind (zum Beispiel daß das Kleid nur einen Reißverschluß hat[306]). (Grice sah solche Propositionen nicht als Implikaturen im reinen Sinn an, er nannte sie „entailments": logische Forderungen.) Und schließlich besteht die dritte und zahlreichste Gruppe der Quasi-Implikaturen aus Propositionen, die ein Ergebnis der Anwendung situativer Stereotypen und von Kommunikationslogik auf explizit ausgedrückte Propositionen sind. (Zum Beispiel: Die Annahme, daß Barbie von Ken erwartet, ihr Kleid beim Öffnen nicht kaputtzumachen, ist rational, weil sie – unter stereotypen Bedingungen – mit Barbies sprachlichen Äußerung konsistent ist.)

Alle diese – und viele andere, ähnliche – Propositionen drücken mögliche Implikaturen aus, das heißt potentiell relevante Annahmen zur sprachlich ausgedrückten Bedeutungsintention des Sprechers. Trotzdem gehören die Propositionen meiner Meinung nach nicht zum impliziten (ergänzenden) Inhalt der Interpretation. Denn, sie sind nicht etwas, was der Sprecher tatsächlich intendiert hätte, noch etwas, was dem Zuhörer durch die Äußerungen des Sprechers „manifest gemacht" würde. Sie sind deswegen auch nicht ein Teil des mitbewußten Inhalts des prädikativen Verständnisakts. So unterscheiden sich Quasi- oder „rein potentielle" Implikaturen von den dem Bewußtsein zugänglichen Implikaturen der Propositionen (a), (b), (c) und (d); oder verallgemeinert: Dadurch unterscheiden sich unbewußte implizite Annahmen von jenen mitbewußten.

Falls meine These auf potentielle Implikaturen angewendet werden kann, dann gilt sie umso mehr für den Rest des Kontextes: erstens für all jene potentiellen Überzeugungen (oder andere intentionalen Akte), die den allgemeinen Kontext einer kommunikativen Situation beschreiben, weiterhin für alles, was in der zeitgenössischen Philospohie des Geistes, vor allem dank den Berkeley-Philosophen John Searle und Hubert Dreyfus, als „nicht-" oder „vor-intentionaler" „Hintergrund" Berühmtheit erlangte (*pre-intentional Background*). Den intentionalen Anteil des allgemeinen Kontextes machen grundlegende Überzeugungen und andere propositionale Einstellungen aus, wie auch das, was aus ihnen gefolgert werden kann. Der nichtintentionale Teil des Kontextes besteht aus einer heterogenen, aber integrierten Ansammlung von Annahmen, Erwartungen, Einstellungen, Routinen, geistigen Gewohnheiten und körperlichen Fähigkeiten aus. Diese ist gleichwohl

[306] Natürlich wäre es auch möglich, dass Barbie sich über Ken lustig macht – daß das Kleid vielleicht gar keinen Reißverschluß hat – , aber dies bedeutet nicht, daß die Proposition einkodiert in Barbies Satz nicht die Existenz eines Reißverschlusses implizieren würde.

eine notwendige Bedingung der Anwendung beziehungsweise der Interpretation jeder Art intentionalen Inhalts.

Ich möchte Searles Hintergrundtheorie, die ein Teil seines Gesamtkonzepts des Geistes ist, nicht detailliert darstellen, zumal es zu seinem Ansatz mittlerweile eine Menge an Literatur gibt.[307] Ich möchte nur grob einige Eigenschaften des nichtintentionalen Hintergrunds (und zwar in Searles ursprünglicher Terminologie) und des von diesem untrennbaren nichtintentionalen Teils des Gesamtkontextes beleuchten, um die theoretische Rolle dieses Begriffs und seine Beziehung zur spezifischen theoretischen Funktion dieses Begriffs für mein Konzept der impliziten Überzeugungen zum Vorschein zu bringen.

Zuerst möchte ich den integrativen Charakter des Hintergrunds betonen. Der In-Situ-Hintergrund (der „On-Line-Hintergrund") funktioniert als einheitliche, in sich geschlossenen Struktur: seine Einzelteile können weder in einem funktionalen noch in einem kognitiven Sinn aus dem Ganzen herausgelöst werden (außer im „Off-Line"-Modus: in einer refelxiven, philosophischen Einstellung). Weiterhin ist der Hintergrund im phänomenalen (und phänomenologischen) Sinn „passiv". Seine Anwesenheit macht sich erst in Ausnahmesituationen bemerkbar – wenn er zusammenbricht (*breakdown*) oder wenn es sich um eine Pathologie handelt. Der Zusammenbruch des Hintergrunds äußert sich „global" – er hat Folgen für alle intentionalen (und überhaupt mentalen) Zustände.[308] Seine kognitive Wirksamkeit ist andererseits unsichtbar, weil sie unspezifisch ist. Denn „[e]ach intentional state requires for its functioning a set of Background capacities. (...) Among these capacities will be some capable of generating other conscious states." (Searle, 1992: 190) Aus dieser Formulierung folgt die letzte Eigenschaft des Hintergrunds, die ich hervorheben möchte: Der Hintergrund ist auf eine spezifische Art mit der Menge aller möglichen (unbewußten) intentionalen Zustände ver*netzt*. Die Besonderheit dieser Vernetzung geht aus Searles dispositionalem Verständnis der unbewußten Intentionalität (die ich hier nicht vertiefen möchte) hervor. [309]

---

[307] Vom phänomenologischen Standpunkt ist Holensteins (1985) kritische Analyse von Searles ursprünglichem Hintergrundbegriff besonders lehrreich. Diese zeigt auf, „wie das Studium der gleichen Phänomene Husserl und Searle bis ins Detail parallele Wege gehen läßt." (S. 239). Das Fazit von Holensteins Anaylse ist: um die beschriebenen Phänomene zu verstehen, ist es nützlicher Husserls zu lesen als Searle (oder Dreyfus), un dies vor allem hinsichtlich der umstrittenen Thesevom Hintergrund als einheitlichem Phänomen.

[308] Donn Welton (2000) gibt eine hervorragende Darstellung des Hintergrund-Zusammenbruchs am Beispiel des Terrorangriffs auf die Twin-Towers in New York.

[309] Searle (1992: 187, 190):

Weit überzeugender als Searles theoretische Argumente für einen durchdringenden und holistischen Hintergrund sind seine Beispiele, die die Rolle des Hintergrunds (zusammen mit dem intentionalen Kontext) bei der Entstehung sprachlicher Intentionalität aufzeigen. Besonders überzeugend sind die Beispiele, die die Unmöglichkeit des Verständnisses selbst der einfachsten sprachlichen Äußerungen in Abwesenheit spezifischer Hintergrundannahmen illustrieren.[310] Aber da der Hintergrund eine einheitliche Struktur ist, legen diese Beispiele den Schluß nahe, daß ohne ein ständiges, verborgenes Wirken des *Gesamtkontextes* (einschließlich der potentiellen/unbewußten Inhalte) die Unterscheidung zwischen Explikaturen und Implikaturen, dessen was gesagt und was gemeint wurde, nicht möglich wäre. Darüberhinaus wäre auch das Phänomen des „Bedeutung" und somit die Kommunikation von Bedeutung unmöglich. (Hierbei geht es nicht darum, daß alle Kommunikationsteilnehmer auf irgendeine Weise einen gemeinsamen Hintergrund haben, so daß Kommunikation als intersubjektive Angelegenheit möglich würde. Nein, selbst von einem sollipsistischen, Searle also nicht fremden Standpunkt könnte es keine Bedeutung geben, weil Intentionalität als transtemporale Identität nicht möglich wäre.)

Ich glaube, daß Searles Analyse des Einflusses des Hintergrunds eine These suggeriert, die über das Ziel hinausschießt und an radikalen Kontextualismus grenzt. Oder genauer: Ich glaube, daß ihre Weiterungen theoretisch unproduktiv sind, weil sie unterschiedliche Teile und Aspekte der Kontextualität über einen Kamm schert. Es ist nämlich unklar, ob und wie sich kontextuell spezifische, kognitiv unmittelbar wirksame Überzeugungen und Annahmen (wie der Implikaturen) von jenen Bedeutungsaspekten unterscheiden, die zum „tiefen" Hintergrund gehören – von dem, was wir „kognitiv" nicht „repräsentieren", sondern als

---

> We think of a memory as a storehouse of propositions and images, as a kind of big library or filling cabinet of representations. But we should think of memory rather as a mechanism for generating current performance, including conscious thoughts and actions, based on past experience.
>
> Instead of saying „To have a belief, one has to have a lot of other beliefs", one should say „To have a conscious thought, one has to have the capacity to generate a lot of other conscious thoughts. And these conscious thoughts all require further capacities for their application."

[310] Der Einfluß von Hintergrundannahmen könnte man an meinem Beispiel mit den folgenden potentiellen Implikaturen aufzeigen, deren Entfernung das Verständnis von Barbies Äußerung unmöglich machen würde: Ken und Barbie sind menschliche Wesen, Ken und Barbie befinden sich nicht im luftleeren Raum, der Ort, an dem sie sich befinden ist ausreichend hell, Ken hat (mindestens) zwei Hände, Kens Hände sind beweglich (nicht gelähmt), Ken trägt keine Handschuhe, Ken und Barbie bewegen sich nicht in entgegengesetzten Richtungen, Barbie ist nicht nackt, Barbies Kleid besteht nicht aus einem Material, das leichter als Luft ist; der Schmutz an Kens Fingern ist nicht radioaktiv, durch das Öffnen des Kleids wird sich Barbie nicht in einen Frosch verwandeln...

„gegeben“ ansehen (wie zum Beispiel daß alle Körper, die schwerer als Luft sind, fallen oder daß uns ein Stuhl trägt, wenn wir uns auf ihn setzen).

Der Begriff der impliziten Überzeugungen, beziehungsweise (und allgemeiner) der Begriff des impliziten Bewußtseinsinhalts – ein Begriff, den ich in meiner Arbeit sowohl im historischen wie auch im zeitgenössischen Kontext zu explizieren und zu rechtfertigen versuchte – ermöglicht hingegen die Unterscheidung zwischen den erwähnten kontextualen Aspekten. Ich werde abschließend versuchen, die Hauptcharakteristiken der impliziten Überzeugungen zusammenzufassen.

- Implizite Überzeugungen sind Teile des kognitiven Kontextes, die propositional ausgedrückt, das heißt vereinzelt identifiziert werden können.
- Der propositionale Inhalt einer impliziten Überzeugung hängt notwendigerweise mit dem propositionalen Inhalt einer expliziten Überzeugung zusammen: Er fungiert als deren Ergänzung.
- Den Zusammenhang zwischen einer bestimmten impliziten und einer bestimmten expliziten Überzeugung kann mit Hilfe des Begriffs der Relevanz verstanden werden: Kraft ihres Inhalts und in einem bestimmten Kontext hat eine implizite Überzeugung den höchsten Relevanzgrad für eine explizite Proposition. Der Begriff der Relevanz ist kompliziert, vielschichtig und umfaßt logische, biographisch-situative und assoziative Bedingungen.
- Der propositionale Inhalt einer impliziten Überzeugung ist relativ spezifisch, woraus sich ergibt, daß ihre Aufhebung (entsprechend ihrer kognitiven, intentionalen Wirkung) „lokale“, und nicht „globale“ Folgen hätte.
- Der propositionale Inhalt einer kognitiven Überzeugung hängt mit ihrem inferentiellen Potential zusammen – mit ihrer Fähigkeit, in verschiedenen kognitiven Kontexten relevant zu sein , das heißt, daß sie auf die Fixierung/die Entstehung expliziter Überzeugungen Einfluß nehmen.
- Implizite Überzeugungen haben eine phänomenale Manifestation: Sie sind erfahrungsmäßig präsent obwohl nicht immer – *als* propositionaler Inhalt – für das Erfahrungssubjekt vorhanden.

- Das paradigmatische Beispiel für implizite Überzeugungen sind Implikaturen in der Kommunikation, deren propositionaler Inhalt intuitiv identifiziert, das heißt aus dem Rest des kognitiven Kontextes herausgelöst werden kann.
- Im Unterschied zum Rest des Kontextes (dem Hintergrund samt dem intentionalen Netz) kommt impliziten Überzeugungen eine aktive (kausale/motivierende) Rolle zu.

In diesem Abschnitt habe ich mich nicht mit der wichtigen und schwierigen Frage des „passiven Einflusses" des Kontextrests bezüglich der aktiven Rolle der einzelnen impliziten Überzeugung beschäftigt. Die kreativen Anregungen zur Erforschung dieses Phänomens kamen in den letzten vierzig Jahren (seit 1967) unter der Rubrik „frame problem" von den Forschern der Künstlichen Intelligenz. Eine der Strategien, die nur die Aktivierung der relevanten Überzeugungen erlaubt und die „Explosion des Kontextes" verhindert ist die sogenannte „Strategie der schlafenden Hunde": Ein System entnimmt aus dem (virtuellen oder physikalischen) Speicher nur jene propositionalen Inhalte mit potentiell starken kognitiven Wirkungen –, und zugleich ignorieren sie die propositionalen Inhalte mit potentiell geringer kognitiver Wirkung. Die Grundlage dieser Strategie ist die Typisierung der kognitiven Situation bezüglich ihrer Rolle bei der Fixierung/der Revision von Überzeugungen in der Vergangenheit.

5 Schlußwort und Ausblick

Diese Arbeit wurde vor allem durch die Erkenntnis motiviert, daß die Theorie der Intentionalität ohne eine Theorie der impliziten (vor- oder mitbewußten) Erfahrungsinhalte unvollständig ist. Die Anlage einer solchen Theorie gründet in der Annahme, daß die impliziten Erfahrungsinhalte intentional wirksam sind: daß sie zur Konstitution der intentionalen Objekte – im Husserlschen Sinn des Konstitutionsbegriffs – beitragen. Die Bedingungen dieser Wirksamkeit herauszuarbeiten, war das primäre Ziel der vorliegenden Untersuchungen.

Die impliziten Erfahrungsinhalte sind Bestandteil des Bewußtseinsfeldes in Sinne von Gurwitsch. Abhängig von seiner Funktion im Bewußtseinsfeld, kann ein Erfahrungsinhalt entweder in der Beziehung der *Kopräsenz*, der *Kohärenz* oder der *Relevanz* zu den mitgegebenen Inhalten, das heißt zu dem Rest des Bewußtseinsfeldes stehen. Diese drei Beziehungstypen unterliegen spezifischen Gesetzmäßigkeiten – den Gesetzmäßigkeiten der Identität intentionaler Objekte („Noemata"), abhängig vom Typus der gegenständlichen Beziehung („Noesis") und der Konstitutionsebene.

Der erste Beziehungstyp, die Kopräsenz, ist als theoretischer Grenzfall und als notwendige Bedingung der beiden weiteren Beziehungsmodi zu betrachten. Er ist einerseits (positiv) definiert durch die Konstitutionsgesetze der phänomenalen Zeit und andererseits (negativ) durch das Fehlen (oder durch das bloß potentielle Vorhandensein) der beiden „höheren" Beziehungsarten. Der zweite Beziehungstyp, die Kohärenz, gehorcht sowohl den Gesetzmäßigkeiten der Entstehung visueller, akustischer, taktiler und anderer sinnlich erfahrbarer Strukturganzheiten – „Gestalten" im Sinne der Gestalttheorie – wie auch den Gesetzmäßigkeiten der phänomenalen Verwandlung dieser rudimentären Phänomene in Alltagsobjekte – in eine Art von „Gestalten höherer Ordnung".

Diese beiden Beziehungsmodi, die Kopräsenz und die Kohärenz, sind Charakteristika der schlichten (vorprädikativen) Wahrnehmung oder anderer auf solcher Wahrnehmung gründenden mentalen Tätigkeiten (wie etwa die Phantasievorstellung). Außerdem bestimmen sie zusammen mit kinästhetischen Gesetzmäßigkeiten und den Regeln der dynamischen Wahrnehmung die Bedingungen der vorbewußten (automatischen) Handlungsintentionalität. Der dritte Beziehungstyp, die Relevanz, ist vornehmlich der *prädikativen* (kategorialen) Erfahrung vorbehalten – der doxischen Wahrnehmung und den Sprach- und Denkakten. Die Relevanzbeziehung ist durch jene Gesetzmäßigkeiten definiert,

die das Verhältnis des thematisch intendierten Gegenstandes zu seinem impliziten Hintergrund (zu den mitintendierten Inhalten) definieren. Diese impliziten Teilinhalte jeder gegenständlichen Erfahrung, deren innere Organisation und ontologischen Status Gurwitschs Analyse im Dunkeln läßt, bestimmen die Erscheinungsweise des thematisierten Gegenstandes.

Im Hinblick auf die Kohärenzbeziehung wurde im dritten Kapitel dieser Arbeit gezeigt, wie die Konstitution eines Bewußtseinsobjektes auf der vorprädikativen Ebene von der Organisation des reinen Wahrnehmungsfeldes abhängt. Es wurde insbesondere nachgewiesen, daß das augenblickliche Wahrnehmungsfeld als einheitliches Strukturganzes funktioniert, dessen Bestandteile – die phänomenalen Eigenschaften – sich wechselseitig bestimmen, wobei die jeweiligen Eigenschaften, abhängig von ihren raumzeitlichen Positionen und ihren sensuellen Affinitäten, als ganzheitliche Komplexe in Erscheinung treten. Die phänomenale Identität (Erscheinungsweise) einer bestimmten Eigenschaft – die Röte eines Apfels oder der Abstand des Apfels von der Tischkante – hängt einerseits von ihrem „Träger" – von der raumzeitlichen Konfiguration (Gestalt), in die sie eingebettet ist – ab und andererseits von der phänomenalen Beschaffenheit des umgebenden Feldes. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß sich die Eigenschaftskonfigurationen, als funktionale Einheiten verstanden, über das ganze Feld („global") erstrecken können: daß sie jene Eigenschaften einschließen können, die räumlich oder zeitlich voneinander entfernt sind. Die empirisch begründeten Kriterien der impliziten Eigenschaftsbindung im visuellen Feld – ein sehr aktuelles Thema wahrnehmungspsychologischer Untersuchungen – bestätigen Gurwitschs nicht-egologische Konzeption des Geistes, nach der die intentionale Ausgerichtetheit auf strukturelle Verschiebungen innerhalb des Bewußtseinsfeldes zurückzuführen ist, und nicht (wie von Husserl angenommen) auf die synthetisierende („noetische") Tätigkeit des transzendentalen Subjektes.

Zum Verständnis der vorbegrifflichen Konstitutionsstufe erwiesen sich Dretskes Begriff „analoge Kodierung" und Peacockes Begriffe „nonconceptual scenario-content" und „manners of presentation" zusammen mit einigen anderen Ansätzen der analytischen Wahrnehmungsphilosophie (Kelly, Dennett) als gewinnbringend. Ich versuchte zu zeigen, daß diese Ansätze – trotz der terminologischen, konzeptuellen und methodischen Unterschiede – jenen phänomenologischen – Husserls und Gurwitschs – homolog sind. Und wenn die genannten Erklärungsansätze zum impliziten Wahrnehmungsinhalt auch zu

gewissen Mißdeutungen führen, so sind sie dennoch lehrreich – indem sie nämlich die Folgen der unkritischen Akzeptanz der Konstanzannahme aufzeigen.

Dies kommt insbesondere bei Dennetts Analyse des „Filling-In"-Phänomens zum Ausdruck. Wie ich ausgeführt habe, ist die Frage, ob in solchen Fällen tatsächlich ein „Ausfüllen" – Hinzufügung neuer sensueller Elemente – oder eher ein „Herausfinden" (*finding out*) – eine implizite Schlußfolgerung – stattfindet, eine falsch gestellte, auf der stillschweigenden Anwendung der Konstanzannahme fußende Frage. Die Trennung zwischen sinnlichen, „echt präsenten", und quasi-sinnlichen, „virtuell präsenten", Inhalten ist nur im Rahmen einer Strukturanalyse eines einzelnen Erfahrungsaktes sinnvoll (wie bei Gurwitsch); sie ist aber sinnlos, wenn man den phänomenalen Inhalt zweier unterschiedlicher Erfahrungsakte vergleicht – zweier Akte mit einem vermeintlich gleichen sensuellen, aber zwei unterschiedlichen intentionalen Wahrnehmungsinhalten („Gesamtinhalten"). Diese Ansätze bestätigen den phänomenologisch gewonnenen Begriff des impliziten Inhalts.

Man kann dieses Argument auch weiter treiben und behaupten, daß es keine klare Trennungslinie zwischen den quasi-sinnlichen und den nichtsinnlichen Teilinhalten eines typischen vorprädikativen Aktes gibt: daß die nichtsinnlichen Grundmerkmale der Alltagsobjekte (Kausalität, Instrumentalität, Quantität) in der vorprädikativen Erfahrung als sinnlich präsent erscheinen. Oder anders formuliert: daß die vorbegriffliche und die begriffliche Typik zusammengefügt sind. Die typisierten impliziten Erwartungen („Akthorizonte", „Verweisungen"), die mit einem Wahrnehmungsakt zusammenhängen, bestimmen nicht nur die Variationsbedingungen der perspektivischen Erscheinung des intendierten Gegenstandes, sondern auch den möglichen Spielraum seiner Verhaltensweisen. Da aber der phänomenale Kontext (das thematische Feld), in den der Gegenstand eingebettet ist, endlos variieren kann, sind auch die Variationsmöglichkeiten seiner Erscheinungs- und Verhaltensweisen unbegrenzt. Die Aufgabe des Relevanzbegriffes – analog dem Kohärenzbegriff – ist, dieser unendlichen Variation systematisch Grenzen vorzuschreiben. Das heißt: Nur die *relevanten* Hintergrundinhalte (implizite „Annahmen" oder „Überzeugungen") sind intentional wirksam – bestimmen die phänomenale Identität des intendierten Gegenstandes mit. Diese These versuchte ich anhand von Beispielen aus der linguistischen Pragmatik zu illustrieren, indem ich zeigte, wie ein impliziter propositionaler Inhalt einer sprachlichen Äußerung (eine „Impliktur") deren expliziten Inhalt ergänzt und somit Sprachkommunikation erst ermöglicht. Der interessanteste Aspekt

dieses Phänomens sind die Bedingungen, unter denen die Relevanzrelation vor dem „vorintentionalen Hintergrund“ (Searle) entsteht.

Daß Relevanz, in diesem Sinn verstanden, sowohl mit der biographischen Situation (mit sedimentierten früheren Erfahrungen) wie auch mit dem intersubjektiv begründeten Wissensvorrat (dem „gesunden Menschenverstand“) zusammenhängt, liegt auf der Hand – ein Umstand, der in der phänomenologischen Literatur (von Schütz oder Barry Smith etwa) ausführlich beschrieben und erörtert wurde. Es ist allerdings durchaus schwierig – wie das notorische „*frame problem*“ in der Logik und der Philosophie der künstlichen Intelligenz oder das Relevanzproblem in der Sprachphilosophie und der linguistischen Pragmatik zeigen –, für die kognitive Relevanz eine strukturelle Erklärung auszuarbeiten. Als Beitrag zu diesem Problem habe ich einige Kriterien der Zuschreibung impliziter Überzeugungen formuliert.

So wie ich den Begriff in dieser Arbeit verstanden und herausgearbeitet habe, hat der implizite Erfahrungsinhalt drei grundlegende Bedeutungen:

In der einfachen Wahrnehmung bezeichnet er den grundlegenden, nichtkonzeptuellen Teilinhalt des ganzen Wahrnehmungsfeldes, so wie ihn die analytischen Philosophen verstehen (Evans, Peacocke, Kelly, Dennett). Das heißt, das das reine Wahrnehmungsfeld oder die reine Wahrnehmungswelt – die Welt der raumzeitlichen Beziehungen zwischen den funktional organisierten Eigenschaftsganzheiten – in allen unseren Erfahrung mitgegenwärtig ist. Dieser Inhalt ist die Grundlage für alle anderen Inhalte – für alle anderen noematische Schichten.

In seiner zweiten Bedeutung umfaßt dieser Inhalt die sinnlichen, quasi-sinnlichen oder auch nicht-sinnlichen Teile/Momente eines monothetisch wahrgenommenen Gegenstandes, wobei der Gegenstand im weitesten Sinn verstanden werden muß, so daß er jede im reinen Wahrnehmungsfeld vorkonstituierte Ganzheit umfaßt, einschließlich des gesamten momentanen Feldes.

In der dritten Bedeutung bezieht sich der implizite Erfahrungsinhalt auf die kontextuell *relevanten* propositionalen Inhalte (Voraussetzungen und Implikationen) unserer expliziten Überzeugungen oder anderer prädikativen Akte, beziehungsweise auf Handlungen, die auf diesen Überzeugungen fußen.

Jedem dieser drei Arten des impliziten Inhalts entspricht eine eigene Form der Typik. Im ersten Fall ist es die raumzeitliche Typik. In der zweiten Bedeutung handelt es sich um die Typik, welche einerseits aus den Gesetzmäßigkeiten der Gestalttheorie hervorgeht, und

andererseits den Regeln gehorcht, die die Kohärenz höherer, nicht-sinnlicher Eigenschaften alltäglicher Erfahrungsobjekte bestimmen. Die Typik der dritten Bedeutung reguliert unser kontextuelles (situatives) Verständnis und unsere sprachliche Ausdrucksweise – eben unsere Fähigkeit, sich in der Welt zurechtzufinden.

Auf Grundlage der Ergebnisse dieser Arbeit und der bisherigen Untersuchungen zeichnen sich für die Theorie der impliziten Erfahrungsinhalte drei wegweisende Fragen ab – Fragen, welche die Richtung künftiger Untersuchungen bestimmen. Die erste ist die Frage nach der Erklärung der Kohärenz jener Eigenschaften von Wahrnehmungsobjekten, die entweder nicht sinnlich gegeben sind, oder gar keine sinnlichen Gemeinsamkeiten aufweisen, oder trotz sinnlicher Gemeinsamkeiten in keiner funktionalen Beziehung stehen. Die zweite ist die Frage der Klärung der Rolle der Relevanzbeziehung beziehungsweise der Bedingungen des kontextuellen (situativen) Verständnisses. Die dritte schließlich der Integration der drei genannten Typen des impliziten Erfahrungsinhalts.

6. Tabellen

Tabelle 1: Verschiedene Bestimmungen des Noemabegriffes

OBJEKT *ALS* INTENDIERT	SINN (BEDEUTUNG) DES INTENTIONALEN AKTES	INTENDIERTES OBJEKT
das intentionale Korrelat eines jeweiligen, zeitlich individuierten Aktes	←	das intentionale Korrelat von mehreren Akten, „die etwas gemeinsam haben“ (Gurwitsch)
„Bewußtseinsgegenstand“*: gehört zur Sphäre des Mentalen („ideal“)	„phänomenologisch reduzierter Gegenstand“ (Bernet)	Naturgegenstand („real“); das „Wirkliche“: dem Bewußtsein transzendentes Ding mit räumlichen, real-physikalischen Eigenschaften; Wahnehmungsding, „Ding in der Natur“
„ideell“ (kein „reeller“ Bestandteil des Aktes)	←	←
das Konstituierende	←	das Konstituierte
Einzelerscheinung des Gegenstandes	der Sinn des Einzelaktes, der sich als Einzelerscheinung des Gegenstandes bekundet	synthetische Einheit von mannigfaltigen Erscheinungen des Gegenstandes; „Idee im Kantischen Sinn“, die den Ablauf der Erscheinungsmannigfaltigkeit gesetzmäßig regelt
„Einzelnoema“ (Gurwitsch), „durch“ das der Gegenstand schlechthin intendiert wird	←	„System von Noemata“; das „volle Noema“ (Gurwitsch)
Einzelerscheinung („Abschattung“) des Baumes: der Baum perspektivistisch gesehen; der Baum „als solcher“	„kann nicht abbrennen, hat keine chemischen Elementen, keine Kräfte, keine realen Eigenschaften“	„der Baum schlechthin“: „kann abbrennen , sich in seine chemische Elemente auflösen usw. “
das Wahrgenommene „als solches“	„Wahrnehmungssinn“ = der „noematische Kern“ der Wahrnehmungsakt(e)	das Wahrgenommene „schlechthin“

im Fall simpler Wahrnehmung:, anschaulich, „leibhaft“ gegeben („anschauliche Selbstgegeben-heit des Gegenstandes“)	*als* Sinn nur durch Reflexionsakte (d.h. durch phänomenologische Analyse) nachweisbar	im Fall simpler Wahrnehmung: vor-reflexiv, „horizontal“ (implizit) gegeben, („mitgegeben“)
das Gedachte (Besagte, Errinerte, Erhoffte, Geurteilte…) „als solches“: „Gegenstand genommen in der Weise, wie er bedeutet oder gedacht ist“	der ideale Sinn (Bedeutung) des Gedankens (Urteils…usw.): der gemeinsame „noematische Kern“ von verschiedenen Akten	das Bedeutete „schlechthin“: jeweilige Gegenständlichkeit, die grammatisch durch Nominalisierung bestimmt wird (*Sachverhalt*, *Zustand*…)
abstrakte Entität	←	konkrete (*dieser Baum*) oder abstrakte Entität (Zahl *8*)
unmittelbar gegebener („primärer“) Inhalt des Aktes	„logischer Inhalt“ des Aktes	unmittelbar (sensuell) gegebener + mitgegebener Inhalt des Aktes

***** Falls nicht anders bezeichnet, gehen die Ausdrücke in Anführungszeichen auf Husserl zurück.

Tabelle 1: Formen der phänomenalen Einheit (Konstitutionsstufen)*

EINHEITS-FORM	NOETISCHE BESCHREIBUNG (AKTTYPUS)	NOEMATISCHE BESCHREIBUNG (OBJEKTTYPUS)	BEISPIELE
res temporalis	„Urerlebnisse“, nichtintentionale Erlebnisse, Akte der inneren Zeitlichkeit	Bewußtseinsobjekte mit rein zeitlicher Identität, „Empfindungsinhalte“, „sensuelle Stoffe“, „syntaktisch formlose individuelle Einzelheiten“, „Welt der immanenten Sinnlichkeit“	vereinzelte Töne, Farbenflecken, Gerüche, Schmerzen, Jucken, Triebe...
res extensa	reine Anschauungsakte	zeitlich-räumlich ausgedehnte Objekte mit sinnlicher Fülle („Phantome“ oder „Raumdinge“)	Regenbogen, Polarlicht, Schatten
res materialis	besondere Anschauungsakte (Anschauungs-+ Auffassungsakte)	Objekte mit kausalen Eigenschaften (physische- oder Naturobjekte)	Baum, Stein, Regen
res instrumentalis	besondere Anschauungsakte (Anschauungs-+ Auffassungsakte)	physische Objekte mit funktionalen Eigenschaften (Zweckobjekte, Dinge des praktischen Umgangs)	Nahrungsmittel, Kleidung, Gebäude, Verkehrsmittel, Werk- und Spielzeuge, Maschinen...
res valens	besondere Anschauungsakte (Anschauungs-+ wertende Akte)	Objekte von ökonomischem, ästhetischem, religiösem, ethischem oder sonstigem praktischem oder theoretischem Wert („Wertsachen“)	Handelsartikel, Geld, Architektur, heilige Taten oder Gegenstände, Kunstwerke (Gedicht, Ölmalerei, Symphonie), mathem. Theorem
res cogitans	besondere Anschauungsakte (Anschauungs-+ Einfühlungsakte)	Einzelobjekte, denen wir „propositionale Einstellungen“ zuschreiben; die wir als „intentionale Systeme“ verstehen („beseelte Leiber“, „*animalia*“)	Eigenpsychisches (empirisches Ego); Fremdpsychisches: Mitmenschen, höhere Tiere, künstliche intelli-gente Systeme; der Außerirdische
res abstracta	kategoriale (prädikative, doxische) Akte	„Verstandes-„ oder „syntaktische Genständlichkeiten“: Eigenschaften, Relationen, Tatsachen, Ereignisse, Sachverhalte, Gruppen von Einzelobjekten** („Vielheiten von Einheiten“), linguistische und arithmetische Objekte...	der Sachverhalt (die Proposition), *daß* ein Buch auf dem Tisch liegt; die Bläue des Meeres; der Schwarm von Schwänen; der Satz „Philosophie macht Spaß“; die Zahl *8*

***** Vgl. Husserl (Ideen I: §§85-97, Ideen II: §§4-18; DR: 341-346), Sokolowski (1974: Kap. 4), McIntyre&Smith (1982: 241-244), und Drummond (1990: §31).

****** Man muß diese *kategoriale* Einigungsform von jener *intuitiven* (unmittelbar anschaulichen) Art der Gruppierung von Einzelobjekten unterscheiden, die z.B. bei der Wahrnehmung einer Melodie, eines Schwarms von Vögeln, eines Blumengartens und anderer „figuraler Momente“ zum Ausdruck kommt. Vgl. dazu Husserl (LU III: §4; LU VI: §§44, 45 und 51; *Philosophie der Arithmetik*, S. 203-219), Gurwitsch (1936/66: 8-10; BF: 60-66) und Mulligan (1995: 176-177).

6 Zitierte Literatur

- ACHINSTEIN, PETER (2005) *The Nature of Explanation*, Oxford: Oxford University Press.
- AUDI, ROBERT (1972) „The Concept of Believing", *Personalist* 53: 43-62.
- BELL, DAVID (1990) *Husserl*, London: Routledge and Kegan Paul.
- BERNET, RUDOLF (1990): „Husserls Begriff des Noema", in: Samuel IJseling (Hrsg.) *Husserl-Ausgabe und Husserl-Forschung*, Dordrecht-Boston-London: Kluwer.
- BIERI, PETER (1993) Einleitung zu: P. Bieri (Hrsg.) *Analytische Philosophie des Geistes*, Königstein/Ts.: Hain.
- BLOCK, NED (1990) „Consciousness and Accessibility", *Behavioral and Brain Sciences*, 13: 596-598.
- BLOCK, NED (1992) „Begging the Question Against Phenomenal Consciousnesss", *Behavioral and Brain Sciences*, 15: 205-206.
- BLOCK, NED (1995/1997) „On Confusion About a Function of Consciousness", in: N. Block, O. Flanagan and G. Güzeldere (eds.) *The Nature of Consciousness: Philosophical Debates*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- BOTERO, JUAN-JOSÉ (1999): „The Immediately Given as Ground and Background", in: J. Petitot, F. Varela, B. Pachoud & J.-M. Roy (eds.) *Naturalizing Phenomenology: Issues in Contemporary Phenomenology and Cognitive Science*, Standford: Standford University Press.
- BOWER, T.G.R. (1966/1972) „The Visual World of Infants", in: R. Held (comp.) *Perception: Mechanisms and Models* (Readings from *Scientific American)*, San Francisco: W.H. Freeman.
- BREWER, BILL & PEARS, JULIAN (1993) „Frames of Reference", Introduction to: N. Eilan, R. McCarthy and B. Brewer (eds.) *Spacial Representation: Problems in Philosophy and Psychology*, Oxford: Blackwell.
- BURGE, TYLER (1997) „Two Kinds of Consciousness", in: N. Block, O. Flanagan and G. Güzeldere (eds.) *The Nature of Conciousness: Philosophical Debates*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- CHALMERS, DAVID (1995) „Facing Up to the Problem of Consciousness", *Journal of Consciousness Studies* 2 (3): 200-219.
- CHALMERS, DAVID (1996) *The Conscious Mind: In Search for a Fundamental Theroy*, Oxford: Oxford University Press.

- CHALMERS, DAVID (1997) „Availability: The Cognitive Basis of Experience?“, in: N. Block, O. Flanagan and G. Güzeldere (eds.) *The Nature of Conciousness: Philosophical Debates*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- CHRISTENSEN, CARLETON (1993) „Sense, Subject and Horizon“, *Philosophy and Phenomenological Research*, 53 (4): 749-792.
- CHURCHLAND, PATRICIA (1988) „Consciousness: The Transmutation of a Concept“, in: A.J. Marcel and E. Bisiach (eds.) *Consciousness in Contemporary Science*, Oxford: Oxford University Press.
- COBB-STEVENS, RICHARD (1990) *Husserl and Analytic Philosophy*, Dordrecht: Kluwer.
- COX, RONALD (1978) *Schutz's Theory of Relevance: A Phenomenological Critique*, The Hague-Boston-London: Martinus Nijhoff.
- CRANE, TIM (2001) *Elements of Mind: Introduction to the Philosophy of Mind*, Oxford: Oxford University Press.
- CRIMMINS, MARK (1992) „Tacitness and Virtual Beliefs“, *Mind and Language*, 7: 240-263.
- DAVIDSON, DONALD (1984) *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford: Clarendon.
- DAVIES, MARTIN (1995) „Reply: Consciousness and the Varieties of Aboutness“, in: C. and G. Macdonald (eds.) *Philosophy of Psychology: Debates on Psychological Explanation*, Volume I, Oxford and Cambridge, MA: Blackwell.
- DENNETT, DANIEL (1975) „Brain Writing and Mind Reading“, in: K. Gunderson (ed.) *Minnesota Studies in the Philosopohy of Science*, Vol. 7, Minneapolis: University of Minnesota Press. Montgomery, Vt.: Bradford Books.
- DENNETT, DANIEL (1978) *Brainstorms: Philosophical Essays on Mind and Psychology*, Montgomery, Vt.: Bradford Books.
- DENNETT, DANIEL (1981) „True Believers: The Intentional Strategy and Why it Works“, in: A.F.Heath: (ed.) *Scientific Explanation*, Oxford: Oxford University Press.
- DENNETT, DANIEL (1991) *Consciousness Explained*, Boston, MA: Little, Brown and Co.
- DENNETT, DANIEL (1996/2004) „Seeing is Believing – Or is it?“, in: R. Schwarz (ed.) *Perception*, Oxford: Blackwell.
- DRETSKE, FRED (1981) *Knowledge and the Flow of Information*, Cambridge, MA: MIT Press. **[KFI]**
- DRETSKE, FRED (1985) „Précis *of Knowledge and the Flow of Information*“, in: H. Kornblith (ed.) *Naturalizing Epistemology*, Cambridge, MA and London: MIT Press.

- DRETSKE, FRED (1993) „Conscious Experience“, *Mind*, 102 (406): 263-283.
- DRETSKE, FRED (1995) *Naturalizing the Mind*, Cambridge, MA and London: MIT Press.
- DRETSKE, FRED (2004) „Perception without Awareness“, http://www.nyu.edu/gsas/dept/philo/courses/representation/papers/Dretske.pdf.
- DREYFUS, HUBERT L. (1972) *What Computers Can't Do: A Critique of Artificial Reason*, New York: Harper & Row.
- DREYFUS, HUBERT L. (1982a) Introduction to: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- DREYFUS, HUBERT L. (1982b) „Husserls Perceptual *Noema*“, in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- DREYFUS, HUBERT L. (1992) *What Computers Still Can't Do: A Critique of Artificial Reason* Cambridge, MA and London: MIT Press.
- DRUMMOND, JOHN J. (1979) „On Seeing *a* Material Thing *in* Space: The Role of Kinaesthesis in Visual Perception“, *Philosophy and Phenomenological Research*, 40 (1): 19-32.
- DRUMMOND, JOHN J. (1990) *Husserlian Intentionality and Non-Foundational Realism*, Dordrecht & Boston, MA: Kluwer.
- DRUMMOND, JOHN J. (1992) „An Abstract Consideration: De-Ontologizing the Noema“, in: J. Drummond and L. Embree (eds.) *The Phenomenology of the Noema*, Dordrecht-Boston-London: Kluwer.
- DRUMMOND, JOHN J. (1997) „Noema“, in: L. Embree et al. (eds.*) The Encyclopedia of Phenomenology*, Dordrecht-Boston-London: Kluwer.
- DRUMMOND, JOHN J. (1997) „The Structure of Intentionality“, in: D. Welton (ed.) *The New Husserl: A Critical Reader*, Bloomington, IN: Indiana University Press.
- DUMMETT, MICHAEL (1992) *Ursprünge der analytischen Philosophie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- FIELD, HARTRY H. (1978) „Mental Representation“, *Erkenntnis*, 13: 9-61.
- FLANAGAN, OWEN (1984/1991) *The Science of the Mind*, Cambridge, MA: MIT Press.
- FLANAGAN, OWEN (1992) *Consciousness Reconsidered*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- FODOR, JERRY (1983) *The Modularity of Mind*, Cambridge, MA: MIT Press.
- FØLLESDAL, DAGFINN (1969/1982) „Husserl's Notion of *Noema*“, in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.

- FØLLESDAL, DAGFINN (1982a) „Brentano and Husserl on Intentional Objects and Perception", in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- FØLLESDAL, DAGFINN (1982b) „Husserl's Theory of Perception", in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- FØLLESDAL, DAGFINN (1990) „Noema and Meaning in Husserl", *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. L - supplement.
- FØLLESDAL, DAGFINN (2001) „Gödel and Husserl", in: J. Petitot, F. Varela, B. Pachoud & J.-M. Roy (eds.) *Naturalizing Phenomenology*, Standford: Standford University Press.
- GIBSON, JAMES J. (1950) *The Perception of the Visual World*, Boston: Houghton Mifflin.
- GREGORY, RICHARD (1970) *The Intelligent Eye: The Psychology of Seing*, London: Weidenfeld and Nicholson.
- GURWITSCH, ARON (1929/1966) „Phenomenology of Thematics and of the Pure Ego: Studies of the Relation Beetween Gestalt Theory and Phenomenology", in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press. **[GTP]**
- GURWITSCH, ARON (1936/1966) „Some Aspects and Developments of Gestalt Psychology", in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1940/1966) „On the Intentionality of Consciousness", in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1941/1966) „A Non-egological Conception of Consciousness", in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1953/1966) „On a Perceptual Root of Abstraction", in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1955/1966) „The Phenomenological and the Psychological Approach to Consciousness", in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1956/1966) „The Last Work of Edmund Husserl", in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1957/1975) *Das Bewußtseinsfeld*, Berlin und New York: Walter de Gruyter (Orig.: *Théorie du Champ de la Conscience*, Bruges et Paris: Desclée de Brouwer & Cie). **[BF]**

- GURWITSCH, ARON (1959) „Beitrag zur phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung“, *Zeitschrift für philosophische Forschung*, hrsg. v. G. Schischhoff, Bd. XIII: 419-437, Meisenheim/Glan: Verlag Anton Hain.
- GURWITSCH, ARON (1959/1966) „On the Conceptual Consciousness“, in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1960/1966) „The Kantian and Husserlian Conceptions of Consciousness“, in: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1966) Introduction to: A. Gurwitsch, *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston: Northwestern University Press.
- GURWITSCH, ARON (1976) *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt*, hrsg. u. eingel. von A. Métraux, Berlin und New York: Walter de Gruyter.
- GURWITSCH, ARON (1982) „Husserls Theory of the Intentionality of Consciousness“, in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- GURWITSCH, ARON (1985) *Marginal Consciousness*, ed. by L. Embree, Athens, OH: Ohio University Press.
- GÜZELDERE, GÜVEN (1997) „The Many Faces of Consciousness: A Field Guide“, Introduction to: N. Block, O. Flanagan and G. Güzeldere (eds.) *The Nature of Conciousness: Philosophical Debates*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- HALL, HARRISON (1982) „Was Husserl Realist or Idealist?“, in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- HAUGELAND, JOHN (1985) *Artificial Intelligence: The Very Idea*, Cambridge, MA: MIT Press.
- HAUGELAND, JOHN (1987) „An Overview of the Frame Problem“, in: Z. Pylyshyn (ed.) *The Robot's Dilemma*, Norwood, Ney Jersey: Ablex.
- HELD, KLAUS (2003) „Husserl's Phenomenological Method“, in: D. Welton (ed.) *The New Husserl: A Critical Reader*, Bloomington, IN: Indiana University Press.
- HINTIKKA, JAAKO (1975) „The Intentions of Intentionality“, in: J. Hintikka, *The Intentions of Intentionality and Other New Models for Modalities*, Dordrecht and Boston, MA: Kluwer.
- HOLENSTEIN, ELMAR (1972) *Phänomenologie der Assoziation: Zur Struktur und Funktion eines Grundprinzips der passiven Genesis bei E. Husserl*, Den Haag: Martinus Nijhof.

- HOLENSTEIN, ELMAR (1985) „Searls Hintergrund: Neue Beiträge zum Intentionalitäts-problem", in: Rodi, Vanderhoeck, Ruprecht (Hrsg.) *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften*, Band 3.
- HOLENSTEIN, ELMAR (1988) „Eine Maschine im Geist: Husserlsche Begründung und Begrenzung künstlicher Intelligenz", in: J.N. Mohanty (Mitverf.) *Sprache, Wirklichkeit, Bewußtsein: Studien zum Sprachproblem in der Phänomenologie*, Freiburg (Breisgau) und München: Alber.
- HOLMES, RICHARD (1975) „Is Transcendental Phenomenology Commited to Idealism?" *The Monist*, 59: 98-114.
- HORGAN, TERENCE & TIENSON, JOHN (2002) „The Intentionality of Phenomenology and the Phenomenology of Intentionality", in: D. Chalmers (ed.) *Philosophy of Mind: Classical and Contemporary Readings*, New York & Oxford: Oxford University Press.
- HUMPHREY, NICHOLAS (1993) *A History of the Mind*, London: Perennial.
- HUSSERL, EDMUND (1922) *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag. **[Ideen I]**
- HUSSERL, EDMUND (1939/1985) *Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik*, hrsg. v. L. Landgrebe, Hamburg: Felix Meiner Verlag. **[EU]**
- HUSSERL, EDMUND (1952) *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Zweites Buch: Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution*, hrsg. v. Marly Biemel, Husserliana IV, Den Haag: Martinus Nijhoff. **[Ideen II]**
- HUSSERL, EDMUND (1966) *Analysen zur passiven Synthesis: Aus Vorlesungs- und Forschungsmanuskripten 1918-1924*, hrsg. v. M. Fleischer, Husserliana XI, Den Haag: Martinus Nijhof. **[APS]**
- HUSSERL, EDMUND (1968) *Phänomenologische Psychologie: Vorlesungen Sommersemester 1925*, hrsg. v. W. Biemel, Husserliana IX, Den Haag: Martinus Nijhof. **[PP]**
- HUSSERL, EDMUND (1970) *Philosophie der Arithmetik*, hrsg. v. L. Eley, Husserliana XII, Den Haag: Martinus Nijhof.
- HUSSERL, EDMUND (1973) *Ding und Raum: Vorlesungen 1907*, hrsg. v. U. Claesges, Husserliana XVI, Den Haag: Martinus Nijhof. **[DR]**
- HUSSERL, EDMUND (1975) *Logische Untersuchungen, Erster Band: Prolegomena zur reinen Logik*, hrsg. v. E. Holenstein, Husserliana XVIII, The Hague: Martinus Nijhof. **[LU I-II]**

- HUSSERL, EDMUND (1984) *Logische Untersuchungen, Zweiter Band: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis, Erster Teil*, hrsg. v. U. Panzer, Husserliana XIX/1, The Hague-Boston-Lancaster: Martinus Nijhof Publishers. **[LU III-IV]**
- HUSSERL, EDMUND (1984) *Logische Untersuchungen, Zweiter Band: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis, Zweiter Teil*, hrsg. v. U. Panzer, Husserliana XIX/2, The Hague-Boston-Lancaster: Martinus Nijhof Publishers. **[LU V-VI]**
- HUSSERL, EDMUND (1994) *Briefwechsel,* hrsg. v. Schumann in Verbindung mit E. Schumann, Husserliana Dokumente, Bd. IV, Dordrecht-Boston-London: Martinus Nijhof Publishers.
- JACKSON, FRANK (1982) „Epiphenomenal Qualia", *Philosophical Quarterly*, 32: 127-136.
- JACKSON, FRANK (1986) „What Mary Didn't Know", *Journal of Philosophy*, 83 (5): 291-295.
- JACOB, PIERRE (2000) „Seeing, Perceiving and Knowing", Paper for the Summer School in Analytic Philosophy on Knowledge and Cognition, July 1-7, 2002. http://jeannicod.ccsd.cnrs.fr/documents/disk0/00/00/02/83/ijn_00000283_00/ijn_00000283_00.htm.
- JAMES, WILLIAM (1890) *The Principles of Psychology*, New York: Henry Holt & Co.
- KATZ, DAVID (1925) *Der Aufbau der Tastwelt*, Leibzig: Barth.
- KELLY, SEAN (2001) „The Nonconceptual Content of Perceptual Expereince: Situation Dependence and Fineness of Grain", *Philosophy and Phenomenological Research*, 3 (62): 601-608.
- KELLY, SEAN (2002) „Husserl and Phenomenology", in: R. Solomon and D. Sherman (eds.), *Blackwell Guide to Continental Philosophy*, London: Blackwell.
- KITCHER, PHILIP (1992): „The Naturalists Return", *The Philosophical Review*, 101 (1): 53-114.
- KOFFKA, KURT (1935) *Principles of Gestalt Psychology*, New York: Harcourt, Brace and World.
- KRIPKE, SAUL (1971) „Naming and Necessity", in: D. Davidson and G. Harman (eds.) *Semantics of Natural Language*, Dordrecht: Reidel.
- LANDGREBE, LUDWIG (1940) „The World as a Phenomenological Problem", *Philosophy and Phenomenological Research*, 1 (1): 38-58.
- LASHLEY, KARL (1923) „The Behavioristic Interpretation of Consciousness", *The Psychological Review*, 30 (4): 237-272.
- LEYENDECKER, HERBERT (1913/1980) *Zur Phänomenologie der Täuschungen*, New York: Garland.

- LOAR, BRIAN (2003) „Phenomenal Intentionality as the Basis of Mental Content", in: M. Hahn and B. Ramberg (eds.) *Reflections and Replies: Essays on the Philosophy of Tyler Burge*, Cambridge, MA: MIT Press.
- LOHMAR, DIETER (2003) „Husserl's Type and Kants Schemata: Systematic Reasons for Their Correlation or Identity", in: D. Welton (ed.) *The New Husserl: A Critical Reader*, Bloomington, IN: Indiana University Press.
- LUCKMANN, THOMAS (1982) Einleitung, in: *Das Problem der Relevanz*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- LYCAN, WILLIAM (1986) „Tacit Belief", in: R. Bogdan (ed.) *Belief*, Oxford: Oxford University Press.
- MANFREDI, PAT (1993) „Tacit Beliefs and Other Doxastic Attitudes", *Philosophia*, 22: 95-116.
- MANGAN, BRUCE (2001) „Sensation's Ghost: The Non-Sensory 'Fringe' of Consciousness", *Psyche*, 7 (18) http://psyche.cs.monash.edu.au/v7/psyche-7-18-mangan.html
- MARBACH, EDUARD (1993) *Mental Representation and Consciousness: Towards a Phenomenological Theory of Representation and Reference*, Dordrecht-Boston-London: Kluwer.
- MARBACH, EDUARD (1994) „Troubles with Heterophenomenology", in: R. Casati, B. Smith, G. White (eds.) *Philosophy and the Cognitive Sciences*, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky.
- MARR, DAVID (1982) *Vision*, San Francisco: Freeman.
- MCGINN, COLLIN (1989) „Can We Solve the Mind-Body Problem?", *Mind*, 98: 349-366.
- MCGINN, COLLIN (1991) *The Problem of Consciousness*, Oxford: Basil Blackwell.
- MCINTYRE, RONALD (1982) „Intending and Referring", in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- MCINTYRE, RONALD (1986) „Husserl and the Representational Theory of Mind", *Topoi*, 5: 101-113.
- MCINTYRE, RONALD & SMITH, DAVID WOODRUF (1982) „Husserl's Identification of Meaning and *Noema*", in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- MELLE, ULLRICH (1983) *Das Wahrnehmungsproblem und seine Verwandlung in phänomenologischer Einstellung*, The Hague-Boston-Lancaster: Martinus Nijhof.

- MERLEAU-PONTY, MAURICE (1945/1962) *Phenomenology of Perception*, London: Routledge & Kegan Paul (Orig.: *Phénoménologie de la Perception*, Paris: Tel Gallimard).
- MÖCKEL, CHRISTIAN (1998) *Einführung in die Transzendentale Phänomenologie*, München: Fink.
- MOHANTY, JITENDRA NATH (1971) *The Concept of Intentionality*, St. Louis: Warren H. Green Inc.
- MOHANTY, JITENDRA NATH (1982) *Husserl and Frege*, Bloomington: Indiana Universtiy Press.
- MOHANTY, JITENDRA NATH (1992) „Noema and Essence", in: J. Drummond and L. Embree (eds.) *The Phenomenology of the Noema*, Dordrecht-Boston-London: Kluwer.
- MOHANTY, JITENDRA NATH (1994) „The Unity of Aron Gurwitsch's Philosophy – Sixtieth Anniversary, 1934-1994: The Legacy of Our Past", *Social Researach*, 61 (4).
- MORAN, DERMOT (2000) *Introduction to Phenomenology*, London & New York: Routledge.
- MULLIGAN, KEVIN (1995) „Perception", in: B. Smith and D. Woodruff Smith (eds.) *The Cambridge Companion to Husserl*, Cambridge & New York: Cambridge University Press.
- MÜNCH, DIETER (1993) *Intention und Zeichen: Untersuchungen zu Franz Brentano und zu Edmund Husserls Frühwerk*, Frankfurt: Suhrkamp.
- NAGEL, THOMAS (1974/1979) „What Is It Like to Be a Bat", in: *Mortal Questions*, Cambridge: Cambridge University Press.
- NAGEL, THOMAS (1986) *The View from Nowhere*, Oxford: Oxford University Press.
- NOË, ALVA (2002) „Is the Visual World a Grand Illusion?", *Journal of Consciousness Studies*, 9 (5-6): 1-12.
- PACHERIE, ÉLISABETH (2000) „Levels of Perceptual Content", *Philosophical Studies*, 100: 237-254.
- PEACOCKE, CHRISTOPHER (1983/1997) „Sensation and Content of Experience" (from: *Sense and Content*), in: N. Block, O. Flanagan and G. Güzeldere (eds.) *The Nature of Consciousness: Philosophical Debates*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- PEACOCKE, CHRISTOPHER (1986/2004) „Analogue Content", in: R. Schwarz (ed.) *Perception*, Oxford: Blackwell.
- PEACOCKE, CHRISTOPHER (1992) *A Study of Concepts*, Cambridge, MA: MIT Press.
- PEACOCKE, CHRISTOPHER (2001a) „Does Perception Have a Nonconceptual Content?", *The Journal of Philosophy*, 98 (5): 239-264.
- PEACOCKE, CHRISTOPHER (2001b) „Phenomenology and Nonconceptual Content", *Philosophy and Phenomenological Research*, 3 (62): 609-615.

- PETITOT, JEAN (1999): „Morphological Eidetics for Phenomenology of Perception", in: J. Petitot, F. Varela, B. Pachoud & J.-M. Roy (eds.) *Naturalizing Phenomenology*, Standford: Standford University Press.
- QUINE, W.V.O. (1951) „Two Dogmas of Empiricism", *Philosophical Review*, 60: 20-43.
- FRANÇOIS RÉCANATI (1993) *Direct Reference: From Language to Thought*, Oxford: Blackwell.
- REID, THOMAS (1785/1969) *Essay on the Intellectual Powers of Man*, Cambridge, MA: MIT Press.
- REY, GEORGES (1988) „A Question About Consciousness", in: H. Otto and J. Tuedio (eds.) *Perspectives on Mind*, Dordrecht: Reidel.
- RINOFNER-KREIDL, SONJA (2000) *Edmund Husserl: Zeitlichkeit und Intentionalität*, Freiburg: Alber.
- ROCK, IRVIN & PALMER, STEPHEN (1990) „The Legacy of Gestalt Psychology", *Scientific American*, 263 (6): 48-61.
- ROSENTHAL, DAVID (1990) „On Being Accesible to Consciousness", *Behavioral and Brain Sciences*, 13: 621-622.
- ROSENTHAL, DAVID (1997) „A Theory of Consciousness", in: N. Block, O. Flanagan and G. Güzeldere (eds.) *The Nature of Conciousness: Philosophical Debates*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- ROY, JEAN-MICHEL, PETIOT, JEAN, PACHOUD, BERNARD, VARELA, FRANCISCO J. (1999): „Beyond the Gap: Introduction to Naturalizing Phenomenology", in: J. Petitot, F. Varela, B. Pachoud & J.-M. Roy (eds.) *Naturalizing Phenomenology*, Standford: Standford University Press.
- RYLE, GILBERT (1949) *The Concept of Mind*, London: Hutchinson and Co.
- SCHÜTZ, ALFRED (1982) *Das Problem der Relevanz*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SCHWARTZ, ROBERT (2004) Introduction to: R. Schwarz (ed.) *Perception*, Part I, Oxford: Blackwell.
- SEAGER, WILLIAM (1991) *Metaphysics of Consciousness*, London: Routledge.
- SEARLE, JOHN (1978) „Literal Meaning", *Erkenntnis*, 13: 207-224.
- SEARLE, JOHN (1983) *Intentionality: An Essay in the Philosophy of Mind*, Cambridge: Cambridge University Press.
- SEARLE, JOHN (1989) „Consciousness, Unconsciousness, and Intentionality", *Philosophical Topics*, 17: 193-209.
- SEARLE, JOHN (1990) „Who is Computing With the Brain", *Behavioral and Brain Sciences*, 13: 632-640

- SEARLE, JOHN (1992) *The Rediscovery of the Mind*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- SEARLE, JOHN (1994) „The Connection Principle and the Ontology of the Unconscious: A Reply to Fodor and Lepore", *Philosophy and Phenomenological Research*, 54 (4): 847-855.
- SEARLE, JOHN (1995) „Consciousness, Explanatory Inversion and Cognitive Science", in: C. and G. Macdonald (eds.) *Philosophy of Psychology: Debates on Psychological Explanation*, Volume I, Oxford and Cambridge, MA: Blackwell.
- SEEBOHM, THOMAS (1984) „The Other in the Field of Consciousness", in: L. Embree (ed.) *Essays in Memory of Aron Gurwitsch*, Washington, DC: The Center for Advanced Research in Phenomenology & The University Press of America.
- SEEBOHM, THOMAS (1992) „The Preconscious, the Unconscious, and the Subcounscious: A Phenomenological Explication", *Man and World*, 25: 505-520.
- SEEBOHM, THOMAS (1994) „Intentionalität und passive Synthesis: Gedanken zu einer nichttranszendentalen Konzeption von Intentionalität", in: H.M. Gerlach und H.R. Sepp (Hrsg.) *Husserl in Halle: Spurensuche im Anfang der Phänomenologie*, Frankfurt (Main) (u.a.): Peter Lang.
- SIEWERT, CHARLES (2003) „Consciousness and Intentionality", in: Stanford Encyclopedia of Philosophy, http://plato.stanford.edu/entries/consciousness-intentionality/ .
- SMITH, BARRY (1988) „Gestalt Theory: An Essay in Philosophy", in: B. Smith (ed.) *Foundations of Gestalt Theory*, München-Wien: Philosophia Verlag.
- SMITH, BARRY (1992) „Zum Wesen des Common sense: Aristoteles und die naive Physik", *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 46 (4): 508-525.
- SMITH, BARRY (1992) „Die Struktur der Common-Sense-Welt", *Logos*, N.F. I: 422-449.
- SMITH, BARRY (1995) „Common Sense", in: B. Smith and D. Woodruff Smith (eds.) *The Cambridge Companion to Husserl*, Cambridge: Cambridge University Press.
- SMITH, BARRY & SMITH, DAVID WOODRUFF (1995) Introduction to: B. Smith and D. Woodruff Smith (eds.) *The Cambridge Companion to Husserl*, Cambridge: Cambridge University Press.
- SMITH, DAVID WOODRUF (1982) „Husserl on Demonstrative Reference and Perception", in: H.L. Dreyfus and H. Hall (eds.) *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, MA: MIT Press.
- SMITH, DAVID WOODRUFF & MCINTYRE, RONALD (1982) *Husserl and Intentionality*, Dordrecht and Boston, MA: Kluwer.
- SMITH, DAVID WOODRUFF (1984) „Content and Context of Perception", *Synthese*, 61: 61-87.

- SMITH, DAVID WOODRUFF (1989) *The Circle of Acquaintance: Perception, Consciousness, Empathy*, Dordrecht-Boston-London: Kluwer.
- SOKOLOWSKI, ROBERT (1970) *The Formation of Husserl's Concept of Constitution*, The Hague: Martinus Nijhof.
- SOKOLOWSKI, ROBERT (1974) *Husserlian Meditations: How Words Present Things*, Evanston: Northwestern University Press.
- SOKOLOWSKI, ROBERT (1984) „Intentional Analysis and the Noema", *Dialectica*, 38: 113-129.
- STRAWSON, GALEN (1994) *Mental Reality*, Cambridge, MA: MIT Press.
- SPELKE, ELIZABETH S. (1990) „Origins of Visual Knowledge", in: D.N. Osherson et. al. (eds.) *Visual Cognition and Action: An Invitation to Cognitive Science*, Vol. II, Cambridge, MA: MIT Press.
- SPERBER, DAN & WILSON, DEIRDRE (1986) *Relevance: Communication and Cognition*, Oxford: Blackwell.
- SPERBER, DAN & WILSON, DEIRDRE (1987) „Presumptions of Relevance", *Behavioral and Brain Sciences*, 10 (4): 736-754.
- SPERBER, DAN & WILSON, DEIRDRE (1996) „Fodor's Frame Problem and the Relevance Theory", *Behavioral and Brain Sciences*, 19: 530-532.
- STEINBERG, STEPHEN PHILLIP (1989) *Aron Gurwitsch and the Interpretation of Husserl*, Dissertation, University of Pennsylvania.
- STEVENS, RICHARD (1974) *James and Husserl: The Foundations of Meaning*, The Hague: Martinus Nijhof.
- STICH, STEPHEN (1982) „On the Ascription of Content", inA. Woodfield (ed.) *Thought and Object*, Oxford: Oxford University Press.
- STICH, STEPHEN (1997) „Two Kinds of Consciousness", in: N. Block, O. Flanagan and G. Güzeldere (eds.) *The Nature of Conciousness: Philosophical Debates*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- TALMY, LEONARD (2000) „Figure and Ground in Language", in: R. Talmy, *Toward a Cognitive Semantics, Volume I: Concept Structuring Systems,* Cambridge, MA & London: MIT Press.
- THOULESS, ROBERT H. (1931) „Phenomenal Regression to the Real Object. II", *British Journal of Psychology*, 22: 1-30.

- THOMPSON, DAVID (2000) „Phenomenology and Heterophenomenology: Husserl and Dennett on Reality and Science“, in: D. Ross, A. Brook, and D. Thompson (eds.) *Dennett's Philosophy: A Comparative Assessment*, Cambridge, MA & London: MIT Press.
- UNDERWOOD, GEOFFREY & BRIGHT, JAMES E.H. (1996) „Cognition With and Without Awareness“, in: G. Underwood (ed.) *Implicit Cognition*, Oxford: Oxford University Press.
- UNDERWOOD, GEOFFREY (ed.) (1996) *Implicit Cognition*, Oxford: Oxford University Press.
- VARELA, FRANCISCO (1996) „Neurophenomenology: A Methodological Remedy for the Hard Problem“, *Journal of Consciousness Studies*, 3 (4): 330-349. (http://web.ccr.jussieu.fr/varela/human_consciousness/article01.html).
- WELTON, DONN (2003) „World as Horizon“, in: D. Welton (ed.) *The New Husserl: A Critical Reader*, Bloomington, IN: Indiana University Press.
- WIEGAND, OLAV (1999) *Interpretationen der Modallogik: Ein Beitrag zur phänomenologischen Wissenschaftstheorie*, Dordrecht-Boston-London: Kluwer.
- WIEGAND, OLAV (2001) „The Phenomenological Semantics of Natural Language, Part I“, in: B. Hopkins and S. Crowell (eds.) *The New Yearbook for Phenomenology and Phenomenological Philosophy I*: 241-255.
- WILKES, KATHLEEN (1988) „——, yìshì, duh, um, and consciousness“, in: A.J. Marcel and E. Bisiach (eds.) *Consciousness in Contemporary Science*, Oxford: Oxford University Press.

7 Zusammenfassung

Eine der Besonderheiten des menschlichen Geistes drückt sich in der phänomenologischen Einsicht aus, daß seine unmittelbar gegebenen Inhalte die Mitwirkung einiger anderer, „ergänzender" oder "mitbewußter Inhalte" voraussetzen. Dieser Aspekt des Gesamtphänomens Intentionalität ist Forschungsgegenstand sowohl der phänomenologischen wie auch der analytischen Philosophie.

Die vorliegende Arbeit wurde durch die Erkenntnis motiviert, daß die Theorie der Intentionalität ohne eine Theorie der impliziten Intentionalität unvollständig ist. Die Anlage einer solchen Theorie gründet in der Annahme, daß die impliziten Erfahrungsinhalte intentional wirksam sind: daß sie zur „Konstitution" der intentionalen Objekte – im Sinne vom Husserl und Gurwitsch – beitragen. Die Bedingungen und Umstände dieser Wirksamkeit herauszuarbeiten, ist das Hauptziel der vorliegenden Untersuchungen. Dazu wurde (1) eine phänomenologische Theorie des impliziten Inhalts kritisch expliziert, und (2) diese anhand einiger aktueller Ansätze der analytischen Philosophie auf die Probe gestellt.

Im phänomenologischen Teil wurden zuerst die methodologischen Voraussetzungen von Gurwitschs gestalttheoretischer Neuformulierung des Husserlschen Projekts unter Berücksichtigung der sogenannten Konstanzannahme kritisch untersucht. Weiterhin wurden Husserls Noema-Konzeption und seine Horizontlehre aus der Perspekive von Gurwitschs Feldtheorie des Bewußtseins expliziert, und in der Folge Gurwitschs dreifache Gliederung des Bewußtseinsfeldes – das Kopräsenz-Kohärenz-Relevanz-Schema – um die phänomenologischen Begriffe *Potentialität*, *Typik* und *Motivation* erweitert. Die Beziehungen, die diesen Begriffen zugrunde liegen, erwiesen sich „als mehr denn bloß kontigent, aber als weniger denn logisch oder notwendig" (Mulligan).

An Beispielen aus der analytischen Philosphie der Wahrnehmung (Dretske, Peacocke, Dennett, Kelly) und der Sprache (Sperber, Wilson, Searle) wurde das phänomenologische Konzept der impliziten Intentionalität kritisch beurteilt und weiterentwickelt. Hierbei wurde(n) unter anderem der Zusammenhang zwischen dem phänomenologischen Begriff *vorprädikativer Inhalt* und dem analytischen Begriff *nichtkonzeptueller Inhalt* aufgezeigt und Kriterien für die Zuschreibung impliziter Überzeugungen in typischen Fällen der prädikativen Intentionalität zusammengetragen und systematisiert.

Für die weitere Erforschung des Themas der impliziten Intentionalität wurden abschließend die Erklärung der Kohärenz der sinnlichen und nichtsinnlichen Eigenschaften von Wahrnehmungsobjekten und der Relevanz als Bedingung des kontextuellen Verständnisses identifiziert.